



JEAN-CHRISTOPHE GRANGÉ

DIE
**PURPURNEN
FLÜSSE**

THRILLER

EHRENWIRTH

In der kleinen Universitätsstadt Guernon nahe Grenoble wird die Leiche eines Bibliothekars entdeckt. Der ermittelnde Kommissar glaubt zunächst an einen Ritualmord, bis kurz darauf eine zweite Leiche ganz in der Nähe im Gletscher gefunden wird. Gezielt gelegte Spuren haben die Polizei zu diesem Fund geführt. Etwa zeitgleich versucht ein Inspektor in einem französischen Provinznest, das rätselhafte Verschwinden eines zehnjährigen Schülers aufzuklären. Als sich herausstellt, daß beide Kriminalfälle in engem Zusammenhang stehen, beginnt eine fieberhafte Spurensuche. Bald wird klar, daß die beiden Toten keine unschuldigen Opfer waren, und die »purpurnen Flüsse« erweisen sich als Chiffre für ein furchtbares Verbrechen.

Der beste Thriller seit »Das Schweigen der Lämmer«.
(Le Figaro)

Jean-Christophe Grangé

Die purpurnen Flüsse

Thriller

Aus dem Französischen von Barbara Schaden

Für Virginie

Ehrenwirth

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Grangé, Jean-Christophe:

Die purpurnen Flüsse: Roman / Jean-Christophe Grangé.

Aus dem Franz, von Barbara Schaden. – München: Ehrenwirth, 1998.

Einheitssacht.: Les Rivières pourpres <dt.>

ISBN 3-431-03543-4

Non-profit Scan by tigger/Yfffi, 2002

© 1997 by Editions Albin Michel, S.A.. Paris

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel *Les Rivières pourpres*
bei Albin Michel, Paris

© 1998 by Bastei Verlag Gustav Lübbe GmbH & Co.. Bergisch Gladbach
(für die deutsche Ausgabe)

Lizenzausgabe: Ehrenwirth Verlag GmbH, Schwanthalerstr. 91,
D-80336 München

ISBN 3-431-03543-4

Schutzumschlag: Atelier Kontraste, Sigrid Meggendorfer/

Claudia Krauß, München

Satz: ew print & medien service, Würzburg

Druck: Wiener Verlag, Himberg

Printed in Austria

I

1

»*Ganamos! Ga-na-mos!*«

Pierre Niémans, das Funkgerät in der Hand, beobachtete die Menschenmenge unter sich, die über die Betontreppen des Parc-des-Princes-Stadions abwärts drängte. Tausende erhitzter Köpfe, weißer Fahnen, grellbunter Schals, die ein schillerndes, vielfarbiges Band bildeten. Wie ein Konfettischauer. Oder eine Legion irrer Dämonen. Und immerfort diese drei Silben, langsam und ohrenbetäubend: »*Ga-na-mos!*«

Der Polizist stand auf dem Dach des Kindergartens gegenüber dem Stadion und leitete die Manöver der dritten und vierten Brigade der CRS, der republikanischen Sicherheitstruppen. Die Männer in Dunkelblau trugen schwarze Helme und Polycarbonat-Schilde zu ihrem Schutz. Es war die klassische Methode: zweihundert Männer zu beiden Seiten jeder Gruppe von Ausgängen und zusätzliche »Abschirmkommandos«, die dafür zu sorgen hatten, daß die Anhänger der beiden Mannschaften sich nicht nahe kamen oder aufeinandertrafen, ja sich nicht einmal gegenseitig wahrnahmen ...

Für das Spiel Zaragoza-Arsenal in der Champions' League 96, das einzige Match des Jahres, bei dem zwei nichtfranzösische Mannschaften in Paris gegeneinander antraten, waren mehr als vierzehnhundert Polizisten und Gendarmen mobilisiert worden.

Ausweiskontrollen, Leibesvisitationen und Einkreisung der vierzigtausend Fans, die aus Spanien und England angereist waren. Hauptkommissar Pierre Niémans war einer der Koordinatoren der Manöver. Diese Art von Einsatz gehörte nicht zu seinen üblichen Aufgaben, doch er schätzte solche Übungen. Überwachung und Konfrontation, im wahrsten Sinn des Wortes. Ohne Ermittlungen, ohne bürokratische Vorschriften. Ein Gratisangebot, das er in

gewisser Weise erholsam fand. Und er liebte das militärische Gepräge dieser vorrückenden Armee. Die Fans waren inzwischen auf der ersten Ebene angelangt – man sah sie zwischen den Betonträgern der Konstruktion, oberhalb der Ausgänge H und G. Niémans warf einen Blick auf die Uhr. In spätestens vier Minuten waren sie draußen auf der Straße. Dann wurde es gefährlich: Wenn die verfeindeten Fans sich begegneten, konnte die Situation außer Kontrolle geraten. Die Oktobernacht vibrierte vor Spannung. Zwei Minuten. Instinktiv drehte Niémans sich um und sah in der Ferne die Place de la Porte de Saint-Cloud. Völlig menschenleer. Wie beunruhigende Totempfähle erhoben sich die drei Fontänen in die Nacht. Entlang der Avenue reihten sich die Mannschaftswagen der CRS aneinander, und die Männer standen daneben, die Helme an den Gürtel geschnallt, ließen die Schultern kreisen und klopfen sich mit dem Schlagstock an die Beine. Die Reservebrigaden.

Das Getöse schwoll an. Die Menge strömte zwischen den Absperrgittern hindurch. Niémans konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen: Das war es, was er suchte. Wie eine Woge quollen die Menschen auf die Straße. Schrille Fanfarenstöße erhoben sich über das Stimmengewirr. Ein Donnernrollen ließ jeden Zwischenraum im Beton erbeben. »*Ga-na-mos! Ga-na-mos!*« Niémans schaltete sein Funkgerät ein und sprach mit Joachim, dem Chef der Kompanie Ost. »Hier Niémans. Sie kommen raus. Lenken Sie sie in Richtung Mannschaftswagen, Boulevard Murat, Parkplätze, Metroeingänge.«

Von seinem erhöhten Standort aus schätzte der Polizist die Lage ein: Auf dieser Seite war das Risiko minimal. Die spanischen Fans waren die Sieger, folglich weniger gefährlich. Die Engländer verließen das Stadion auf der gegenüberliegenden Seite durch die Ausgänge A und K, bei der Boulogne-Tribüne – der Tribüne der wilden Tiere. Sobald die Situation hier im Griff überschaubar war, nahm Niémans sich vor, wollte er einen Blick auf die andere Seite werfen.

Im Licht der Straßenlaternen sah er über der Menge plötzlich eine Flasche fliegen, sah, wie ein Schlagstock niederging, die dichten Reihen zurückwichen, Männer zu Boden fielen. Er brüllte ins Funkgerät: »Joachim, verdammt! Halten Sie Ihre Leute zurück!«

Niémans stürzte ins Treppenhaus und rannte die acht Stockwerke hinunter. Als er unten aus dem Gebäude kam, liefen schon zwei CRS-Trupps herbei, bereit, die Hooligans in Schach zu halten. Auf keinen Fall durfte dieser Zwischenfall das Pulverfaß zur Explosion bringen. Niémans rannte vor den bewaffnete Männern her und schwenkte stürmisch beide Arme. Die Schlagstöcke waren wenige Meter von seinem Gesicht entfernt, als unversehens Joachim neben ihm auftauchte, den Helm auf dem Kopf festgeschnallt: Er klappte das Visier auf und warf Niémans einen wutentbrannten Blick zu.

»Gott im Himmel, sind Sie bescheuert, oder was? In Zivil – die machen Sie fertig ...« Niémans ignorierte die Frage.

»Was ist das für eine Scheiße? Halten Sie Ihre Männer in Schach, Joachim! Sonst ist hier in drei Minuten die Hölle los.« Der stämmige Hauptmann keuchte, sein Gesicht war hochrot, und sein kleiner Schnauzbart, Modell Jahrhundertwende, erzitterte unter den stoßweisen Atemzügen. Das Funkgerät meldete sich: »Aufruf an alle Einheiten ... Aufruf an alle Einheiten ... Die Boulogne-Kurve ... Rue du Commandant-Guilbaud ... Ich ... Wir haben hier ein Problem!« Niémans fixierte Joachim, als wäre der allein an dem allgemeinen Chaos schuld. Er drückte auf den Sprechknopf: »Niémans hier. Wir kommen.« Dann befahl er dem Hauptmann in beherrschtem Ton: »Ich gehe hinüber. Schicken Sie so viele Männer wie möglich. Und riegeeln Sie hier ab.« Ohne eine Antwort abzuwarten, hastete der Kommissar davon, auf der Suche nach dem Rekruten, der ihm als Fahrer zugeteilt war. Mit langen Schritten überquerte er den Platz und sah aus dem Augenwinkel, wie die Kellner der Brasserie des Princes hastig das eiserne Rollgitter herunterließen. Panik lag in der Luft. Endlich entdeckte er den dunkelhaarigen kleinen Mann mit Lederjacke, der neben einer schwarzen Limousine auf und ab ging. Niémans schlug mit der Faust auf das Verdeck des Wagens und brüllte: »Schnell! Die Boulogne-Kurve!«

In derselben Sekunde sprangen die beiden Männer in den Wagen und fuhren mit quietschenden Reifen davon. Links neben dem Stadion bog der Rekrut ab, um auf dem freigehaltenen Sicherheitsstreifen den Ausgang K auf dem kürzesten Weg zu

erreichen.

Doch Niémans hatte eine jähe Eingebung. »Nein«, schnaubte er, »fahr außen herum. Die Schlägerei wird auf uns zukommen.« Der Wagen vollführte eine Kehrtwendung, schlitterte durch die Pfützen rund um die Wasserwerfer, die sich zur Niederschlagung eines Aufruhrs bereithielten, und raste durch die schmale Schneise zwischen den grauen Mannschaftswagen die Avenue du Parc-des-Princes entlang. Die behelmten Männer, die in dieselbe Richtung liefen, wichen zur Seite, ohne einen Blick auf sie zu werfen. Niémans hatte das magnetische Blaulicht aufs Dach geheftet. Nach dem Gelände des Claude-Bernard-Gymnasiums bog der Rekrut nach links ab, umrundete die Auteuil-Tribüne und folgte der dritten Flanke des Stadions.

Als Niémans die ersten Gaswolken aufwallen sah, fühlte er sich bestätigt: Der Zusammenstoß hatte sich bereits bis zur Place de l'Europe ausgeweitet. Der Wagen durchquerte die weißlichen Schwaden und mußte sich durch die ersten flüchtenden Opfer kämpfen. Die Schlägerei war unmittelbar vor der Präsidententribüne ausgebrochen. Männer mit Krawatten, herausgeputzte Frauen liefen stolpernd davon, die Gesichter tränenüberströmt. Manche versuchten, auf die Straße zu entkommen, während andere in Richtung Galerie flohen und die Stufen wieder hinaufkrannten.

Mit einem Satz sprang Niémans aus dem Wagen. Auf dem Platz prügelte sich eine geballte Masse ineinander verkeilter, um sich schlagender Leiber. Hin und wieder blitzten die grellen Farben der englischen Mannschaft auf, dazwischen waren die dunklen Gestalten der CRS zu erkennen, von denen manche blutend über den Boden krochen wie Schnecken; andere hingegen hielten sich abseits und wagten nicht, die Anti-Riot-Gewehre einzusetzen, um ihre verletzten Kollegen nicht zu gefährden. Der Kommissar nahm die Brille ab und band sich ein Tuch vors Gesicht. Er trat auf den nächststehenden CRS-Mann zu und entriß ihm den Schlagstock, während er ihm mit der anderen Hand seinen Dienstausweis unter die Nase hielt. Der Mann starrte ihn verdattert an; Dunst beschlug das Visier seines Helms. Pierre Niémans lief auf das Handgemenge zu. Die englischen Fans schlugen mit Fäusten und Stangen, traten mit eisenbewehrten

Absätzen, und die CRS-Trupps wichen zurück und versuchten, ihre eigenen Leute zu schützen, die bereits zu Boden gegangen waren. Arme fuchtelten, Gesichter streiften einander im Gasdunst, Kieferknochen zersplitterten auf dem Asphalt. Schlagstöcke wurden geschwungen und bogen sich unter der Wucht des Aufpralls. Der Polizist stürzte sich ins Gewühl.

Er prügelte mit der Faust, mit dem Stock. Mähte einen stämmigen Kerl nieder und schlug weiter, als sein Gegner schon auf dem Boden lag. In die Rippen, in den Unterleib, ins Gesicht. Plötzlich traf ihn ein Fußtritt von rechts, und er richtete sich brüllend auf. Sein Stock fuhr gegen die Kehle des Angreifers. Unter seiner Schädeldecke hämmerte das Blut, sein Mund fühlte sich taub an und schmeckte nach Metall. Er dachte nichts mehr, empfand nichts mehr. Er war im Krieg, das war das einzige, was er wußte. Aus dem Augenwinkel bemerkte er plötzlich eine merkwürdige Szene. In hundert Metern Entfernung nahmen zwei Hooligans einen Mann in Zivil in die Mangel, der bereits übel zugerichtet war und sich heftig wehrte. Niémans sah das blaugeschlagene Gesicht des Fans, die mechanischen Bewegungen der anderen, die vor Haß bebten. Nach einer weiteren Sekunde hatten Niémans begriffen: Der Einzelkämpfer und die beiden anderen trugen auf ihren Jacken die Abzeichen verfeindeter Clubs. Eine Abrechnung.

Bis Niémans die Situation überblickte, war das Opfer seinen Angreifern entkommen und floh in die Rue Nungesser-et-Coli. Die beiden Schläger hefteten sich an seine Fersen. Niémans ließ seinen Stock fallen, bahnte sich einen Weg durchs Gewühl und lief den dreien hinterher. Die Verfolgung begann.

Niémans rannte die stille Straße entlang, gleichmäßig atmend, und verkleinerte rasch den Abstand zu den beiden Verfolgern, die ihrerseits ihrer Beute nachsetzten.

Sie bogen nach rechts ab und hatte bald das vollständig ummauerte Molitor-Bad erreicht. Inzwischen hatten die Angreifer ihr Opfer eingeholt. Niémans kam in Sichtweite der Place de la Porte Molitor über der Unterführung des Umgehungsringes und traute seinen Augen nicht: Einer der beiden hatte ein Klappmesser gezogen.

Im grünlichen Licht der Straßenbeleuchtung sah Niémans die

Klinge aufblitzen – gnadenlos stach sie auf den Mann ein, der in die Knie gebrochen war und bei jedem Stich zusammenzuckte. Kurz darauf hoben die Angreifer den nun leblosen Körper auf und hievten ihn auf das Geländer. »Nein!«

Niémans brüllte auf und zückte im selben Moment seinen Revolver. Er lehnte sich gegen einen geparkten Wagen, stützte die rechte Faust in die linke Handfläche und zielte mit angehaltenem Atem. Der erste Schuß. Daneben. Der Messerstecher drehte sich verdutzt um. Ein zweiter Schuß. Wieder daneben. Niémans begann wieder zu laufen, die Waffe in Kampfposition an den Schenkel gedrückt. Er war erbost: zweimal hatte er sein Ziel verfehlt. Ohne Brille war er ungefähr so gefährlich wie eine Seifenblase. Als er die Brücke erreichte, hatte sich der Mann mit dem Messer bereits seitwärts in die Büsche geschlagen, während sein Komplize so verschreckt war, daß er sich nicht von der Stelle rührte. Niémans schlug ihm mit dem Kolben des Revolvers gegen die Kehle, schleppte ihn an den Haaren zu einem Verkehrsschild und fesselte ihn mit Handschellen an den Pfosten. Erst dann beugte er sich über die Brüstung und schaute auf die Straße hinunter.

Der Körper des Opfers lag zerschmettert auf der Fahrbahn, und mehrere Autos hatten ihn überrollt, ehe eine Reihe von Auffahrunfällen den Verkehr völlig zum Erliegen gebracht hatte. Ineinander verkeilte Wagen, zerbeultes Blech ... Der Stau löste ein wildes Hupkonzert aus. Im Scheinwerferlicht sah Niémans einen Fahrer, der schwankend neben seinem Wagen stand, beide Hände vors Gesicht geschlagen.

Der Kommissar richtete den Blick über den Umgehungsring und sah den Mörder mit seiner farbigen Armbinde durchs Dickicht hasten. Auf der Stelle rannte Niémans wieder los; im Laufen steckte er seine Waffe ein.

Durch die Bäume warf der Killer immer wieder einen raschen Blick über die Schulter. Der Polizist ging nicht in Deckung: der Mann sollte ruhig wissen, daß er verfolgt wurde. Er sollte wissen, daß Hauptkommissar Pierre Niémans ihm an den Kragen wollte. Mit einem Haken seitwärts erklimm der Hooligan eine Böschung und verschwand. Doch das Geräusch von Schritten auf Kies verriet

Niémans, daß er sich durch die Gärten von Auteuil davonmachte. Der Kommissar lief denselben Hang hinauf und sah die endlose graue Kiesfläche des Parks, matt schimmernd im Widerschein der Großstadtnacht. Er rannte an den Gewächshäusern entlang, und am anderen Ende entdeckte er die Gestalt, die in dem Moment über eine Mauer kletterte. Er nahm Anlauf, und weil er sehr viel größer war, bezwang er das Hindernis auf Anhieb. Das Tennisstadion Roland-Garros.

Die Gittertore zwischen den Plätzen waren nicht verriegelt, und so gelangte der Killer mühelos von einem Tennisplatz zum nächsten. Niémans riß ein Tor auf und überquerte den roten Sand. Der Mann fünfzig Meter vor ihm wurde bereits langsamer und verriet deutliche Anzeichen von Erschöpfung. Inzwischen war er bei der Treppe zwischen den Sitzreihen angelangt und stolperte hinauf. Niémans lief ihm nach, doch er erklimmte die Stufen rasch und geschmeidig, kaum außer Atem. Es fehlten nur noch wenige Meter, als der Schatten vor ihm vom oberen Rand der Tribüne ins Leere sprang.

Niémans beugte sich über die Brüstung und sah, daß der Mann auf dem Dach eines Privathauses gelandet war und gleich darauf verschwand. Der Kommissar trat einen Schritt zurück und stürzte sich ebenfalls in die Tiefe. Auf einer bekiesten Dachterrasse kam er auf. Unter ihm Rasen, Bäume, Stille. Von dem Mörder keine Spur.

Der Polizist ließ sich von der Terrasse fallen und rollte sich im feuchten Gras ab. Es gab nur zwei Möglichkeiten: das Hauptgebäude, von dessen Dach er gesprungen war, und ein weitläufiges Holzgebäude am Ende des Gartens. Er zückte seinen MR 73 und lehnte sich gegen die Tür direkt hinter ihm. Sie bot keinen Widerstand.

Der Kommissar ging ein paar Schritte, dann hielt er verblüfft inne. Er stand in einer marmornen Halle. An der Stirnseite prangte eine Steinplatte mit einer Inschrift in unbekannten Lettern, und eine Treppe mit vergoldetem Geländer führte in die Dunkelheit der oberen Stockwerke hinauf. Tapeten aus kaiserlich rotem Samt erstreckten sich im Schatten, überdimensionale Vasen schimmerten feierlich ... Niémans begriff, daß er anscheinend in eine asiatische Botschaft eingedrungen war. Hier wehte der Geruch der Steppe.

Im selben Moment hörte er draußen ein gedämpftes Geräusch. Der Mörder war im anderen Gebäude. Niémans überquerte geduckt den Rasen und hatte bald den aus Holzlatten gezimmerten Schuppen erreicht. Die Tür pendelte noch hin und her. Er trat ein, ein Schemen in der Finsternis, und sah sich verblüfft um: Es war ein Stall mit fein ziselierten Boxen, in denen kleine Pferde mit kurzer Mähne standen.

Bebende Pferde Rücken, raschelndes Stroh. Pierre Niémans ging vorwärts, die Waffe in der Hand, vorbei an einer, zwei, drei Boxen ... Ein dumpfer Laut zu seiner Rechten. Er fuhr herum, doch es war nur ein stampfender Huf. Links ein Schnauben. Wieder drehte er sich um. Zu spät – die Klinge sauste herab. Niémans wich im letzten Augenblick aus. Das Messer streifte seine Schulter und fuhr in die Kruppe eines Pferds, das sofort ungestüm ausschlug: Das Hufeisen traf den Killer mitten ins Gesicht. Der Polizist nahm seinen Vorteil wahr, warf sich auf seinen Gegner, drehte den Revolver um und benutzte den Kolben als Hammer. Er drosch auf den Mann ein, schlug, schlug, dann hielt er jäh inne und starrte auf das blutige Gesicht. Zwischen Fleischfetzen ragten Knochenteile hervor, ein Augapfel hing nur noch an einem Faserstrang. Der Mann, der noch immer die Mütze in den Vereinsfarben trug, rührte sich nicht mehr. Niémans packte wieder seine Waffe, umklammerte den blutigen Kolben mit beiden Händen und stieß den Lauf in den aufgeplatzten Mund des Mannes. Er spannte den Hahn, schloß die Augen und wollte schießen ... als ein schrilles Signal ertönte. In seiner Tasche läutete das Mobiltelefon.

2

Im Hauptquartier der Kriminalpolizei des Innenministeriums, in den zu neuen und zu symmetrischen Straßen des Viertels Nan-terre-Préfecture, brannte drei Stunden später eine vereinzelte kleine Lampe. Es war ein grelles, aber konzentriertes Licht mit sehr kleiner

Abmessung und leuchtete niedrig, beinahe unmittelbar über dem Schreibtisch von Antoine Rheims, der im Schatten saß. Ihm gegenüber, außerhalb des Lichtkreises, ragte die hohe Gestalt von Pierre Niémans auf. Lakonisch hatte er eine Zusammenfassung seines schriftlichen Berichts über die Verfolgungsjagd im Bois de Boulogne vorgetragen. Rheims war skeptisch. »Wie geht es dem Mann?« fragte er. »Dem Engländer? Koma. Zahlreiche Brüche der Gesichtsknochen. Er liegt im Hôtel-Dieu. Ich habe gerade dort angerufen: Sie wollen eine Hauttransplantation im Gesicht versuchen.«

»Und was ist mit dem Opfer?«

»Von mehreren Autos überfahren. Auf dem Ring, Höhe Porte Molitor.«

»Jesusmaria. Erzähl mir genau, was passiert ist.«

»Es war eine Abrechnung zwischen Hooligans. Unter den Anhängern von Arsenal waren zwei von Chelsea. Sie nutzten den allgemeinen Aufruhr, um ihren Feind niederzustecken.« Rheims nickte ungläubig. Nach kurzem Schweigen fragte er: »Und dein Opfer? War es tatsächlich ein Huftritt, der den Mann so zugerichtet hat?«

Niémans gab keine Antwort, sondern stand auf und trat ans Fenster. Im fahlen Mondlicht waren die seltsamen pastellfarbenen Motive auf den Fassaden der benachbarten Gebäude zu erkennen: Wolken und Regenbogen, die über den dunkelgrünen Hügeln des Parks von Nanterre schwebten.

»Ich versteh dich nicht, Pierre«, fuhr Rheims fort. »Warum läßt du dich auf solche Geschichten ein? Deine Aufgabe war die Überwachung des Stadions – wirklich, ich ...«

Er brach ab. Niémans schwieg beharrlich.

»Du bist allmählich zu alt dafür«, fing Rheims wieder an. »Und außerdem nicht zuständig. Unser Abkommen war klar: kein persönliches Eingreifen, keine Gewaltakte ...« Niémans drehte sich um und ging auf seinen Vorgesetzten zu. »Komm zur Sache, Antoine. Warum hast du mich mitten in der Nacht herbestellt? Als du mich angerufen hast, konntest du noch gar nicht wissen, was im Park passiert ist. Also, worum geht's?« Die Schattengestalt saß reglos da.

Breite Schultern, leicht gekräuselte graue Haare, ein Gesicht wie aus Stein gemeißelt. Das Aussehen eines Leuchtturmwärters. Der Sektionschef leitete seit mehreren Jahren die Zentrale Dienststelle zur Bekämpfung des Menschenhandels, OCRTEH genannt – ein recht komplizierter Name, der lediglich eine übergeordnete Instanz der Sittenpolizei bezeichnete. Niémans hatte ihn schon vor vielen Jahren kennengelernt, lange bevor Rheims seine Herrschaft über dieses administrative Reich angetreten hatte, als sie beide noch Streifenpolizisten gewesen waren, Patrouillengänger, schnell und schlagkräftig. Niémans beugte sich nieder und wiederholte: »Worum geht es?« Rheims schnaubte. »Um einen Mord.«

»In Paris?«

»Nein, in Guernon. Einer Kleinstadt im Isère, in der Nähe von Grenoble. Einer Universitätsstadt.«

Niémans packte einen Stuhl und setzte sich dem Abteilungsleiter schräg gegenüber. »Ich höre.«

»Sie haben die Leiche gestern am späten Nachmittag gefunden. Eingeklemmt zwischen Felsen über einem Fluß, der am Campus entlangführt. Alles deutet daraufhin, daß es sich um die Tat eines Wahnsinnigen handelt.«

»Was weißt du über die Leiche? Ist es eine Frau?«

»Nein. Ein Mann. Ein junger Bursche. Offenbar der Bibliothekar der Uni. Die Leiche war nackt und zeigt Folterspuren: Schnitte, Risse, Verbrennungen ... Sie sei außerdem stranguliert worden, heißt es.«

Niémans stützte die Ellenbogen auf den Schreibtisch. Schob einen Aschenbecher hin und her. »Und warum erzählst du mir das?«

»Weil ich vorhabe, dich hinzuschicken.«

»Was? Wegen diesem Mord? Die Kripo von Grenoble wird den Mörder innerhalb einer Woche verhaften, und ...«

»Pierre, red' keinen Unsinn. Du weißt sehr gut, daß es nie so einfach ist. Nie. Ich habe mit dem Untersuchungsrichter gesprochen. Er will einen Spezialisten.«

»Einen Spezialisten wofür?«

»Für Mord. Und Sitten. Er vermutet ein sexuelles Motiv oder irgendwas von der Art.«

Niémans reckte den Hals zum Licht und spürte die sengende Hitze der Halogenlampe. »Antoine, du verschweigst mir doch was.«

»Der Richter ist Bernard Terpentes. Ein alter Kumpel. Wir sind beide aus den Pyrenäen, er und ich. Er regt sich ziemlich auf, kapiert du? Er will natürlich nicht, daß die Sache Wellen schlägt, will den Medienrummel und den ganzen Mist möglichst vermeiden. In ein paar Wochen fängt das Semester wieder an, und bis dahin muß die Sache abgeschlossen sein. Das brauche ich dir ja nicht eigens zu erklären.«

Der Hauptkommissar stand auf und kehrte zum Fenster zurück. Er musterte die leuchtenden Stecknadelköpfe der Straßenlaternen in der Ferne, die dunklen Kuppeln der Bäume im Park. In seinen Schläfen hämmerte noch die Gewalt der vergangenen Stunden: die Messerstiche, der Mord auf dem Umgehungsring, die Verfolgungsjagd durch Roland-Garros. Zum tausendsten Mal dachte er, daß ihn der Anruf von Rheims vermutlich daran gehindert hatte, einen Menschen umzubringen. Er grübelte über diese Anfälle unkontrollierbarer Gewalttätigkeit nach, die sein Gewissen ausschalteten und jeden Begriff von Zeit und Raum tilgten, so daß er zum Schlimmsten fähig war. »Und?« fragte Rheims.

Niémans drehte sich um und lehnte sich an den Fensterrahmen. »Seit vier Jahren habe ich keine Ermittlungen dieser Art mehr durchgeführt. Wieso willst du mir diesen Fall anvertrauen?«

»Weil ich einen tüchtigen Mann brauche, einen, der durchgreifen kann. Und du weißt, daß das Zentralbüro jeden seiner Mitarbeiter abordnen und an jeden beliebigen Ort in Frankreich schicken kann.« Seine breiten Hände gestikulierten im Zwielficht. »Diese kleine Macht nütze ich aus.« Niémans lächelte.

»Du lockst den Wolf aus seiner Höhle.«

»Genau, ich locke den Wolf aus seiner Höhle. Für dich ist das ein frischer Wind, und ich erweise damit einem alten Freund einen Gefallen. Zumindest wirst du inzwischen niemanden verprügeln ...«

Rheims griff nach den Faxblättern, die eingerollt auf seinem Schreibtisch lagen.

»Die ersten Ergebnisse der Gendarmen. Nimmst du an oder nicht?« fragte er.

Niémans trat an den Schreibtisch und strich über das Thermopapier.

»Ich ruf dich an«, sagte er. »Um zu hören, was das Krankenhaus sagt.«

Von der Rue des Trois-Fontanot kehrte Niémans sofort nach Hause zurück. Er bewohnte ein weitläufiges, nahezu leeres Appartement mit gebohnertem Parkett in der Rue La Bruyère im neunten Arrondissement. Er stellte sich unter die Dusche, versorgte seine Wunden – die nur oberflächlich waren – und musterte sich im Spiegel. Kantige, gefurchte Züge. Kurzgeschorene Haare, grau und glänzend. Eine Brille mit Metallrahmen. Niémans lächelte seinem Spiegelbild zu. Einer Visage wie dieser würde er in einer menschenleeren Straße nicht gern begegnen. Er stopfte ein paar Kleidungsstücke in eine Sporttasche, zwischen Hemden und Socken schob er eine Remington-Pumpgun Kaliber 12, eine Schachtel Patronen und ein paar Schnellader für seinen Manhurin. Zuletzt holte er den Kleidersack hervor und legte zwei Winteranzüge und mehrere grellbunt gemusterte Krawatten hinein.

Auf dem Boulevard de Clichy blieb er vor einem McDonald's-Lokal stehen, das durchgehend geöffnet hatte, und schlang zwei Cheeseburger in sich hinein, ohne seinen Wagen aus den Augen zu lassen, den er in zweiter Reihe abgestellt hatte. Drei Uhr morgens. Im weißlichen Neonlicht schlurften vertraute Schemen durch den schmierigen Saal. Schwarze in viel zu weiten Klamotten, Prostituierte mit langen jamaikanischen Zöpfen, Drogensüchtige, Obdachlose, Säufer. Alle diese Wesen stammten aus seiner einstigen Welt: dem Universum der Straße. Diesem Universum, das Niémans für einen Bürojob hatte aufgeben müssen, einen gut bezahlten und angesehenen Posten. Für jeden anderen Polizisten wäre die Versetzung in die Zentrale Dienststelle eine Beförderung. Für ihn bedeutete es, daß er nun zum alten Eisen gehörte – er saß in einem goldenen Käfig und fühlte sich tief gedemütigt. Er warf einen letzten Blick auf die zwielichtigen Gestalten. Diese Erscheinungen waren die Bäume in seinem Wald gewesen, seinem einstigen Jagdrevier.

Niémans fuhr ohne Pause durch, mit Fernlicht und ohne auf

Radarfallen und Geschwindigkeitsbeschränkungen zu achten. Um acht Uhr morgens verließ er die Autobahn an der Ausfahrt Grenoble. Er durchquerte Saint-Martin-d'Hères, Saint-Martin-D'Urriage und fuhr weiter in Richtung Guernon, der kleinen Stadt am Fuß des steilen Gipfels Belledonne. Entlang der gewundenen Straße wechselten Nadelwälder mit Gewerbegebieten. Hier herrschte diese leicht morbide Stimmung, wie immer außerhalb der Großstadt, wenn es der Landschaft nicht mehr gelingt, ihre tiefe Einsamkeit hinter den Schönheiten der Natur zu verbergen.

Der Kommissar fand die ersten Wegweiser zur Universität. In der Ferne zeichneten sich die hohen Bergkämme im milchigen Licht des stürmischen Morgens ab. Hinter einer Kurve, am Grund des Tals, entdeckte er dann die Universität: eine Ansammlung großer moderner Gebäude, Blöcke aus Stahlbeton, auf allen Seiten umgeben von langen Rasenflächen. Niémans dachte an ein Sanatorium, einen Komplex von der Größe einer Kreisstadt.

Er bog von der Nationalstraße ab und fuhr ins Tal hinunter. An den Felsen im Westen sah er Wasserfälle und Bachläufe, die sich miteinander vereinigten und wieder trennten und die dunklen Flanken der Berge mit silbrigen Spuren überzogen. Niémans fuhr langsamer: Er schauderte, als er auf dieses eisige Wasser starrte, das senkrecht in die Tiefe stürzte, sich unter Gestrüpp verbarg, um gleich wieder aufzutauchen, grellweiß, und von neuem zu verschwinden ...

Niémans entschloß sich zu einem kleinen Umweg. Er bog in einen Feldweg ein, fuhr eine Weile unter einem Gewölbe aus Lärchen und Tannen dahin, auf denen der Morgentau glitzerte, und gelangte schließlich zu einer weiten Ebene, die von hohen schwarzen Felswänden gesäumt war.

Er hielt an, stieg aus und griff nach seinem Fernglas. Lange suchte er die Landschaft ab: Er hatte den Fluß aus dem Blick verloren. Doch bald begriff er, daß der Wasserlauf, in der Talsohle angekommen, offensichtlich direkt hinter der Felswand floß. Hinter etlichen Einschnitten im Stein konnte er ihn sogar ahnen. In diesem Moment fiel ihm ein anderes Detail auf, und er spähte angestrengt durch das Fernglas. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Er kehrte zum Wagen zurück, ließ den Motor an und fuhr auf die Schlucht zu. In einer

Felsspalte hatte er das neongelbe Absperrband entdeckt, wie es die Gendarmerie benutzt:

BETRETEN VERBOTEN.

3

Durch die Felsspalte fuhr Niémans in die Schlucht, wo sich ein schmaler, gewundener Pfad abzeichnete. Doch er kam nicht weit, denn die Wände rückten eng zusammen, für eine Limousine war der Weg bald zu schmal. Er stieg aus, duckte sich unter der Plastikabspernung hindurch und ging zum Fluß. Der Wasserlauf wurde hier durch einen natürlichen Damm gestaut. Niémans hatte einen sprudelnden und schäumenden Wildbach erwartet, doch vor ihm lag ein kleiner Teich, klares, besänftigtes Wasser. Wie ein Gesicht, aus dem auf einmal aller Zorn gewichen ist. Rechter Hand, ein Stück weiter abwärts, wurde aus dem Teich wieder ein Fluß, der vermutlich die Stadt durchquerte: Trüb und grau lag sie in der Talsenke.

Niémans blieb jäh stehen. Links von ihm war schon jemand, ein Mann, der am Wasser kauerte. Mit reflexartiger Geste öffnete Niémans den Klettverschluß an seinem Holster, und dabei klirrten leise die Handschellen. Der Mann drehte sich um und begann sofort zu lächeln.

»Was machen Sie da?« fragte Niémans barsch. Der Fremde lächelte weiter, ohne zu antworten, stand auf und wischte sich die Hände ab. Es war ein junger Mann mit feinen Gesichtszügen und blonden Haaren, die wie die Borsten eines Pinsels von seinem Kopf abstanden. Lederjacke und Bundfaltenhose. Mit heller Stimme gab er zurück: »Und Sie?« Dieser Anflug von Dreistigkeit entwaffnete Niémans. In mürrischem Ton antwortete er: »Polizei. Haben Sie die Absperrung nicht gesehen? Sie haben hoffentlich einen guten Grund,

die Absperrung zu verletzen, denn ...«

»Eric Joisneau, Kripo Grenoble. Ich bin sozusagen als Aufklärer hier. Im Lauf des Tages kommen drei weitere Beamte.« Niémans trat neben ihn an den schmalen Uferstreifen. »Wo sind die Wachen?« fragte er. »Ich habe ihnen eine halbe Stunde freigegeben. Damit sie frühstücken können.« Er zuckte unbekümmert die Achseln. »Ich hatte hier zu tun und wollte ungestört sein ... Kommissar Niémans.«

Der grauhaarige Polizist zuckte zusammen. In selbstsicherem Ton fuhr der junge Mann fort: »Ich habe Sie gleich erkannt. Pierre Niémans. Ehemaliger Star des RAID. Ehemaliger Kommissar der BRB. Ehemaliger Mörder- und Dealerjäger. Mit anderen Worten: ehemaliger Tausendsassa ...«

»Steht Frechheit inzwischen auf dem Lehrprogramm für Polizeiinspektoren?«

Joisneau verbeugte sich mit ironischer Pose: »Entschuldigen Sie, Herr Kommissar. Ich versuche nur, den Heiligen vom Sockel zu holen. Sie wissen doch, daß Sie ein Star sind, der Superbulle, der in den Träumen sämtlicher Junginspektoren herumgeistert. Sind Sie wegen des Mordes hier?«

»Weshalb denn sonst?«

Joisneau verbeugte sich erneut. »Es wird mir eine Ehre sein, mit Ihnen zusammenzuarbeiten.«

Niémans starrte auf die spiegelglatte Wasserfläche vor seinen Füßen, die im Morgenlicht gläsern wirkte. Ein jadegrünes Leuchten schien aus der Tiefe emporzusteigen. »Sag mir, was du über den Mord weißt.«

Joisneau hob den Blick zur Felswand. »Die Leiche war dort oben eingeklemmt.«

»Dort oben?« wiederholte Niémans und musterte die Wand, in der jäh vorspringende Felsnasen scharfe Schatten warfen. »Ja. In fünfzehn Metern Höhe. Der Mörder hat die Leiche in eine Felsspalte geklemmt, noch dazu in einer höchst sonderbaren Haltung.«

»Das heißt?«

Joisneau kauerte sich nieder, legte das Kinn auf die Knie und kreuzte die Arme vor seinem Oberkörper. »In Fetalposition.«

»Außergewöhnlich.«

»An diesem Fall ist alles außergewöhnlich.«

»Es war die Rede von bestimmten Wunden, von Verbrennungen«, sagte Niémans.

»Ich habe die Leiche noch nicht gesehen. Aber offensichtlich weist sie tatsächlich zahlreiche Folterspuren auf.«

»Waren die Folterungen die Todesursache?«

»Im Moment weiß man noch nichts Genaueres. Auch an der Kehle sind tiefe Einschnitte oder Quetschungen. Strangulierungsmaße.«

Niémans wandte sich wieder dem kleinen Tümpel zu, in dem sich in deutlichen Umrissen seine Gestalt spiegelte, das bartlose Profil, der blaue Mantel. »Und hier? Hast du was gefunden?«

»Nein. Seit einer Stunde suche ich nach irgendeinem Detail, einem Hinweis. Aber es ist nichts zu finden. Meiner Ansicht nach hat der Mord nicht hier stattgefunden. Der Mörder hat sein Opfer lediglich hier aufgehängt.«

»Warst du oben bei dieser Spalte?«

»Ja, aber dort gibt es nichts Bemerkenswertes. Der Mörder ist vermutlich von der anderen Seite aufgestiegen, wie ich auch, und hat die Leiche an einem Seil die Wand hinuntergelassen. Mit Hilfe eines zweiten Seils stieg er dann selbst ein Stück ab und klemmte sein Opfer ein. Er hat einiges auf sich genommen, um diese theatralische Haltung zu inszenieren. Völlig unverständlich.« Niémans musterte von neuem die Wand, die mit scharfen Felskanten gespickt und von tiefen Einschnitten gekerbt war. Von seinem Standort aus konnte er die Entfernungen nicht eindeutig abschätzen, doch die Nische, in der die Leiche gefunden worden war, schien sich etwa auf halber Höhe der Wand zu befinden, vom Boden gleich weit entfernt wie von der Spitze des Felsens. Er wandte sich abrupt ab. »Gehen wir.«

»Wohin?«

»Ins Klinikum. Ich will die Leiche sehen.«

Der Mann war nackt, nur bis zu den Schultern abgedeckt, und lag seitlich auf dem blanken Metalltisch, in gekrümmter Haltung, als fürchtete er sich vor einem Blitzschlag. Die Schultern waren nach vorn gewölbt, der Kopf gesenkt, und seine Arme lagen zwischen den angewinkelten Knien, die geballten Fäuste ans Kinn gedrückt. Die weißliche Farbe, die ausgeprägten Muskeln, die wundenübersäte

Haut verliehen dem Toten eine beinahe unerträgliche Gegenwart und Realität. Der Hals wies lange Einschnitte auf, als hätte jemand versucht, ihm die Kehle aufzuschlitzen. Unter den Schläfen breiteten sich geplatzte Adern aus wie Flüsse, die über die Ufer getreten sind.

Niémans hob den Blick und musterte die übrigen Männer in der Leichenhalle: den Untersuchungsrichter Bernard Terpentès, einen schnauzbärtigen Mann mit hochgewachsener, schmaler Gestalt, Hauptmann Roger Barnes, kolossal und behäbig wie ein Öltanker und Chef der Gendarmerie von Guernon, und schließlich Hauptmann René Vermont, abgeordnet von der Fahndungsabteilung der Gendarmerie, ein kleiner Mann mit schüttererem Haar, rotgeäderte Haut und bohrendem Blick. Joisneau hielt sich im Hintergrund und trug die Miene eines lernbegierigen Neulings zur Schau.

»Wurde er identifiziert?« fragte Niémans die Versammlung. Barnes trat einen Schritt vor, sehr militärisch, und räusperte sich, ehe er feierlich anhub: »Das Opfer heißt Rémy Caillois, Herr Kommissar. Fünfundzwanzig Jahre alt. Er war seit drei Jahren Chefbibliothekar an der Universität von Guernon. Die Leiche wurde heute morgen von seiner Frau Sophie Caillois identifiziert.«

»Hat sie ihn als vermißt gemeldet?«

»Ja, gestern, Sonntag, am späten Nachmittag. Ihr Mann war am Vortag zu einer Klettertour ins Gebirge aufgebrochen, er wollte zum Gipfel des Muret hinauf. Allein, wie an jedem Wochenende. Manchmal übernachtete er in einer Berghütte. Deshalb hat sie sich zunächst keine Sorgen gemacht. Bis gestern nachmittag, und ...«

Barnes verstummte. Niémans hatte das Tuch zurückgeschlagen und den Rumpf der Leiche entblößt.

Ein stummes Entsetzen breitete sich aus, tonlos, wie ein in den Kehlen steckengebliebener Schrei. Unterleib und Brustkorb des Opfers waren übersät von schwärzlichen Wunden unterschiedlicher Form und Tiefe. Schnitte mit bläulichen Rändern, schillernde Verbrennungen, schwärzliche Flecken, die aussahen wie Rußwolken. An den Armen und Handgelenken waren Quetschungen zu erkennen, weniger ausgeprägt als am Hals, als wäre der Mann mit Stricken gefesselt worden. »Wer hat den Toten gefunden?«

»Eine junge Frau ...« Barnes warf einen Blick in seine Akten und

fuhr fort: »Fanny Ferreira. Eine Professorin an der Universität.«

»Wie hat sie ihn entdeckt?« Barnes räusperte sich erneut.

»Sie ist eine sportliche Frau, eine Wildwasserfahrerin, Sie wissen schon – mit Kajak und Taucheranzug fährt sie durch Stromschnellen und Wasserfälle ... Ein äußerst gefährlicher Sport.«

»Und?«

»Nach dem natürlichen Staudamm des Flusses ist sie ans Ufer geklettert, am Fuß der Felswand, die den Campus abschließt. Dabei entdeckte sie die Leiche in der Felsnische.«

»Hat sie Ihnen das erzählt?«

Barnes warf einen unsicheren Blick in die Runde. »Tja, also, ja, ich ...«

Der Kommissar deckte den Toten ab. Er umrundete die zusammengekrümmte weißliche Leiche, deren Kopf mit den kurzgeschorenen Haaren wie ein steinerner Pfeil aus dem Rumpf ragte.

Niémans griff nach dem Totenschein, den Barnes ihm hinhielt. Er überflog den maschinengeschriebenen Bericht, der vom Klinikchef persönlich verfaßt worden war. Über den Todeszeitpunkt hatte der Arzt sich nicht geäußert, sondern sich damit begnügt, die sichtbaren Wunden zu beschreiben und als Todesursache Erdrosselung anzugeben. Um Näheres zu erfahren, mußte man das Ergebnis der Autopsie abwarten. »Wann kommt der Gerichtsmediziner?«

»Wir erwarten ihn jeden Moment.«

Der Kommissar trat auf den Toten zu. Er beugte sich nieder und betrachtete sein Gesicht: recht gutaussehend, jung, mit geschlossenen Augen; auffällig war vor allem, daß es keine Spur von Schlägen oder Mißhandlungen aufwies. »Das Gesicht hat niemand angerührt?«

»Niemand, Herr Kommissar.«

»Die Augen waren geschlossen?«

Barnes nickte. Mit Daumen und Zeigefinger zog Niémans die Lider ein wenig auseinander, und daraufhin geschah das Unfaßbare: Eine Träne floß klar und langsam aus dem rechten Auge. Der Kommissar prallte erschrocken zurück: Dieses Gesicht weinte.

Niémans sah auf: Das verblüffende Detail war offenbar niemandem aufgefallen. Er ermahnte sich zur Ruhe und wiederholte

die Geste, und noch immer bemerkten die anderen nichts. Was er sah, bewies ihm, daß er nicht verrückt war, sondern daß dieser Mord vermutlich das war, was jeder Polizist seine gesamte Laufbahn hindurch je nach seiner Persönlichkeit entweder befürchtet oder erhofft. Er richtete sich wieder auf und schlug mit einer raschen Geste das Tuch über die Leiche. An den Richter gewandt, murmelte er: »Wie weit sind die Ermittlungen?« Bernard Terpentès straffte den Rücken.

»Meine Herren, Sie werden begreifen, daß dieser Fall heikel und ... ungewöhnlich zu werden droht. Deshalb haben der Staatsanwalt und ich beschlossen, neben der Kriminalpolizei von Grenoble auch die nationale Gendarmerie mit den Ermittlungen zu betrauen. Ich habe auch den hier anwesenden Hauptkommissar Pierre Niémans angefordert, der freundlicherweise aus Paris gekommen ist. Seinen Namen werden Sie sicher alle kennen. Heute gehört der Kommissar einer übergeordneten Instanz der Pariser BRP an, der Brigade zur Bekämpfung von Kuppelei. Über das Motiv des Mörders können wir derzeit nicht einmal spekulieren, doch möglicherweise handelt es sich um ein Sexualverbrechen. Jedenfalls ist es die Tat eines Geisteskranken. Und die große Erfahrung von Monsieur Niémans wird uns bei der Aufklärung sehr nützlich sein. Deshalb schlage ich vor, daß der Kommissar die Leitung der Ermittlungen übernimmt ...« Barnes nickte kurz und bereitwillig, Vermont ebenso, allerdings mit sichtlich geringer Begeisterung. Joisneau hingegen antwortete: »Für mich ist das kein Problem. Aber meine Kollegen von der Kripo werden bald kommen, und ...«

»Ich werde es ihnen erklären«, unterbrach Terpentès. Er wandte sich an Niémans: »Wir hören, Herr Kommissar.« Die nachdrückliche Steifheit dieser Szene ging Niémans auf die Nerven, und er konnte es kaum erwarten, fortzukommen und mit den Ermittlungen zu beginnen – allein. »Capitaine Barnes, wie viele Männer haben Sie?« fragte er. »Acht. Nein ... Entschuldigung, neun.«

»Sind sie routiniert in der Zeugenvernehmung, der Spurensicherung, der Organisation von Straßensperren?«

»Tja ... Also, mit so etwas beschäftigen wir uns normalerweise nicht ...«

»Und Sie, Capitaine Vermont, wie viele Männer haben Sie?« Die Stimme des Gendarmen donnerte wie ein Salutschuß: »Zwanzig! Erfahrene Leute. Sie werden das Gelände rund um den Fundort durchkämmen und ...«

»Sehr gut. Ich schlage vor, daß sie auch sämtliche Personen befragen, die an den Zufahrtsstraßen zum Fluß wohnen, daß sie außerdem die Tankstellen, Bahnhöfe, die Häuser in der Nähe von Bushaltestellen aufsuchen ... Caillois hat auf seinen Wanderungen manchmal in Berghütten übernachtet: Sie müssen durchsucht werden. Vielleicht wurde das Opfer in einer Hütte überfallen.« Niémans wandte sich an Barnes: »Capitaine, ich möchte, daß Sie per Rundfunk die gesamte Bevölkerung um sachdienliche Hinweise bitten. Noch vor Mittag will ich eine Liste der Landstreicher, Obdachlosen und aller anderen, die sich in der Gegend herumtreiben. Dann überprüfen Sie bitte im Umkreis von dreihundert Kilometern alle, die in der letzten Zeit aus dem Gefängnis entlassen wurden. Die Wagendiebstähle und überhaupt alle Diebstähle und Einbrüche. Befragen Sie sämtliche Hotels und Restaurants. Verschicken Sie Fragebogen per Fax. Ich will jedes Detail erfahren, auch wenn es noch so unbedeutend scheint, jedes verdächtige Vorkommnis, jeden Hinweis. Außerdem will ich eine Liste sämtlicher Vorfälle, die sich in den letzten zwanzig und mehr Jahren hier in Guernon ereignet haben und in irgendeiner Weise mit unserem Fall zusammenhängen könnten.« Barnes notierte sich sämtliche Forderungen in seinem Notizbuch.

Dann wandte sich Niémans an Joisneau: »Setz dich mit dem Nachrichtendienst in Verbindung. Laß dir von ihnen sämtliche Sekten, Teufelsanbeter und Hexer nennen, die in der Gegend bekannt sind.«

Joisneau nickte. Terpentès nickte ebenfalls, zum Zeichen seiner überlegenen Billigung, als habe Niémans nur ausgesprochen, was er sich die ganze Zeit gedacht hatte.

»So, damit sind Sie beschäftigt, bis das Obduktionsergebnis vorliegt«, schloß Niémans. »Ich brauche Sie wohl nicht eigens darauf aufmerksam zu machen, daß wir absolutes Stillschweigen wahren müssen. Kein Wort zur lokalen Presse. Kein Wort zu irgend

jemandem.«

Auf dem Vorplatz des Universitätskreiskrankenhauses trennten sie sich und gingen rasch auseinander. Es nieselte. Im Schutz des hohen Gebäudes, das mindestens zwei Jahrhunderte alt zu sein schien, ging jeder zu seinem Wagen, mit gesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern, ohne ein Wort oder einen Blick. Die Jagd begann.

4

Pierre Niémans und Eric Joisneau fuhren zunächst zum Universitätskomplex außerhalb der Stadt. Joisneau möge in der Bibliothek im Hauptgebäude auf ihn warten, bat der Kommissar; er selbst wolle zuvor noch dem Rektor einen Besuch abstatten. Dessen Räume lagen in der obersten Etage des Verwaltungsgebäudes, hundert Meter entfernt.

Niémans betrat ein gewaltiges Bauwerk aus den siebziger Jahren, das offensichtlich bereits renoviert worden war. Sehr hohe Wände, jede in einer anderen Pastellfarbe gestrichen. Im obersten Stockwerk fand er eine Art Vorzimmer, in dem eine Sekretärin an ihrem Schreibtisch saß. Niémans stellte sich vor und bat um eine Unterredung mit Monsieur Vincent Luyse. Während er wartete, hatte er Gelegenheit, die Fotos an den Wänden zu betrachten: stolze Studenten, die auf Skipisten oder neben tosenden Wildbächen standen und der Kamera ihre Pokale und Medaillen präsentierten.

Ein paar Minuten später stand Pierre Niémans vor dem Rektor, einem Mann mit Kraushaaren und abgeflachter Nase, doch kalkweißer Haut: Vincent Luyse war eine sonderbare Mischung aus negroiden Gesichtszügen und anämischer Blässe. Draußen vor dem Fenster brachen ein paar Sonnenstrahlen durch die Gewitterwolken und streuten Lichtsprenkel über die Landschaft. Der Rektor forderte Niémans auf, sich zu setzen, und begann sich nervös die Handgelenke zu massieren. »Nun?« fragte er kurzangebunden. »Nun,

was?«

»Haben Sie eine Spur?«

Niémans streckte die Beine aus. »Ich bin eben erst angekommen, Herr Rektor. Lassen Sie mir Zeit, mich zu orientieren. Beantworten Sie lieber meine Fragen.«

Luyse versteifte sich. Sein gesamtes Büro war mit ockerfarbenem Holz eingerichtet, und dazwischen hingen zwei Mobiles aus Metall, die wie Blütenknospen auf einem stählernen Planeten wirkten.

»Sind an der Universität schon einmal verdächtige Ereignisse vorgekommen?« fragte Niémans in gelassenem Ton. »Verdächtig? Keineswegs.«

»Keine Drogengeschichten? Diebstähle? Schlägereien?«

»Nein.«

»Es gibt auch keine Banden oder Clans? Junge Leute, die sich in irgend etwas verrannt haben?«

»Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Ich denke beispielsweise an irgendwelche Rituale oder Zeremonien – irgendwelche Rollenspiele, Sie wissen schon ...«

»Nein. So etwas gibt es bei uns nicht. Unsere Studenten sind vernünftige Menschen mit klarem Verstand.«

Niémans schwieg. Der Rektor musterte ihn, seinen Bürstenhaarschnitt, die hohe, breitschultrige Gestalt, den Griff des MR 73, der aus dem Mantel ragte. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und sagte in zweifelndem Ton, als könne er es selbst nicht recht glauben: »Man hat mir gesagt, Sie seien ein hervorragender Polizist.« Niémans starrte den Rektor stumm an.

Luyse wandte den Blick ab und fing wieder an: »Ich wünsche nur eines, Herr Kommissar: daß Sie den Mörder so schnell wie möglich finden. Bald ist Semesterbeginn und ...«

»Im Moment sind keine Studenten auf dem Campus?«

»Nur ein paar Interne – Studenten und Dozenten, die hier wohnen. Im Dachgeschoß des Hauptgebäudes. Auch ein paar Professoren sind da, die ihre Vorlesungen vorbereiten.«

»Kann ich ihre Namen haben?«

»Aber ...« Er zögerte. »Ja, selbstverständlich ...«

»Und Rémy Caillois, wie war er?«

»Ein sehr verschwiegener und zurückhaltender Bibliothekar. Ein Einzelgänger.«

»War er bei den Studenten beliebt?«

»Aber ja ... natürlich. «

»Wo hat er gewohnt? In Guernon?«

»Hier, auf dem Campus. Im obersten Stock des Hauptgebäudes, mit seiner Frau. Im Stockwerk der Internen.«

»Rémy war fünfundzwanzig. Heutzutage ist das ziemlich jung, um zu heiraten, nicht?«

»Rémy und Sophie Caillois sind ehemalige Studenten unserer Universität. Sie haben sich, glaube ich, im Kollegium des Campus kennengelernt, das den Professorenkindern vorbehalten ist. Sie sind ... waren Freunde seit ihrer Kindheit.«

Niémans stand abrupt auf.

»Sehr gut, Herr Rektor. Haben Sie vielen Dank.«

Der Kommissar entfernte sich eilig, um dem Geruch der Angst zu entgehen, der hier herrschte.

Bücher.

Im Neonlicht der riesigen Universitätsbibliothek standen Hunderte von Bücherregalen. Die Fächerböden aus durchbrochenem Metall trugen in vollendeter Ordnung regelrechte Festungsmauern aus Papier. Buchrücken in gedämpften Farben, goldene oder silberne Prägungen, jeder Band mit seiner Signatur und dem Kürzel der Universität Guernon versehen. In der Mitte des menschenleeren Saals waren Reihen kunststoffüberzogener Tische mit gläsernen Trennwänden aufgestellt, die kleine Boxen bildeten. Als Niémans den Lesesaal betrat, mußte er an den Besucherraum eines Gefängnisses denken.

Es herrschte eine merkwürdig widersprüchliche Atmosphäre – lichterfüllt und ungastlich, geräumig und beengt zugleich. »Die herausragendsten Professoren lehren an dieser Universität«, erklärte Eric Joisneau. »Die bessere Gesellschaft des französischen Südostens. Jura, Wirtschaft, Literatur, Psychologie, Soziologie, Physik ... Und vor allem Medizin – sämtliche Cracks des Départements Isère unterrichten hier und sind gleichzeitig Berater

am Klinikum, dem CHRU. Das Krankenhaus ist übrigens in den ehemaligen Universitätsgebäuden untergebracht – natürlich nach Umbauten und kompletter Renovierung. Das halbe Département kommt zur Behandlung hierher, und sämtliche Bewohner der umliegenden Bergdörfer sind auf der Säuglingsstation zur Welt gekommen.«

Niémans hört ihm zu, die verschränkten Arme auf einen Lesetisch gestützt.

»Du redest wie einer, der sich auskennt.« Joisneau zog aufs Geratewohl ein Buch aus einem Regal. »Sicher. Ich hab hier studiert. Jura. Ich wollte mal Anwalt werden.«

»Aber dann bist du Polizist geworden?«

Joisneau sah ihn an, und seine Augen funkelten im grellen Licht. »Kurz vor dem Examen hatte ich plötzlich das Gefühl, ich würde mich tödlich langweilen. Deshalb habe ich mein Studium abgebrochen und mich an der Polizeischule von Toulouse eingeschrieben. Weil ich dachte, Polizist sein, das ist ein Beruf, in dem was los ist, der auch mal gefährlich ist. Ein Beruf, der Überraschungen bereithält ...«

»Und, bist du enttäuscht?«

Joisneau stellte das Buch ins Regal zurück. Sein Lächeln war verschwunden.

»Heute nicht, nein. Vor allem heute nicht.« Er starrte Niémans an. »Diese Leiche ... Wie kann man so etwas tun?« Niémans ging auf die Frage nicht ein.

»Wie war denn die Stimmung an dieser Uni? Irgendwas Besonderes?«

»Nein. Eine Menge Bürgerkinder mit dem Kopf voller Klischees über das Leben, unsere Zeit, voller vorgefertigter Gedanken ... Aber auch Kinder von Bauern und Arbeitern. Die übrigens noch idealistischer waren. Und aggressiver. Naja, es stand uns sowieso nur eine Laufbahn als arbeitslose Akademiker bevor, und so ...«

»Gab es nichts, was merkwürdig war? Irgendwelche Klüngel?«

»Nein. Nichts. Oder doch, ja – es gab und gibt eine Art Elite. Einen Mikrokosmos, der aus den Kindern der Professoren besteht. Manche sind tatsächlich hochbegabt und raffen Jahr für Jahr

sämtliche Auszeichnungen an sich. Sogar im Sport. Zu meiner Zeit waren sie eher unbeliebt.«

Niémans dachte an die Aufnahmen der Champions im Vorzimmer des Rektors und fragte: »Hatten diese Studenten irgendeine Art von Zirkel, waren sie eine Clique für sich? Könnten sie sich im Namen irgendeines verschrobenen Ziels verbündet haben?« Joisneau begann zu lachen. »Woran denken Sie denn? An eine Art ... Verschwörung?«

Nun stand Niémans auf und wanderte die Regale entlang. »Auf den Bibliothekar einer Universität wie dieser sind ziemlich viele Blicke gerichtet. Er ist eine ideale Zielscheibe. Stell dir eine Gruppe von Studenten vor, die sich in irgendeine Verrücktheit versponnen haben. Eine Opferung, ein Ritual ... was weiß ich. Als es daran ging, das Opfer zu bestimmen, hätte ihre Wahl doch ganz selbstverständlich auf Caillois fallen können.«

»Na, dann können Sie die Hochbegabten aber vergessen. Sie sind viel zu sehr damit beschäftigt, bei den Prüfungen alle Kommilitonen abzuhängen, um sich auf irgend etwas anderes einzulassen ...«

Niémans betrat den schmalen Gang zwischen zwei Regalen, die mit braunen und rötlichen Büchern gefüllt waren. Joisneau folgte ihm.

»Ein Bibliothekar«, dozierte Niémans, »ist auch derjenige, der Bücher ausgibt ... Der weiß, was jeder liest, womit jeder sich beschäftigt ... Vielleicht wußte er etwas, das er nicht hätte wissen dürfen.«

»Man ermordet doch nicht jemanden auf diese Weise, um ... Und was für ein Geheimnis sollten Studenten wohl in ihren Büchern verbergen?« Niémans drehte sich abrupt um.

»Weiß ich doch nicht. Den Intellektuellen traue ich nicht über den Weg.«

»Haben Sie denn eine Idee? Einen Verdacht?«

»Ganz und gar nicht. Im Augenblick ist alles denkbar. Ein Streit. Eine Rache. Irgendein Krach unter Akademikern. Oder unter Homosexuellen. Oder es war ganz einfach ein Irrer, der sich in der Gegend herumtreibt und Caillois zufällig in den Bergen begegnet ist ... Siehst du, ich bin kein Sektierer. Aber wir werden damit

anfangen.« Der Kommissar schnippte mit dem Finger gegen die Buchrücken. »Wir werden sämtliche Bücher durchforsten, die irgendeinen Zusammenhang mit dem Mord haben könnten.«

»Welche Art von Zusammenhang?«

Durch einen anderen Gang kehrte Niémans in den Lesesaal zurück. Er ging auf den Schreibtisch des Bibliothekars zu, der am anderen Ende des Raums erhöht auf einem Podium stand und sämtliche Lesetische überblickte. Auf der Fläche thronte ein Computer, und in den Schubladen lagen Spiralhefte. Niémans klopfte auf den schwarzen Bildschirm. »Da drin muß eine Liste aller Bücher sein, die Tag für Tag ausgeliehen oder in den Lesesaal bestellt wurden. Setz ein paar Leute dran. Die Belesensten, die du auftreiben kannst, – falls sie existieren. Bitte auch die Universitätsangestellten um Mithilfe. Sie sollen dir sämtliche Bücher nennen, in denen vom Bösen die Rede ist, von Gewalt, Folter, auch von Opferungen, religiösen Morden und so weiter. Beispielsweise muß die ethnologische Literatur geprüft werden. Ich will auch die Namen der Studenten, die solche Werke öfter ausgeliehen haben. Außerdem soll sich jemand die Doktorarbeit von Caillois vornehmen.«

»Und ... ich?«

»Du vernimmst die Internen. Einzeln. Sie halten sich Tag und Nacht auf dem Unigelände auf und kennen sich zwangsläufig sehr gut aus. Ich will wissen, welche Gepflogenheiten hier herrschen, welche Stimmung und Geisteshaltung, wie die Leute als Kinder waren ... Und wie Caillois von den anderen eingeschätzt wurde. Außerdem erkundigst du dich nach seinen Bergwanderungen. Finde heraus, mit wem er unterwegs war und wer wußte, auf welchen Strecken. Wer ihn dort oben hätte treffen können ...«

Joisneau warf dem Kommissar einen skeptischen Blick zu. Niémans trat einen Schritt auf ihn zu und senkte die Stimme. »Ich sag dir, wie's aussieht. Wir haben einen äußerst ungewöhnlichen Mord, eine bleiche, glatte, zusammengekrümmte Leiche, die Spuren grenzenloser Leiden aufweist. Eine Sache, die auf hundert Kilometer nach Wahnsinn stinkt. Das ist im Moment unser Geheimnis. Um es zu lüften, haben wir ein paar Stunden, hoffentlich noch ein bißchen länger. Danach werden sich die Medien darauf

stürzen, dann erhitzen sich die Gemüter, und von allen Seiten wird Druck ausgeübt. Konzentrier dich. Laß dich auf diesen Alptraum ein. Gib dein Bestes. Auf die Weise werden wir das Gesicht des Bösen entlarven.«

Joisneau schien entsetzt. »Glauben Sie wirklich, daß wir in ein paar Stunden ...«

»Willst du mit mir zusammenarbeiten oder nicht?« fiel ihm Niémans ins Wort. »Dann werde ich dir meine Sichtweise erklären. Wenn ein Mord geschieht, mußt du sämtliche Elemente in der Umgebung als Spiegel ansehen. Den Zustand des Toten, die Leute, die ihn kannten, den Tatort ... Das alles spiegelt eine Wahrheit, einen bestimmten Aspekt des Verbrechens, verstehst du?« Er legte die Hand auf den Computer. »Dieser Bildschirm zum Beispiel. Wenn er eingeschaltet ist, spiegelt er den Alltag von Rémy Caillois, seine täglichen Beschäftigungen, wahrscheinlich seine Gedanken. Darin sind Details, Bilder enthalten, die uns interessieren könnten. Man muß sich darauf einlassen. Und die Rückseite des Spiegels betrachten.«

Er richtete sich auf und breitete die Arme aus. »Wir sind in einem Eispalast, Joisneau«, fuhr er fort. »In einem Spiegelkabinett! Also schau genau hin. Sieh dir alles an. Denn irgendwo zwischen diesen Spiegeln, in einem toten Winkel, sitzt der Mörder.«

Joisneau starrte ihn mit offenem Mund an. »Für einen Mann der Praxis sind Sie aber ziemlich vergeistigt ...« Der Kommissar schlug ihm leicht mit dem Handrücken gegen die Brust.

»Das ist keine Philosophie, Joisneau, das ist Praxis«, sagte er. »Und Sie? Wen werden Sie vernehmen?«

»Zuerst unsere Zeugin, Fanny Ferreira. Und anschließend Sophie Caillois, die Frau des Opfers.« Er zwinkerte ihm zu. »Lauter Mädels, Joisneau. Praxis, wie gesagt!«

Unter dem trübseligen Himmel führte die asphaltierte Straße kreuz und quer über den Campus und verband die einzelnen Gebäude miteinander, graue Betonkästen mit blaugestrichenen, rostfleckigen Fensterrahmen. Niémans fuhr mit Schrittgeschwindigkeit – er hatte sich einen Plan des Universitätsgeländes besorgt und suchte die abseits gelegene Sporthalle. Er hatte sie bald gefunden: ein Gebäude aus Stahlbeton, das noch mehr wie ein Bunker wirkte. Niémans stieg aus und holte tief Luft. Es fiel ein feiner Nieselregen.

Er sah sich um und ließ den Blick über den Campus und die Institutsgebäude schweifen, die sich in ein paar hundert Metern Entfernung erstreckten. Auch seine Eltern hatten unterrichtet, allerdings als Lehrer an kleinen Gymnasien in der Vorstadt von Lyon. Er erinnerte sich kaum noch an seine Kindheit. Den Kokon der Familie hatte er schon sehr früh als Schwäche empfunden, als eine Lüge. Sehr früh hatte er geahnt, daß er zum Einzelkämpfer bestimmt war, und je eher er sich abnabelte, desto besser war es. Bereits im Alter von dreizehn hatte er den Wunsch geäußert, Internatsschüler zu werden. Man hatte nicht gewagt, ihm dieses freiwillige Exil zu verwehren, doch er erinnerte sich noch an das Schluchzen seiner Mutter hinter verschlossenen Türen: Es war ein Laut in seinem Kopf und gleichzeitig eine körperliche Empfindung, etwas Feuchtes und Warmes auf seiner Haut. Er hatte sich aus dem Staub gemacht.

Vier Jahre Internat. Vier Jahre Einsamkeit und Leibesertüchtigung parallel zum Unterricht. Damals hatten sich alle seine Hoffnungen auf ein einziges Ziel, einen einzigen Zeitpunkt gerichtet: die Armee. Mit siebzehn hatte sich Pierre Niémans nach einem brillanten Abitur der Musterung unterzogen und seine Aufnahme in die Offiziersschule beantragt. Als der Stabsarzt ihm verkündet hatte, er sei untauglich, und ihm den Grund seines Urteils erklärte, hatte Niémans begriffen. Seine Ängste waren so offenkundig, daß sie ihn verraten und seinen größten Wunsch vereitelt hatten. Sein Schicksal würde immer dieser lange Flur sein, ein enger Korridor ohne Fluchtweg, der Boden blutüberströmt, und am anderen Ende

heulende Hunde in der Dunkelheit ... Andere Jugendliche hätten auf das Urteil der Psychiater gehört und die Waffen gestreckt. Nicht so Pierre Niémans. Jetzt erst recht, sagte er sich, nahm seine sportlichen Aktivitäten wieder auf, verdoppelte seine Wut und seine Entschlossenheit. Wenn er nicht Soldat werden durfte, würde er einen anderen Kampf aufnehmen: den Krieg der Straße, den anonymen Widerstand gegen das alltägliche Böse. Mit Leib und Seele wollte er sich einem Kampf verschreiben, der keinen Ruhm und keine Fahne für ihn bereithielt, doch den er bis zur letzten Konsequenz auf sich nehmen würde: Er würde Polizist werden. Dieses Ziel vor Augen, übte er monatelang, um die psychologischen Tests zu bestehen. Die Polizeischule von Cannes-Ecluse nahm ihn auf. Nun begann die Ära der Gewalt: die Schießübungen, seine außergewöhnlichen Ergebnisse. Niémans hörte nie auf, an sich zu arbeiten, immer besser und immer stärker zu sein. Er wurde ein herausragender Polizist. Zäh, gewalttätig, böseartig.

Er arbeitete zunächst auf verschiedenen Polizeirevieren, dann wurde er Eliteschütze in der Brigade, aus der später die BRI hervorging, eine Ermittlungs- und Eingreiftruppe. Die Sondereinsätze begannen. Er brachte seinen ersten Menschen um. In diesem Augenblick dachte er zum letzten Mal über den Fluch nach, der auf ihm lag, und schloß einen Pakt mit sich selbst. Nein, er würde nie ein herausragender Soldat, ein tapferer Offizier sein. Doch ein städtischer Krieger konnte er sein, rasend, verbissen, einer, der seine Ängste in der Gewalt und der Wut des Großstadtschungels ertränkte.

Niémans atmete tief die kühle Gebirgsluft ein. Er dachte an seine Mutter, die vor Jahren gestorben war. Dachte an die Vergangenheit, die mit dem rasenden Gefalle eines Wildbachs an ihm vorbeigerauscht war, an seine Erinnerungen, die rissig geworden und schließlich verblaßt waren, verdrängt und vergessen. Unversehens war er vor ihm: pechschwarz auf dem bläulichen Teer. Wie im Traum vernahm Niémans die trabenden kleinen Pfoten. Der Hund war gedrungen, ein einziges Muskelbündel, sein kurzes Fell schimmerte feucht, und seine Augen waren zwei schwarze Lackkugeln. Schwanzwedelnd trottete er auf ihn zu. Niémans

erstarrte. Der Hund kam ihm bis auf ein paar Schritte nahe. Seine feuchte Schnauze bebte, dann fing er an zu knurren, und seine Augen funkelten. Er hatte die Angst gewittert. Die Angst, die dieser Mensch ausschwitze. Niémans stand wie versteinert.

Sämtliche Gliedmaßen schienen gelähmt von einer unbekannten Kraft. Aus der oberen Körperhälfte sackte alles Blut nach unten, irgendwohin in den Bauch. Der Hund kläffte jetzt mit gefletschten Lefzen. Niémans kannte den Vorgang. Angst produziert Geruchsstoffe, die jeder Hund wahrnimmt und die bei ihm Furcht und Feindseligkeit auslösen. Angst erzeugt Angst. Aus der Kehle des Hundes drang ein scharfes Grollen, er knirschte mit den Zähnen. Niémans zog die Waffe. »Clarissa! Clarissa! Komm her, Clarissa!«

Niémans erwachte aus seiner Eisesstarre. Durch einen roten Nebel erkannte er einen grauen Mann mit Rollkragenpullover, der mit raschen Schritten auf ihn zukam. »Sind Sie wahnsinnig oder was?«

Niémans murmelte zwischen den Zähnen: »Polizei. Verschwinden Sie. Und nehmen Sie Ihren Köter mit.«

Der Mann war wie vom Donner gerührt.

»Jesus, ich kann's nicht fassen. Komm, Clarissa, komm mit, meine Alte ...«

Herr und Hund trotteten davon. Niémans versuchte, Speichel zu schlucken. Seine Kehle war rau, ausgedörrt wie ein heißer Ofen. Er schüttelte den Kopf, steckte den Revolver wieder ein und machte sich auf den Weg rund um das Gebäude. Als er um die erste Ecke bog, versuchte er sich zu erinnern: Wie lange war er nicht mehr bei seinem Psychiater gewesen? Bereits bei der zweiten Ecke der Sporthalle entdeckte er die Frau. Fanny Ferreira kauerte vor einem offenen Tor auf dem Boden und war damit beschäftigt, die Unterseite eines roten Kajaks mit Sandpapier abzureiben. Damit also fährt die Frau Wasserfälle hinunter, dachte Niémans.

»Guten Morgen«, sagte er mit einer leichten Verbeugung. Er hatte sein Selbstbewußtsein wiedergefunden, und seine Temperatur hatte sich normalisiert.

Fanny schaute auf. Sie wirkte kaum älter als zwanzig. Ihre Haut war matt und das Haar eine wilde Lockenmähne, die sich in winzigen Korkenziehern um die Schläfen kräuselte und in schweren

Kaskaden auf die Schultern herabfiel. Ihr Gesicht war dunkel und samtig, ihre Augen jedoch von einer verstörenden, beinahe unanständigen Helligkeit.

»Ich bin Pierre Niémans, Hauptkommissar. Ich ermittle im Mordfall Rémy Caillouis.«

»Pierre Niémans?« wiederholte sie ungläubig. »Das darf doch nicht wahr sein. Nicht zu fassen.«

»Wieso?« Mit einer Kopfbewegung deutete sie auf das kleine Radio, das neben ihr auf dem Boden stand.

»In den Nachrichten war gerade von Ihnen die Rede. Es heißt, Sie hätten heute nacht in Paris in der Nähe des Fußballstadions zwei Mörder verhaftet. Das ist schön. Es heißt aber auch, Sie hätten den einen total verunstaltet, und das ist eher übel. Besitzen Sie die Gabe der Allgegenwart oder was?«

»Ich bin einfach die ganze Nacht gefahren.«

»Und was tun Sie hier bei uns? Ist unsere Polizei etwa nicht gut genug?«

»Sagen wir, ich komme als Verstärkung.«

Fanny nahm ihre Arbeit wieder auf, befeuchtete die lange Fläche des Bootes und preßte mit beiden Händen das gefaltete Sandpapier darauf. Ihr Körper wirkte stämmig und kräftig; allerdings war sie nicht sehr elegant gekleidet – eine enganliegende Neoprenhose und darüber ein Matrosenhemd, hohe Schnürstiefel aus hellem Leder. Der verhängte Himmel tauchte die ganze Szene in ein sanft schillerndes Licht.

»Sie scheinen den Schock gut verkraftet zu haben«, sagte Niémans.

»Welchen Schock?«

»Naja ... die Entdeckung des ...«

»Ich versuche, nicht daran zu denken.«

»Macht es Ihnen nichts aus, noch mal davon zu reden?«

»Deswegen sind Sie doch hier, oder?«

Sie sah ihn nicht an. Unermüdlich fuhren ihre Hände über die Fläche des Bootes. Ihre Bewegungen waren schroff und ungestüm.

»Beschreiben Sie mir, wie Sie den Toten gefunden haben.«

»Ich fahre jedes Wochenende den Wildbach hinunter.« Sie deutete

auf den umgedrehten Kajak. »Mit diesem Ding hier. Ich hatte gerade eine Fahrt hinter mir. In der Nähe des Campus ist eine Felswand, ein natürlicher Staudamm, der das Gefälle bremst, so daß man ohne Schwierigkeiten landen kann. Ich habe ihn entdeckt, als ich das Boot ans Ufer zog ...«

»In der Wand?«

»Ja, in der Wand.«

»Das stimmt nicht. Ich war selber an der Stelle. Das Ufer ist dort so schmal, daß es unmöglich ist, in fünfzehn Metern Höhe irgend etwas an der Felswand *zufällig* zu entdecken ...« Fanny warf das Sandpapier in den Eimer, wischte sich die Hände ab und zündete eine Zigarette an. Diese belanglosen Gesten lösten bei Niémans ein jähes, intensives Verlangen aus. Die junge Frau stieß eine bläuliche Rauchwolke aus. »Die Leiche war sehr wohl in der Felswand. Aber dort habe ich sie nicht gesehen.«

»Sondern?«

»Im Wasser. Als Spiegelbild. Als blauen Fleck an der Oberfläche des Sees.«

Niémans. entspannte sich. »Genau das hatte ich vermutet.«

»Ist das wichtig für Ihre Ermittlungen?«

»Nein. Aber ich hab' gern klare Verhältnisse.« Niémans schwieg eine Weile, dann fragte er: »Klettern Sie?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich weiß es nicht. Aber hier in der Gegend ... Außerdem wirken Sie sehr ... sportlich.«

Sie drehte sich um, zu den Bergen über dem Tal, und breitete weit die Arme aus. Zum ersten Mal lächelte sie. »Das ist mein Reich, Herr Kommissar! Vom Grand Pic de Belledonné zu den Grandes Rousses kenne ich alle diese Berge auswendig. Wenn ich nicht Wildbäche hinunterfahre, steige ich auf Gipfel.«

»Was meinen Sie – muß man klettern können, um die Leiche in der Felswand unterzubringen?«

Fannys Miene wurde wieder ernst, und sie musterte das glühende Ende ihrer Zigarette.

»Nein, nicht unbedingt. An der Stelle gibt es Stufen im Fels, eine Art natürliche Treppe. Allerdings muß man verdammt stark und

geschickt sein, um dieses Gewicht zu schleppen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.«

»Einer meiner Mitarbeiter hat vermutet, daß der Mörder auf der anderen Seite aufgestiegen ist, wo es weniger steil ist, und die Leiche dann abgeseilt hat.«

»Das wäre ein enormer Umweg.« Fanny zögerte kurz, dann fuhr sie fort: »Tatsächlich gibt es noch eine dritte Möglichkeit, die ganz einfach ist, vorausgesetzt, man versteht etwas von alpiner Seiltechnik.«

»Ich höre.«

Fanny Ferreira trat ihre Zigarette aus. »Kommen Sie mit«, befahl sie.

Sie betraten die Sporthalle. Im Halbdunkel sah Niémans übereinandergestapelte Matten, die rechtwinkligen Umrisse der Barren, Kletterseile, Recks.

»Das ist mein Reich«, sagte Fanny, während sie auf eine Ecke zusteuerte. »Im Sommer kommt kein Mensch hierher, und ich kann meine Sachen hier lagern.«

Sie zündete eine Sturmlampe an, die über einer Art Werkbank hing. Zahlreiche Geräte, Instrumente, Metallteile unterschiedlicher Form und Stärke lagen auf dem Tisch verstreut, silberblitzend oder schrill leuchtend. Fanny zündete sich eine weitere Zigarette an.

»Was ist das?« fragte Niémans.

»Karabiner, Klemmkeile, Felshaken, Sitzgurte – alpine Ausrüstung.«

»Und?«

Fanny stieß wieder den Rauch aus, und diesmal markierte sie einen wiederholten Schluckauf.

»Und, Herr Kommissar, ein Mörder, der eine Ausrüstung wie diese besitzt und sie zu benutzen versteht, wäre ohne weiteres imstande gewesen, die Leiche vom Ufer aus hinaufzuziehen.« Niémans verschränkte die Arme und lehnte sich gegen die Wand. Fanny begann, mit ihrem Material zu hantieren, die Zigarette im Mundwinkel. Der Anblick dieser beiläufigen Gesten steigerte Niémans' Verlangen. Dieses Mädchen gefiel ihm ausnehmend gut.

»Ich sagte Ihnen bereits«, begann sie wieder, »daß die Felswand an

dieser Stelle gestuft ist wie eine natürliche Treppe. Für jemanden, der klettern kann oder zumindest im Trekking erfahren ist, wäre es ein Kinderspiel, ein erstes Mal ohne Leiche hinaufzusteigen.«

»Und dann?«

Fanny griff nach einem neongrünen, seitlich offenen Gehäuse mit mehreren kleinen Bohrungen.

»Dann befestigt man zum Beispiel das hier im Felsen, oberhalb der Nische. Das ist ein Klemmkeil.«

»Im Felsen? Wie denn? Mit einem Hammer? Das dauert doch eine Ewigkeit, oder?«

»Aber nein, es gibt doch immer wieder Risse und Spalten im Stein. Ihre alpinistischen Kenntnisse grenzen offenbar an Null, Herr Kommissar«, erklärte sie durch gekräuselte Rauchschwaden. Sie nahm ein paar Haken mit Ösen vom Tisch. »Sie können auch solche Felshaken verwenden. In ein paar Sekunden lassen sich in jede beliebige Felswand mehrere Haken treiben. Daran befestigen Sie das Seil, und an diesem Flaschenzug können Sie einen Körper zu sich heraufziehen. Diese Technik benutzt man beispielsweise zur Bergung oder um an engen oder schwierigen Stellen Rucksäcke zu befördern.« Niémans verzog skeptisch das Gesicht.

»Ich war zwar nicht oben, aber meiner Ansicht nach ist die Nische ziemlich eng. Ich kann mir nicht vorstellen, wie der Mörder es geschafft haben soll, zusammengekrümmt in dieser Felsspalte zu kauern, ohne zurücktreten zu können, um irgendwie die Hebelwirkung zu verbessern, und die Leiche also allein mit der Kraft seiner Arme heraufzuziehen. Das bringt uns wieder auf dasselbe Profil zurück: Er muß ein Koloß gewesen sein.«

»Wer sagt denn, daß man den Körper heraufziehen muß? Um sein Opfer in die Nische zu verfrachten, hätte der Mörder nur eines tun müssen: sich selbst als Gegengewicht einsetzen und sich auf der anderen Seite des Hakens abseilen. Damit wäre die Leiche ohne irgendeinen Kraftaufwand hinaufgezogen worden.« Niémans begriff auf einmal die Technik und lächelte: Durchaus einleuchtend, dachte er.

»Aber dazu müßte der Mörder schwerer sein als der Tote, oder?«

»Oder gleich schwer. Denn Sie brauchen nur ins Leere zu springen

– im Moment des Absprungs erhöhen Sie natürlich Ihr Gewicht. Ist der Körper dann oben, braucht Ihr Mörder nur noch einmal hinaufzuklettern, um sein Opfer in dieser theatralischen Positur zu arrangieren.«

Der Kommissar musterte noch einmal die Haken, Schrauben, Karabiner auf dem Tisch und dachte an das Werkzeug eines Einbrechers – allerdings von besonderer Art: eines Einbrechers, der nicht Panzertüren knackt, sondern Höhen und Schwerkräfte überwindet.

»Wie lange würde die ganze Aktion dauern?«

»Für jemanden wie mich weniger als zehn Minuten.« Niémans nickte: Ein Täterprofil begann sich abzuzeichnen. Sie verließen die Halle. Draußen brach die Sonne durch die Wolken und ließ die Gipfel in kristalliner Klarheit hervortreten. »Sie sind Professorin an dieser Universität?« fragte Niémans.

»Für Geologie.«

»Und noch was?«

»Das ist ziemlich umfangreich. Ich lehre mehrere Fächer: Taxonomie der Gesteine, Plattenverschiebung, Glaziologie – also die Entstehung und Wirkung von Eis und Gletschern.«

»Sie sind ziemlich jung für eine Professorin, nicht?«

»Bei meiner Promotion war ich zwanzig und damals bereits Assistentin. Ich war die jüngste Habilitandin von ganz Frankreich. Heute bin ich fünfundzwanzig und ordentliche Professorin.«

»Eine echte Überfliegerin.«

»Genau. Eine Überfliegerin. Tochter und Enkelin emeritierter Professoren, die ebenfalls in Guernon lehrten.«

»Dann gehören Sie also dem Club an, wie?«

»Welchem Club?«

»Einer meiner Kollegen hat in Guernon studiert und mir erklärt, es gebe hier eine besondere Elite, bestehend aus den Professorenkindern ...«

Fanny schüttelte den Kopf und lächelte verschmitzt. »Ich würde eher sagen, es ist eine große Familie. Die Kinder, die Sie meinen, wachsen auf dem Campus auf, sie leben mit der Universität, mit der Kultur, der Bildung. Wenn sie dann gute Noten haben, ist das nur

natürlich, nicht?«

»Aber gilt das auch für sportliche Leistungen?« Sie hob die Brauen. »Das wird wahrscheinlich die gesunde Gebirgsluft sein.«

»Sie kannten Rémy Caillois sicher«, fuhr Niémans fort. »Wie war er?«

Fanny antwortete, ohne eine Sekunde nachzudenken. »Ein Einzelgänger. Zurückhaltend. Verschlissen, würde ich sogar sagen. Aber hervorragend. Sagenhaft gebildet. Hier ging das Gerücht, er habe sämtliche Bücher der Bibliothek gelesen.«

»Kann daran etwas Wahres sein?«

»Ich weiß nicht. Sicher ist, daß er die Bibliothek sehr genau kannte. Sie war seine Zuflucht, seine Höhle, sein Reich.«

»Auch er war sehr jung, nicht?«

»Er ist in dieser Bibliothek aufgewachsen. Schon sein Vater war Universitätsbibliothekar.«

Niémans ging ein paar Schritte. »Das wußte ich nicht«, sagte er. »Gehören die Caillois also auch zu Ihrer ›großen Familie?«

»Sicher nicht. Im Gegenteil, Rémy war uns eher feindlich gesinnt. Trotz seiner Bildung bekam er nie die Noten, mit denen er gerechnet hatte. Ich glaube ... naja, ich nehme an, er war eifersüchtig auf uns.«

»Was war sein Fachgebiet?«

»Philosophie, glaube ich. Er war fast fertig mit seiner Dissertation.«

»Über welches Thema?«

»Keine Ahnung.«

Der Kommissar schwieg. Er betrachtete die zunehmend sonnenbeschiedenen Berge, die wie leuchtende Riesen in den Himmel ragten.

»Sein Vater«, begann er nach einer Weile von neuem. »Lebt er noch?«

»Nein. Vor ein paar Jahren gestorben. Ein Kletterunfall.«

»Daran war nichts Verdächtiges?«

»Worauf wollen Sie denn hinaus? Er wurde von einer Lawine verschüttet. Auf der Grande Lance d'Allemont, im Jahr dreiundneunzig. Sie sind ein echter Bulle, wie?«

»Schauen Sie, da haben wir zwei kletternde Bibliothekare, Vater

und Sohn, beide in den Bergen umgekommen, – die Übereinstimmung ist doch zumindest bemerkenswert, oder?«

»Nichts beweist, daß Rémy im Gebirge umgebracht wurde.«

»Das stimmt. Aber er ist am Samstag morgen zu einer Tour aufgebrochen. Kann sein, daß der Mörder ihn irgendwo in den Bergen überrascht hat. Vielleicht kannte er seine Strecke, und ...«

»Rémy war nicht der Typ, der sich an klassische Strecken hielt. Oder seine eigenen Touren anderen verraten hätte. Er war ein sehr ... verschwiegener Mensch.« Niémans verbeugte sich.

»Vielen Dank, Mademoiselle. Die Abschlußformel kennen Sie ja: Falls Ihnen noch etwas einfallen sollte ... Unter einer dieser beiden Nummern können Sie mich immer erreichen.« Niémans schrieb ihr die Nummern seines Mobiltelefons und des Zimmers auf, das ihm der Rektor zur Verfügung gestellt hatte – es war ihm lieber, in der Universität Quartier zu beziehen als in der Gendarmerie. »Bis bald«, murmelte er.

Die junge Frau schaute nicht einmal auf. Erst als Niémans sich zum Gehen gewandt hatte, rief sie ihm nach: »Kann ich Sie was fragen?«

Mit ihren kristallklaren Augen sah sie ihn an, und Niémans empfand ein gewisses Unbehagen. Diese Augen waren zu hell. Wie aus Glas, aus Gebirgswasser, scharf wie Rauhreif. »Sicher«, antwortete er.

»Vorhin im Radio hieß es ... Stimmt es, daß Sie zu der Truppe gehörten, die Jacques Mesrine getötet hat?«

»Das war in meiner Jugend. Aber es stimmt, ja.«

»Ich hab mich gefragt ... Was empfindet man danach?«

»Nach was?«

»Nach so einer Sache?«

Niémans ging ein paar Schritte auf die junge Frau zu. Sie wich instinktiv zurück. Doch sie hielt den Blick unbeirrt auf ihn geheftet. Eine leichte Arroganz lag darin.

»Ich werde mich stets mit Vergnügen mit Ihnen unterhalten, Fanny. Aber darüber werden Sie mich niemals reden hören. Auch nicht über das, was ich an dem Tag verloren habe.« Fanny schlug die Augen nieder. Gedämpft sagte sie: »Ich verstehe.«

»Nein, Sie verstehen nicht. Und das ist Ihre Chance.«

6

Hinter ihm rauschte und plätscherte der Bach, während Niémans, der sich in der Gendarmerie Bergstiefel ausgeliehen hatte, die recht bequeme natürliche Treppe in der Wand hinaufstieg. Auf der Höhe der Spalte angelangt, untersuchte er die schmale Öffnung, in der die Leiche gefunden worden war, und musterte aufmerksam den Felsen ringsum. Mit den Händen, durch Goretex-Handschuhe geschützt, suchte er nach den Spuren etwaiger Haken.

Nach Löchern im Stein, Ritzen, die als Stütze dienen konnten, um zwei Körper abzuseilen.

Ein eisiger Wind peitschte sein Gesicht, und Niémans genoß das kalte Prickeln. Trotz der Umstände hatte er, als er hierhergekommen war und vor dem kleinen Tümpel gestanden hatte, den intensiven Eindruck vollendeter Fülle empfunden. Vielleicht hatte sich der Mörder diese Stelle aus eben diesem Grund ausgesucht: Es war ein Ort der Ruhe, der Heiterkeit, ohne Störungen oder Mißhelligkeiten. Ein Ort, an dem das jadegrüne Wasser den gewalttätigen Geist besänftigte.

Der Kommissar fand nichts. Rund um die Nische setzte er seine Suche fort: keine Spur von Haken. Er stützte ein Knie auf den Rand und strich über die Innenwände des Hohlraums, bis seine Finger in der Mitte der Decke auf einmal eine Öffnung ertasteten, mit scharfen Rändern und eindeutig nicht natürlicher Ursache. Anerkennend dachte er an Fanny Ferreira. Sie hatte richtig vermutet: Offenbar hatte der Mörder, ausgerüstet mit Felshaken und Karabinern, die Leiche tatsächlich mit Hilfe seines eigenen Körpergewichts hier heraufgeschafft.

Er streckte den Arm aus, suchte weiter und entdeckte insgesamt drei Einschläge im Felsen, die tiefer waren, als er ertasten konnte, im

Dreieck angeordnet. Der Tathergang wurde allmählich klarer: Rémy Cailliois mußte bei seiner Wanderung überrascht worden sein. In diesen einsamen Höhen hatte ihn der Mörder gefesselt, gefoltert, verstümmelt und getötet und war dann mit der Leiche seines Opfers ins Tal zurückgekehrt. Wie? Niémans warf einen Blick nach unten, dorthin, wo der Wildbach sich zu einem spiegelglatten Tümpel staute. Auf dem Wasserweg. Wahrscheinlich war der Mörder mit einem Kajak oder ähnlichen Gefährt den Bach hinuntergefahren.

Aber wozu diese Mühe? Warum hatte er den Toten nicht einfach am Tatort liegen gelassen?

Vorsichtig stieg Niémans wieder ab. Unten angelangt, zog er die Handschuhe aus, kehrte der Wand den Rücken und betrachtete die Felsnische in der ungetrübten Wasserfläche: Das Spiegelbild war so reglos wie ein Gemälde, und wieder empfand er dasselbe Gefühl – dieser Ort war ein Heiligtum. Eine Oase der Reinheit und des Friedens. Und vielleicht hatte der Mörder ihn aus diesem Grund ausgesucht. Eine Gewißheit besaß Niémans nun jedenfalls. Sein Mörder war ein erfahrener Alpinist.

Niémans Wagen war mit einem VHF-Funkgerät ausgestattet, das er jedoch nie benutzte. Ebenso wenig wie er vertrauliche Gespräche über sein Handy führte, das noch leichter abzuhören war. Statt dessen benutzte er seit einigen Jahren einen Pager, einen Empfänger für Funknachrichten, und wechselte häufig die Marken und Typen. Dieses System, das nur mit Hilfe eines Paßworts funktionierte, konnte niemand abhören. Den Trick hatte er von Pariser Drogendealern übernommen, die sofort begriffen hatten, wie diskret und zuverlässig solche Funknachrichten sind. Joisneau, Barnes und Vermont wußten seine Nummer samt Codewort. Als er in den Wagen stieg, nahm er das Gehäuse aus der Tasche und warf einen Blick auf das Display. Keine Nachricht. Er fuhr los und kehrte zur Universität zurück. Inzwischen war es elf Uhr vormittags; hin und wieder überquerte eine vereinzelte Gestalt die Grünfläche. Ein paar Studenten liefen die Bahn des Stadions entlang, das ein wenig abseits vom Betonkomplex der Institutsgebäude lag.

Niémans bog in eine Querstraße ein und fuhr wieder auf das

Hauptgebäude zu. Der gewaltige Bunker erstreckte sich über sechshundert Meter Länge und war acht Stockwerke hoch. Er stellte den Wagen ab und warf einen Blick auf seinen Plan. Abgesehen von der Bibliothek beherbergte dieses Ungetüm die Vorlesungssäle für Medizin und Physik und eine Unmenge von Labors. Im obersten Stockwerk befanden sich die Wohnungen für die Studenten und Universitätsmitarbeiter, die auf dem Campus lebten. Mit rotem Filzstift hatte ihm der Portier die Nummer des Appartements von Rémy Caillois und seiner jungen Frau notiert.

Niémans ging an den Türen der Bibliothek gleich neben dem Haupteingang vorbei und stand in der Halle des Gebäudes: einem riesigen, ungeteilten Raum, der von weiten Glasfenstern erhellt wurde. Die Wände schmückten naive Fresken, die in der Morgensonne strahlten, und das gegenüberliegende Ende der Halle, mehrere hundert Meter entfernt, verlor sich in einer leuchtenden Staubigkeit. Die Dimensionen dieses Bauwerks waren eher stalinistisch – sehr verschieden von der Atmosphäre der Pariser Universitäten mit ihrem hellen Marmor und braunem Holz. So stellte es sich Niémans jedenfalls vor: Er hatte nie einen Fuß in eine Universität gesetzt, weder in Paris noch anderswo. Er betrat eine Treppe mit freihängenden Granitstufen und Absätzen wie Haarnadelkurven, die einzelnen Läufe durch senkrechte Eisenstangen voneinander trennt. Eine Phantasie des Architekten, im selben beängstigenden Stil wie der Rest. Von den Neonlampen brannte allenfalls die Hälfte, und auf seinem Weg nach oben durchquerte Niémans Bereiche völliger Dunkelheit, um in allzu grellem Licht wiederaufzutauchen.

Schließlich gelangte er in einen schmalen Flur, von dem viele kleine Türen abgingen, die Zimmer der Bewohner. Er tastete sich durch den finsternen Schlauch – hier hatten die Lampen allesamt den Geist aufgegeben – und suchte nach der Nummer 34, dem Appartement der Caillois. Die Tür war nur angelehnt.

Mit zwei Fingern drückte Niémans die furnierte Sperrholzplatte auf.

Stille und trübes Halbdunkel empfingen ihn. Niémans stand in einem kleinen Vorzimmer, an dessen Ende ein Lichtstreifen, der

durch eine halb geöffnete Tür fiel, einen engen Flur beleuchtete. In der relativen Helligkeit sah er, daß gerahmte Fotografien an den Wänden hingen: Schwarzweißfotos, die aus den dreißiger oder vierziger Jahren zu stammen schienen. Olympische Athleten, mitten in der Aktion festgehalten, schraubten sich in den Himmel oder durchpflügten die Erde in feierlichem Stolz. Die Mienen, die Körper, die ganze Haltung verbreiteten eine beunruhigende Perfektion, die Reinheit und Unmenschlichkeit von Statuen. Angesichts der Architektur dieser Universität stellte Niémans eine Übereinstimmung fest, die er nicht unbedingt erfreulich fand.

Unter diesen Fotos entdeckte er ein Porträt von Rémy Caillois. Er nahm es von der Wand, um es besser betrachten zu können. Das Mordopfer war ein gutaussehender junger Mann gewesen, mit kurzen Haaren, lächelnd, doch mit leicht verkniffener Miene. In seinen Augen funkelte ein auffallend wacher Blick. »Wer sind Sie?«

Niémans wandte den Kopf. Im Türrahmen stand eine weibliche Gestalt, in einen Regenmantel gehüllt. Der Kommissar trat näher. Schon wieder ein Kind: Auch diese Frau konnte allenfalls fünfundzwanzig sein. Ihr halblanges blondes Haar umrahmte ein schmales, eingefallenes Gesicht, dessen Blässe die dunklen Ringe unter den Augen deutlich hervortreten ließ. Ihre Gesichtszüge waren kantig, aber fein geschnitten. Daß diese Frau schön war, offenbarte sich erst im nachhinein, wie der Nachhall eines ersten Eindrucks, der eher Unbehagen auslöste. »Ich bin Hauptkommissar Pierre Niémans«, erklärte er. »Und Sie kommen hier einfach herein, ohne zu läuten?«

»Tut mir leid, aber die Tür stand offen. Sind Sie die Ehefrau von Rémy Caillois?«

Statt einer Antwort riß ihm die Frau die Fotografie aus der Hand und hängte sie wieder an die Wand. Dann zog sie ihren Mantel aus und ging durch den Flur auf das dahinterliegende Zimmer zu. Niémans erhaschte einen flüchtigen Blick auf eine blasse, magere Brust im Ausschnitt eines abgetragenen Pullovers. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. »Kommen Sie herein«, sagte die Frau widerwillig. Niémans betrat ein winziges Wohnzimmer, streng und karg möbliert und sehr ordentlich. An den Wänden hingen ein paar

moderne Gemälde. Symmetrische Linien, beängstigende Farben, unverständliche Formen. Der Kommissar achtete nicht weiter darauf, denn im selben Moment fiel ihm auf, daß ein intensiver chemischer Geruch im Raum hing. Ein Geruch nach Kleister. Offensichtlich hatten die Caillois ihr Wohnzimmer erst vor kurzem neu tapeziert. Dieses Detail schnürte ihm die Kehle zu. Zum ersten Mal bedrückte ihn der Gedanke an die mit einem Schlag vernichtete Zukunft dieses Ehepaars, an die Asche des Glücks, die in der Trauer dieser Frau verglomm.

In gesetztem Ton begann er: »Madame, ich komme aus Paris. Der Untersuchungsrichter hat mich zur Verstärkung der Mannschaft, die den Tod Ihres Mannes untersucht, hierher beordert. Ich ...«

»Haben Sie jetzt eine Spur?«

Der Kommissar beobachtete sie und verspürte auf einmal die Lust, einen Gegenstand an die Wand zu werfen, eine Scheibe zu zertrümmern, irgend etwas. Diese Frau war nicht nur starr vor Trauer, sondern auch vor Haß auf die Polizei. »Im Moment haben wir noch nichts«, räumte er ein. »Ich habe jedoch die begründete Hoffnung, daß die Ermittlungen sehr bald ...«

»Stellen Sie Ihre Fragen.«

Niémans setzte sich auf das Bettsofa gegenüber der Frau, die sich einen kleinen Stuhl aussuchte, so weit wie möglich von ihm entfernt. Um seine Fassung wiederzugewinnen, griff er nach einem Kissen, das er ein paar Sekunden lang knetete. »Ich habe Ihre Aussage gelesen«, sagte er schließlich. »Ich wollte nur noch ein paar zusätzliche Informationen. Die Gegend hier ist bei Wanderern und Bergsteigern sehr beliebt, nicht wahr?«

»Glauben Sie etwa, daß Guernon viel zu bieten hat? Jeder hier wandert oder klettert.«

»Waren die Wege, die Ihr Mann ging, den anderen bekannt?«

»Nein. Er hat nie darüber gesprochen. Und er suchte sich immer Strecken, wo er niemandem begegnete.«

»Waren es einfache Bergwanderungen oder Klettertouren?«

»Beides. Am Samstag ging er zu Fuß los und wollte nicht höher als zweitausend Meter. Er hatte keine Kletterausrüstung dabei.« Niémans wartete eine Weile, dann kam er zu seinem eigentlichen

Anliegen: »Hatte Ihr Mann Feinde?«

»Nein.«

Der zweideutige Ton ihrer Antwort forderte ihn heraus, eine weitere Frage zu stellen, die ihn selbst verwunderte: »Hatte er Freunde?«

»Ebensowenig. Rémy war ein Eigenbrötler.«

»Wie war sein Verhältnis zu den Studenten, zu den Leuten, mit denen er in der Bibliothek zu tun hatte?«

»Seine Kontakte beschränkten sich auf die Bücherausgabe.«

»Sind Ihnen in letzter Zeit irgendwelche ungewöhnlichen Vorfälle untergekommen?«

Die Frau gab keine Antwort. Niémans ließ nicht locker: »War Ihr Mann etwa auffällig nervös oder angespannt?«

»Nein.«

»Erzählen Sie mir vom Tod seines Vaters.«

Sophie Caillois hob den Blick. Ihre Augen waren farblos und ohne Glanz, doch der Schwung ihrer Wimpern und Brauen schien ihm vollendet schön. Sie hob ein wenig die Schultern. »Er ist bei einem Lawinenabgang umgekommen, im Jahr dreiundneunzig. Wir waren damals noch nicht verheiratet, und ich weiß nichts Genaues darüber. Rémy sprach nie davon. Worauf wollen Sie hinaus?«

Niémans gab keine Antwort, sondern musterte das kleine Zimmer mit seinen schnurgerade ausgerichteten Möbeln. Diese Art von Einrichtung kannte er nur zu gut. Und er spürte, daß er mit Sophie Caillois nicht allein hier war. Das Andenken des Toten war beinahe greifbar präsent, als schickte sich seine Seele jetzt erst zum Aufbruch, irgendwo in der Nähe, vielleicht im Nebenzimmer.

Der Kommissar wies auf die Bilder an den Wänden. »Hatte Ihr Mann gar keine Bücher hier?«

»Warum sollte er? Er war doch den ganzen Tag in der Bibliothek.«

»Arbeitete er dort an seiner Doktorarbeit?« Die Frau nickte kurz. Niémans konnte den Blick nicht von diesem schönen, harten Gesicht wenden. Verblüfft stellte er fest, daß er in weniger als einer Stunde zwei derart schöne und derart gegensätzliche Frauen kennengelernt hatte. »Worum ging es in seiner Dissertation?«

»Um die Olympischen Spiele.«

»Das ist aber nicht sehr intellektuell.«

Sophie Caillois setzte eine verächtliche Miene auf. »Er befaßte sich mit der Verbindung von Wettkampf und Heiligem. Von Leib und Geist. Er untersuchte den Mythos des ›athlon‹, des Archetypus der Antike, der durch schiere Körperkraft, durch die Überschreitung der physischen Grenzen die Fruchtbarkeit der Erde gewährleistete.«

»Verzeihung«, schnaubte Niémans, »aber von solchen philosophischen Fragen verstehe ich nichts ... Besteht hier ein Zusammenhang mit den Fotos, die in Ihrem Flur hängen?«

»Ja und nein. Das sind Standbilder aus den beiden Filmen von Leni Riefenstahl über die Olympischen Spiele von 1936 in Berlin.«

»Beeindruckende Bilder.«

»Rémy sagte, diese Spiele hätten erstmals wieder an den Geist der Spiele von Olympia angeknüpft, nämlich an die Einheit von Körper und Gedanke, von physischer Leistung und philosophischem Ausdruck.«

»Was in diesem speziellen Fall ja wohl die Ideologie der Nazis wäre.«

»Die Art und Weise, in der sich der Gedanke äußert, war meinem Mann völlig gleichgültig. Fasziniert war er allein von der Verschmelzung von physischer und psychischer Kraft, von Körper und Geist.«

Niémans begriff nichts und sah in ihren Reden nur den Ausdruck verschrobener Hirngespinnste.

Mit einer jähen Bewegung beugte die Frau sich vor und fragte scharf: »Warum hat man Sie hergeschickt? Warum einen wie Sie?«

Er ignorierte ihre Aggressivität. Bei seinen Verhören wandte er immer dieselbe Taktik an, kalt und unmenschlich, beruhend auf Einschüchterung. Wenn man Polizist war – zumal ein Polizist mit seinem Aussehen –, war es sinnlos, auf Gefühle und billige Psychologie zu setzen. In autoritärem Ton fragte er: »Was war Ihrer Ansicht nach der Grund, weshalb jemand Ihrem Mann ans Leben wollte?«

»Sind Sie nicht ganz bei Trost?« gab sie zurück. »Haben Sie die Leiche nicht gesehen? Verstehen Sie nicht, daß der Mensch, der meinen Mann umgebracht hat, wahnsinnig ist? Daß Rémy einem

Irren in die Hände gefallen ist? Einem Geistesgestörten, der sich an ihm ausgetobt hat, ihn geschlagen, gefoltert, verstümmelt hat, bis er tot war?«

Niémans holte tief Atem. Er dachte an den schweigsamen, vergeistigten Bibliothekar, an diese angriffslustige Frau. Ein Paar, das einem das Blut in den Adern gefrieren ließ. »Wie war Ihre Ehe?« fragte er.

»Was geht Sie das an?«

»Ich bitte Sie, mir zu antworten.«

»Bin ich etwa eine Verdächtige?«

»Nein, und das wissen Sie sehr gut. Antworten Sie bitte.« Die junge Frau warf ihm einen abweisenden Blick zu. »Wollen Sie wissen, wie oft in der Woche wir gevögelt haben?« Niémans spürte, wie sich in seinem Nacken die Haare sträubten. »Arbeiten Sie mit mir zusammen, Madame. Ich habe meine Arbeit zu tun.«

»Verpiß dich, beschissener Bulle.«

Ihre Zähne waren nicht sehr weiß, doch die Umrisse ihrer Lippen waren entzückend, anrührend. Niémans starrte auf diesen Mund, die steile Linie der Wangenknochen, die Augenbrauen, die aus der müden Blässe des Gesichts hervorleuchteten. Die Frische der Haut, die Farbe der Augen, alle diese Illusionen über Licht und Farben zählen wenig, dachte er. Schönheit ist eine Frage der Linie. Der Andeutung. Der unbestechlichen Reinheit. Er rührte sich nicht.

»Hauen Sie endlich ab!« kreischte die Frau. »Eine letzte Frage. Ihr Mann hat sein ganzes Leben auf diesem Campus verbracht. Wann hat er seinen Militärdienst geleistet?«

Diese Frage brachte sie aus der Fassung. Sie erstarrte, dann schlang sie die Arme um ihren Körper, als verspürte sie auf einmal eine innere Kälte. »Er war nicht beim Militär.«

»Untauglich?«

Sie bejahte mit gesenktem Kopf. »Aus welchem Grund?«

»Was wollen Sie eigentlich?« fragte sie und sah ihn wieder an.

»Aus welchem Grund?«

»Psychiatrie.«

»Litt er unter geistigen Störungen?«

»Wo leben Sie denn? Heutzutage läßt sich jeder aus

psychologischen Gründen ausmustern. Das heißt überhaupt nichts. Man blufft, redet irgendeinen Unsinn, und schon ist man untauglich.« Niémans sagte dazu nichts, doch offensichtlich drückte seine *ganze* Haltung tiefe Mißbilligung aus. Die Frau schien auf einmal seinen Bürstenhaarschnitt, seine strenge Eleganz zu bemerken, und ihr Mund verzog sich zu einer Grimasse des Abscheus. »Verdammte Scheiße, verschwinden Sie endlich.« Er stand auf und murmelte: »Ich geh' schon. Aber eines sollen Sie wissen.«

»Was?« stieß sie hervor.

»Ob es Ihnen paßt oder nicht: Es sind Leute wie ich, die Mörder fangen. Es sind Leute wie ich, die Ihren Mann rächen können.« Sekundenlang waren ihre Züge wie erstarrt, dann begann ihr Kinn zu zittern, und sie brach in Tränen aus. Niémans wandte sich ab.

»Ich finde ihn«, sagte er.

In der Tür hielt er inne, schlug mit der Faust auf den Rahmen und sagte über die Schulter hinweg: »Bei Gott, das schwöre ich: Der Hurensohn, der Ihren Mann umgebracht hat, entwischt mir nicht.«

Draußen vor dem Gebäude fiel ihn eine quecksilberne Helligkeit an. Schwarze Flecken tanzten vor seinen Augen, und Niémans schwankte ein wenig. Er zwang sich, ruhig bis zu seinem Wagen zu gehen, während die Schattenkreise vor seinem Blick sich nach und nach in Frauengesichter verwandelten. Fanny Ferreira, die Dunkle. Sophie Caillois, die Blonde. Zwei starke, intelligente, aggressive Frauen. Frauen, wie er sie wohl nie in den Armen halten würde.

Er trat heftig gegen einen vollen Papierkorb an einem Pfosten, dann warf er reflexartig einen Blick auf seinen Pager. Das Display teilte ihm mit, daß der Gerichtsmediziner die Autopsie beendet hatte.

II

7

Im Morgengrauen desselben Tages, zweihundertfünfzig Kilometer westlich von Guernon, beendete der Polizeileutnant Karim Abdouf die Lektüre einer kriminologischen Abhandlung über die Verwendung des sogenannten genetischen Fingerabdrucks zur Überführung des Täters in Vergewaltigungs- und Mordfällen. Das sechshundertseitige Mammutwerk hatte ihn praktisch die ganze Nacht wachgehalten. Er starrte auf die Leuchtziffern des Weckers, die Punkt sieben Uhr zeigten. Karim seufzte, legte den Wälzer beiseite, stand auf und ging in die Küche, um sich schwarzen Tee zu kochen. Er kehrte in sein Wohnzimmer zurück – das ihm zugleich als Eß- und Schlafzimmer diente – und spähte durchs Fenster in die Dämmerung hinaus. Die Stirn ans Glas gelehnt, dachte er darüber nach, welche Aussichten er wohl hatte, in dem unerträglich trostlosen Kaff, in dem er festsaß, je eine DNA-Analyse bei einer Ermittlung verwenden zu können. Sie waren gleich null.

Er betrachtete die Straßenlaternen, die noch die grauen Schwingen der Nacht festhielten. Ein Knoten der Bitterkeit schnürte ihm die Kehle zu. Selbst auf dem Höhepunkt seiner kriminellen Laufbahn war es ihm stets gelungen, dem Gefängnis zu entgehen. Doch jetzt, mit neunundzwanzig, nachdem er Polizist geworden war, saß er in einem Gefängnis, das noch viel schlimmer war, einer kleinen Provinzstadt inmitten einer Steinwüste, erschlagen vor Langeweile. Ein Gefängnis ohne Mauern und Gitterstäbe. Eine psychologische Haft, die ihn auf kleiner Flamme mürbe kochte.

Karim fing an zu träumen. Er sah sich mit Hilfe von DNA-Analysen und spezialisierten Computerprogrammen Serienmörder dingfest machen, wie in den amerikanischen Filmen. Er stellte sich vor, wie er an der Spitze eines Teams von Wissenschaftlern die Gensequenzen von Verbrechern studierte. Wie es den Experten nach

intensiver Forschung und anhand sorgfältiger Statistiken gelungen war, eine Anomalie in den Chromosomen zu entdecken, ein mutiertes Gen, und als die Ursache krimineller Triebe zu identifizieren. Vor einiger Zeit war tatsächlich die Rede davon gewesen, der statistische Zusammenhang zwischen einem zweifachen Y-Chromosom und aggressivem Verhalten mit kriminellen Neigungen lasse sich zur Überführung von Gewaltverbrechern einsetzen, doch diese Spur hatte sich bald als falsch herausgestellt. In Karims Traum jedoch wurde ein bislang unerkannter »Rechtschreibfehler« in der Buchstabenkombination des genetischen Codes gefunden. Und es war Karim selbst, der dank seiner unermüdlichen Verhaftungen diese bahnbrechende Entdeckung ermöglicht hatte. Bei der Vorstellung lief es ihm kalt über den Rücken.

Denn falls dieser Fehler tatsächlich existieren sollte, dann hatte er ihn auch in seinen eigenen Genen, soviel stand fest.

Das Wort »Waise« hatte für Karim nie eine Bedeutung gehabt. Einem Zustand, den man nie kennengelernt hat, kann man schwerlich nachtrauern, und der Maghrebiner hatte nie etwas erlebt, was auch nur entfernte Ähnlichkeit mit einem Familienleben gehabt hätte. Seine frühesten Erinnerungen waren ein kleines Stück Linoleumboden in einer Ecke und ein Schwarzweißfernseher im Heim in Nanterre, in der Rue Maurice-Thorez. Karim war in einem gesichtslosen Viertel ohne jede Anmut aufgewachsen, wo die letzten Gartenlauben zwischen Hochhäusern erstickten, während auf jedem Flecken Brachland nach und nach Wohnsilos hochgezogen wurden. Er erinnerte sich auch an seine Versteckspiele mit Bauarbeitern, hinter denen die Misere seiner frühen Kindheit allmählich verblaßte. Karim war ein Kind, das man vergessen hatte. Oder gefunden – es kam auf den Blickwinkel an, aus dem man die Sache betrachtete. Seine Eltern hatte er jedenfalls nie kennengelernt, und an der Erziehung, die man ihm in der Folge hatte angedeihen lassen, hatte ihn nichts je an seine Wurzeln erinnert. Er sprach nicht sehr gut arabisch, und vom Islam hatte er nur ein paar verschwommene Vorstellungen. Sehr bald hatte sich der halbwüchsige Junge von

seinen Tutoren befreit – den Erziehern im Heim, deren Gutwilligkeit und Schlichtheit ihn zutiefst anwiderte – und sich der Stadt verschrieben.

Nun entdeckte er Nanterre, ein Areal ohne Ende, unterteilt durch breite Verkehrsadern, durchsetzt mit gigantischen Wohnblocks, Fabriken, Bürogebäuden, die Straßen bevölkert von bedrückten, heruntergekommenen Gestalten, die schmutzige Lumpen trugen und sich von der Zukunft nichts erwarteten. Doch das Elend bestürzte nur die Reichen. Und Karim nahm die Armut nicht wahr, die in dieser Stadt alles durchtränkte, vom Müll auf den Gassen bis hin zu den zerklüfteten Gesichtern der Menschen.

Statt dessen bewahrte er sich eine warme Erinnerung an seine Jugend. Es war die Zeit der Punks, der No-Future-Generation. Dreizehn Jahre war er alt. Die ersten Kumpel. Die ersten Mädchen. Paradoxerweise fand Karim in der Einsamkeit und den Qualen der Pubertät durchaus Gründe, um zu lieben und zu teilen. Nach der Kindheit im Heim war die Zeit des jugendlichen Unbehagens für ihn wie eine zweite Chance zur Begegnung, eine Zeit, in der er auf andere zugehen, sich einer Außenwelt öffnen konnte. Noch jetzt erinnerte sich Karim mit kristallklarer Deutlichkeit an diese Jahre. Die langen Stunden in den Kneipen, wenn man sich um die Flipperautomaten drängelte und mit den Kumpeln lachte. Die endlosen Träumereien mit klopfendem Herzen nach dem Anblick irgendeines Mädchens auf den Stufen vor der Schule.

Doch die Vorstadt spielte auch mit verdeckten Karten. Daß Nanterre trostlos und ohne Ausweg war, hatte Abdouf schon immer gewußt. Irgendwann stellte er fest, daß die Stadt auch grausam und tödlich war.

Eines Freitagabends war in der Cafeteria des Schwimmbads, die damals bis spät nachts geöffnet hatte, eine Bande aufgetaucht. Ohne ein Wort zerschmetterten sie dem Wirt mit Fußtritten und Bierflaschen das Gesicht. Irgendeine alte Geschichte – eine nicht bezahlte Zeche, ein Lokalverbot, man wußte es nicht mehr. Niemand rührte einen Finger. Aber die halberstickten Schreie des Wirts hinter der Theke prägten sich Karims Nerven unauslöschlich ein. An diesem Abend erklärte man ihm einiges. Namen, Orte, Gerüchte. Der

Araber warf einen Blick in eine andere Welt, von deren Existenz er nichts geahnt hatte. Eine Welt, die von unmenschlich brutalen Wesen bevölkert war. Er erfuhr von unbetretbaren Vierteln, Kellern, in denen gemordet wurde. An einem anderen Abend, kurz vor einem Konzert in der Rue de l'Ancienne Mairie, artete eine Schlägerei zu einem Massaker aus. Wieder prallten verfeindete Banden aufeinander, und Karim sah Kerle mit aufgeplatzten Gesichtern sich auf dem Asphalt wälzen und Mädchen mit blutverschmierten Haaren unter geparkten Autos Schutz suchen.

Er wuchs heran und erkannte seine Stadt nicht wieder. Eine Springflut erhob sich. Voller Bewunderung sprach man von Victor, einem Afrikaner aus Kamerun, der sich auf den Dächern der Wohnblocks Opium spritzte. Von Marcel, einem Taugenichts mit blatternarbigem Gesicht, der sich einen blauen Schönheitsfleck auf die Stirn hatte tätowieren lassen wie eine Inderin und mehrmals wegen tätlicher Angriffe gegen die Polizei verurteilt worden war. Von Jamel und Saï d, die eine Sparkasse ausgeraubt hatten. Karim sah diese Typen manchmal vor dem Tor der Schule und war beeindruckt von ihrem Hochmut, ihrem souveränen Auftreten. Das waren weiß Gott keine Vorstadtspießer, keine gewöhnlichen, ungebildeten, ordinären Wesen, sondern elegante Burschen, die Klasse hatten, einen wilden Blick und sorgfältig einstudierte Gesten.

Er wählte sein Lager. Zuerst stahl er Autoradios, dann Wagen, und bald hatte er es zu finanzieller Unabhängigkeit gebracht. Er freundete sich mit dem opiumsüchtigen Schwarzen an, den »Einbrecherbrüdern« und vor allem mit Marcel, einem unsteten Burschen, brutal und angsteinflößend, der sich von morgens bis abends zudröhnte und das Vorstadtmilieu mit einem distanzierten Blick betrachtete, der Karim faszinierte. Marcel, der kurzgeschoren und wasserstoffblond war, trug Pelzwesten und hörte die Ungarischen Rhapsodien von Liszt, lebte in besetzten Häusern und las Biaisé Cendrars. Nanterre nannte er »den Kraken« und dachte sich, wie Karim wohl wußte, ein ganzes Geflecht von Ausreden und Analysen aus, um seinen unausweichlichen Niedergang zu rechtfertigen. Paradoxerweise war es Marcel, dieses Produkt der Trabantensiedlungen, der Karim zeigte, daß es noch ein anderes

Leben außerhalb der Vorstadt gab. Und Karim nahm sich fest vor, sich herauszuarbeiten. Während er eifrig stahl, verdoppelte er seinen schulischen Eifer, was keiner begreifen konnte. Er lernte Thai-Boxen, um sich vor anderen und vor sich selbst zu schützen, denn manchmal packten ihn Anfälle blinder Wut, die bestürzend und unkontrollierbar waren. Sein Leben war inzwischen ein Balanceakt, ein schmaler Grat, auf dem er sich im Gleichgewicht hielt. Rings um ihn versank alles im schwarzen Schlamm des Verbrechens und der Drogen. Karim war siebzehn, und die Einsamkeit hatte ihn wieder. Wenn er die Halle des Jugendzentrums betrat oder in der Cafeteria der Schule neben den Flipperautomaten seinen Kaffee trank, trat ringsum Schweigen ein. Niemand wagte ihn zu belästigen, denn zu dem Zeitpunkt hatte er sich bereits für die Regionalmeisterschaften im Thai-Boxen qualifiziert, und jeder wußte, daß Karim Abdouf ohne weiteres fähig war, mit einem Fußtritt Nasenbeine zu brechen, ohne dazu die Hände vom Tresen zu nehmen. Auch von anderen Geschichten wurde gemunkelt, von Einbrüchen, Deals, unerhörten Schlägereien ... Die meisten dieser Gerüchte waren falsch, doch sie sorgten dafür, daß Karim weitgehend in Ruhe gelassen wurde. Der Gymnasiast machte sein Abitur und brachte es auf einen sehr guten Notendurchschnitt, was ihm den Glückwunsch des Schuldirektors eintrug. Bei der Gelegenheit stellte er überrascht fest, daß sogar dieser autoritäre Mann Angst vor ihm hatte. Karim schrieb sich an der juristischen Fakultät ein, nach wie vor in Nanterre. In dieser Phase stahl er monatlich zwei Autos. Er verfügte über mehrere Vertriebswege, die er ständig wechselte. Vermutlich war er der einzige Nordafrikaner des Viertels, der noch nie verhaftet, ja nicht einmal von der Polizei belästigt worden war. Und noch nie hatte er mit Drogen experimentiert, auch nicht mit vergleichsweise harmlosen.

Mit einundzwanzig Jahren legte er sein Jura-Examen ab. Aber was dann? Einen jungen Araber von einem Meter fünfundachtzig, dürr wie ein Zaunpfahl, mit Spitzbart, Rastalocken und mehreren Ohrringen würde kein Anwalt je einstellen – nicht einmal als Laufburschen, geschweige denn als Referendar. So oder so würde er zwangsläufig auf die Arbeitslosigkeit zusteuern und somit wieder am

Ausgangspunkt stehen. Dann lieber tot. Weiterhin als Autodieb arbeiten? Diese heimlichen Stunden der Nacht, die stillen Parkplätze, die Adrenalinstöße, die ihn überschwemmten, wenn er das Sicherheitssystem eines BMWs lahmlegte, liebte er mehr als alles andere. Er wußte, daß er auf diese Schattenexistenz, gewebt aus Gefahr und Geheimnis, niemals verzichten konnte. Doch ebensogut wußte er, daß ihn sein Glück früher oder später im Stich lassen würde.

Dann hatte er eine Erleuchtung: Polizist wollte er werden. Als Polizist konnte er sich in derselben Schattenwelt bewegen, jedoch im Schutz der Gesetze, von denen er nichts hielt, im Dienst eines Landes, das er aus voller Überzeugung verachtete. Eine Lektion hatte Karim in seinen Jugendjahren gelernt: Er hatte keine Wurzeln, keine Heimat, keine Familie. Seine Gesetze schrieb er sich selbst, und sein Land war sein eigener Lebensraum.

Nach der Entlassung aus der Armee schrieb er sich an der Schule für den höheren Polizeidienst von Cannes-Ecluse ein und bezog die Kaserne: Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er sein Revier Nanterre verlassen. Seine Leistungen waren von Anfang an außergewöhnlich. Seine intellektuellen Fähigkeiten lagen weit über dem Durchschnitt, und vor allem konnte er sich wie kein anderer in das Verhalten der Verbrecher einfühlen, kannte die Gesetze der Banden und der Szene. Außerdem wurde er ein hervorragender Schütze, und den Kampf mit bloßen Händen beherrschte er immer besser. Er wurde Meister in der Kunst des Te – der Quintessenz des Nahkampfs, einer Kombination aus den gefährlichsten Praktiken innerhalb der verschiedenen Kampfsportarten und der Zweikampftechniken jeglicher Art. Unter den Polizeischülern war er instinktiv verhaßt. Er war Araber. Er war stolz. Er verstand zu kämpfen und drückte sich besser aus als die meisten seiner Kollegen, die eher halbherzig bei der Sache waren und sich zur Polizei nur gemeldet hatten, um der Arbeitslosigkeit zu entgehen.

Ein Jahr später schloß Karim seine Ausbildung mit einer Reihe von Praktikumsaufenthalten in mehreren Pariser Polizeikommissariaten ab. Immer noch im selben Gebiet, im selben Elend, diesmal jedoch in Paris. In einer winzigen Bude im Viertel Abbesses bezog der

angehende Polizist Quartier. Undeutlich ahnte er, daß er gerettet war.

Doch er hatte die Brücken zu seiner Vergangenheit nicht abgebrochen. In regelmäßigen Abständen kehrte er nach Nanterre zurück und informierte sich über die jüngsten Entwicklungen. Die Katastrophe war im Anzug. Victor war auf dem Dach eines achtzehnstöckigen Wohnhauses gefunden worden, zusammengekauert wie ein Anachoret in der Wüste, im Hodensack steckte noch die Spritze. Überdosis. Hassan, ein kabyllischer Schläger und blonder Koloß, war an einem Kopfschuß durch ein Jagdgewehr krepirt. Die »Einbrecherbrüder« saßen im Gefängnis Fleury-Mérogis. Und Marcel war endgültig dem Heroin verfallen. Karim mußte miterleben, wie es mit seinen Freunden nach und nach zu Ende ging, und sah mit Entsetzen die letzte Springflut heranrollen: Aids beschleunigte den Verwüstungsprozeß. Die Krankenhäuser, die früher mit verbrauchten Arbeitern und bettlägerigen Greisen belegten gewesen waren, füllten sich jetzt mit Todgeweihten, die noch halbe Kinder waren, das Zahnfleisch schwarz, die Haut übersät von Geschwüren, die inneren Organe zerfressen. Die meisten seiner einstigen Kumpel sah er auf diese Weise zugrunde gehen. Sah, wie die Seuche an Macht gewann, sich ausbreitete und mit Hepatitis C verband, wie sie die Reihen seiner Generation dezimierte. Karim zog sich schauernd zurück. Seine Stadt lag im Sterben.

Im Juni 1992 erhielt er sein Abschlußzeugnis. Mit den Glückwünschen der Prüfungskommission, Spießern mit Siegelring, die in ihm nur Mitleid und Verachtung weckten. Trotzdem – das Ereignis mußte gefeiert werden. Karim kaufte Champagner und fuhr nach Fontenelles, wo Marcel wohnte. Noch jetzt erinnerte er sich in allen Einzelheiten an diesen Spätnachmittag. Er hatte an der Tür geläutet. Keine Reaktion. Er hatte die Kinder unten vor dem Haus gefragt, dann hatte er Wohnblocks, Fußballplätze, Altpapierdeponien abgesucht ... Ohne Erfolg. Bis in den Abend hinein lief er von einem Ort zum anderen, aber immer vergeblich. Um zweiundzwanzig Uhr suchte er die virologische Abteilung der Klinik von Nanterre auf: Marcel war seit zwei Jahren seropositiv. Er lief durch Ätherdünste, vorbei an ausgemergelten Gesichtern, und befragte die Ärzte. Er sah den Tod bei der Arbeit, erlebte die grausamen Verwüstungen, die der

weitere Verlauf der Infektion anrichtet.

Doch Marcel fand er nicht.

Fünf Tage später erfuhr er, daß man die Leiche seines Freundes in einem Keller gefunden hatte, die Hände verbrannt, das Gesicht zerschnitten, die Fingernägel durchbohrt. Marcel war zu Tode gefoltert worden, ehe ihm ein Gewehrschuß in die Kehle endgültig den Garaus gemacht hatte. Karim war über die Nachricht nicht eigentlich überrascht. Sein Freund konsumierte zuviel und streckte die Portionen, die er verkaufte. Aus seinem Drogenhandel war ein Wettlauf mit dem Tod geworden. Wie es der Zufall wollte, erhielt Karim am selben Tag seinen Inspektorenausweis, mit Trikolore. In diesem Zusammentreffen sah er ein Zeichen. Er zog sich wieder in den Hintergrund zurück und lächelte beim Gedanken an Marcells Mörder. Die Schweine konnten nicht ahnen, daß Marcel einen Bullen zum Freund hatte. Ebenso wenig wie sie ahnen konnten, daß dieser Bulle keinen Augenblick zögern würde, sie umzulegen – im Namen einer Vergangenheit, die endgültig vorbei war, und in der tiefen Überzeugung, daß das Leben nicht derart widerwärtig sein konnte – zum Teufel, nein. Karim machte sich auf die Suche.

Innerhalb weniger Tage hatte er die Namen der Mörder. Ein paar Stunden vor dem geschätzten Todeszeitpunkt waren sie zusammen mit Marcel gesehen worden. Thierry Kalder, Eric Masuro, Antonio Donato. Karim war enttäuscht: Diese drei waren kleine Fische, Junkies, die wahrscheinlich aus Marcel herausprügeln wollten, wo er seinen Stoff versteckte. Karim stellte genauere Erkundigungen an und erfuhr, daß weder Kalder noch Masuro die Folterer gewesen sein konnten. Sie waren nicht durchgeknallt genug. Also blieb nur noch Donato übrig, der ohnehin einschlägig bekannt war: Erpressung und Gewalt gegen Kinder, Zuhälterei mit Minderjährigen, rettungslos süchtig. Ihn zu opfern, fand Karim, war genug der Rache. Er mußte allerdings schnell handeln: Die Polizisten von Nanterre, die ihm diese Auskünfte erteilt hatten, waren ebenfalls hinter den dreien her. Karim machte sich auf den Weg. Er war aus Nanterre, er kannte die Szene, er sprach dieselbe Sprache wie die Jungs von der Straße. Innerhalb eines Tages hatte er die drei Junkies ausfindig gemacht. Sie hausten in einem heruntergekommenen Wohnhaus in der Nähe

der Autobahnbrücke bei der Ausfahrt Nanterre-Universität. Ein Haus, das unter den Erschütterungen und dem Lärm der Lastwagen, die wenige Meter vor den Fenstern vorbeidonnerten, auf seinen endgültigen Zerfall wartete. Zu Mittag betrat er die Ruine, ohne das Getöse der Autobahn, die sengende Junihitze wahrzunehmen. Kinder spielten im Staub. Sie hielten inne, als sie den großen Burschen mit den Rastahaaren erblickten, der in das verwahrloste Haus eindrang, und starrten ihm nach.

Karim durchquerte den Flur mit den aufgebrochenen Briefkästen, rannte die Treppen hinauf, und hörte durch den Autolärm die charakteristischen Rhythmen von Rap-Musik. Er lächelte, als er *A Tribe Called Quest* erkannte, eine CD, die er selbst schon seit ein paar Monaten hörte. Er trat die Tür ein und sagte nichts weiter als »Polizei«. Ein Schwall Adrenalin strömte durch seinen Körper. Es war das erste Mal, daß er ohne Furcht Polizist spielte. Die drei Burschen waren starr vor Schreck. Die Wohnung war übersät von Schutt, die inneren Wände waren eingerissen, Rohre lagen herum und ragten aus den Mauern, auf einer ausgeweideten Matratze thronte ein Fernseher. Ein Sony-Modell, der letzte Schrei, wahrscheinlich in der Nacht zuvor abgestaubt. Auf dem Bildschirm führte ein Pornofilm seine bleichen Fleischmassen vor. In einer Ecke dröhnte der Ghettoblaster und ließ Gipsstaub von der Decke rieseln.

Karim spürte, wie er aus seinem Körper heraustrat und durch den Raum schwebte. Aus dem Augenwinkel nahm er am anderen Ende des Zimmers durcheinandergeworfene Autoradios wahr, sah einen umgestülpten Karton mit aufgerissenen Heroinpäckchen darauf, sah eine Pumpgun zwischen Munitionsschachteln. Donato hatte er sofort im Blick, er erkannte ihn nach dem anthropometrischen Foto, das er in der Tasche hatte: ein helläugiges bleiches Gesicht, aus dem die Knochen hervorstanden, übersät von Narben. Dann die beiden anderen, die sich krümmten vor Anstrengung, aus ihren chemischen Träumen aufzutauchen. Karim hatte seine Waffe noch nicht gezogen. »Kalder, Masuro, ihr verschwindet.«

Die beiden Männer zuckten zusammen, als sie ihre Namen hörten. Sie zögerten, warfen einander einen trüben Blick zu, dann schlurften sie zur Tür. Donato blieb, bebend wie ein Insektenflügel. Auf einmal

tat er einen Satz und stürzte sich auf das Gewehr. In dem Moment, als er den Kolben packte, trat ihm Karim – in eisenverstärkten Doc Martens – mit der Ferse auf die Hand und mit dem anderen Fuß ins Gesicht. Das Schultergelenk knackte, Donato stieß einen heiseren Schrei aus. Karim riß den Mann hoch und stieß ihn mit dem Rücken gegen eine alte Matratze. Der dumpfe Rhythmus von *A Tribe Called Quest* stampfte weiter. Karim zog seine Automatik, die er links im Holster trug, und steckte seine bewaffnete Hand in eine Tüte aus durchsichtigem Plastik, einem speziellen Polymer, unbrennbar, die er mitgebracht hatte. Er legte den Finger auf den Abzug. Der Kerl starrte ihn an.

»Was ... verdammt ... was hast du vor?« Karim lud durch und lächelte.

»Die Hülsen, Bursche. Hast du das nie im Fernsehen gesehen? Es ist sehr wichtig, keine Hülsen herumliegen zu lassen ...«

»Was willst du? Bist du ein Bulle? Bist du wirklich ein Bulle?« Karim wiegte sich im Takt der Musik. Schließlich sagte er: »Ich komme im Namen von Marcel.«

»Von wem?«

Er sah die Verständnislosigkeit in den Augen des Kerls. Erkannte, daß der Italiener sich an den Mann, den er zu Tode gefoltert hatte, tatsächlich nicht erinnerte. Daß Marcel im Gedächtnis dieses Heroinsüchtigen nicht existierte, nie existiert hatte. »Bitte ihn um Verzeihung.«

»Wa ... was?«

Das Sonnenlicht rann über Donatos schweißglänzendes Gesicht. Karim richtete die plastikverhüllte Waffe auf ihn. »Bitte Marcel um Verzeihung!« schnauzte er. Der Mann begriff, daß er sterben würde, und heulte: »Entschuldigung! Entschuldigung, Marcel! Gottverdammte Scheiße! Ich bitte dich um Verzeihung, Marcel! Ich ...« Karim schoß ihm zweimal ins Gesicht.

Er klaubte die Kugeln aus den Fasern der Matratze, steckte die heißen Patronenhülsen in die Tasche und ging ohne einen Blick zurück.

Er ahnte, daß die beiden anderen Kerle mit Verstärkung wiederkommen würden, und wartete ein paar Minuten in der

Eingangshalle. Dann sah er Kalder und Masuro in Begleitung von drei weiteren Zombies im Sturmschritt auftauchen. Durch die eingeschlagene Tür stürzten sie ins Haus, aber ehe sie sich versahen, hatte Karim sich vor ihnen aufgebaut und stieß Kalder gegen die Briefkästen. Er hielt ihm seine Waffe unter die Nase und brüllte: »Wenn du redest, bist du tot. Wenn du mich suchst, bist du tot. Wenn du mich umbringst, kriegst du lebenslänglich. Ich bin Bulle, du Arschwichser! Bulle, kapierst du das?« Er schleuderte den Mann zu Boden und trat hinaus in die Sonne, unter seinen Sohlen knirschten Glasscherben. So verabschiedete sich Karim von Nanterre, der Stadt, die ihm alles beigebracht hatte.

Ein paar Wochen später rief Abdouf im Kommissariat an der Place de la Boule an, um sich nach dem Stand der Ermittlungen zu erkundigen. Man teilte ihm mit, was er ohnehin wußte: Donato sei umgebracht worden, höchstwahrscheinlich mit zwei Kugeln Kaliber 9 Millimeter Parabellum, doch man habe weder die Kugeln noch die Hülsen gefunden, und die beiden Komparsen seien verschwunden. Der Fall war abgeschlossen. Für die Polizei. Für Karim.

Der Araber hatte seine Aufnahme in die BRI am Quai des Orfèvres beantragt, eine Truppe, die auf Beschattungen, Verbrechen auf frischer Tat und Sturmangriffe spezialisiert war. Doch er wurde abgelehnt. Man schlug ihm statt dessen die Sechste Division vor, zuständig für Terrorismusbekämpfung und die Unterwanderung militanter islamischer Vereinigungen in den Unruheherden der Vorstädte. Polizisten nordafrikanischer Herkunft waren zu selten, als daß man sich diese Chance entgehen lassen wollte. Er lehnte ab: Als Spitzel zu arbeiten kam nicht in Frage, nicht einmal im Fall fanatischer Mörder. Karim wollte das Reich der Nacht durchstreifen, Killer aufspüren, sie auf ihrem eigenen Gebiet stellen, sich in dieser Gegenwelt bewegen, der er selbst angehörte. Seine Weigerung kam nicht gut an. Ein paar Monate später wurde Karim Abdouf, Absolvent der Polizeischule von Cannes-Ecluse im Rang eines Leutnants, unerkannter Mörder eines Drogenhändlers, nach Sarzac im Département Lot versetzt.

Lot. Eine Gegend, in der die Züge nicht mehr hielten. Eine

Gegend, in der in den Straßenbiegungen Geisterstädte auftauchten wie versteinerte Blumen. Ein Land der Höhlen, wo selbst der Tourismus sich an Troglodyten richtete: Schluchten, Abgründe, Felsmalereien... Für Karims Identität war diese Gegend eine Beleidigung. Er war ein *beur*, ein Nordafrikaner, und ein Mann der Straße, und nichts konnte ihm ferner liegen als dieses elende Provinznest.

Eine erbärmliche Alltagsroutine begann für ihn, eine endlose Reihe sterbenslangweiliger Tage, bestehend aus lächerlichen Aufgaben: Verkehrsunfälle aufnehmen, im Gewerbegebiet einen Ladendieb verhaften, Autobahnvignetten kontrollieren... Karim fing an, in seinen Träumen zu leben. Er besorgte sich die Biographien herausragender Polizisten. Kaum hatte er Zeit, besuchte er die Bibliotheken von Figeac und Cahors, um die Presseberichte über aufsehenerregende Kriminalfälle zu verfolgen, alles, was ihn an seinen eigentlichen Beruf erinnerte. Er las sogar Krimis, besorgte sich die Memoiren berühmter Gangster, hatte Fachzeitschriften der Polizei abonniert, außerdem Publikationen aller Art über Waffen, Ballistik, neue Technologien. Eine ganze Welt aus Papier hatte er sich zurechtgelegt, in die er nach und nach eintauchte.

Er lebte allein, schlief allein, arbeitete allein. Im Kommissariat, sicher einem der kleinsten in ganz Frankreich, wurde er gleichermaßen gehaßt und gefürchtet. Wegen seiner Frisur nannten ihn seine Kollegen »Kleopatra«. Man hielt ihn für einen Fundamentalisten, weil er keinen Alkohol trank. Man unterstellte ihm merkwürdige Praktiken, weil er sich bei nächtlichen Streifen stets weigerte, den obligatorischen Abstecher zu Sylvie mitzumachen. Eingemauert in seine Einsamkeit, zählte Karim die Tage, die Stunden, die Sekunden und brachte es fertig, ein ganzes Wochenende hindurch kein einziges Wort zu sprechen. An diesem Montagmorgen hatte er wieder eine seiner Schweigekuren hinter sich, die er fast ausschließlich in seiner winzigen Wohnung verbrachte, bis auf die Trainingsstunden im Wald, während deren er unermüdlich die tödlichen Gesten und Bewegungen des Te übte, ehe er etliche Magazine in hundertjährige Bäume verfeuerte.

Es läutete an der Tür. Reflexartig schaute Karim auf die Uhr:

07.45. Er machte auf.

Es war Sélier, der Nachtdienst gehabt hatte. Er trug eine grünliche Miene zur Schau, eine Mischung zwischen Besorgnis und Schläfrigkeit. Karim bot ihm keinen Tee an. Nicht einmal einen Stuhl. Er fragte nur: »Was gibt's?«

Der Mann öffnete den Mund, doch er sagte nichts. Schweißtropfen rannen ihm unter der Mütze zwischen den Haaren hervor. Schließlich stammelte er: »Es ist ... die Schule. Die kleine Schule.«

»Was ist damit?«

»Die Ecole Jean-Jaurès. Es wurde eingebrochen ... Heute nacht.« Karim lächelte. Die Woche fing rasant an. Wahrscheinlich hatten Halbstarke aus dem Nachbarort aus schierer Lust, den Leuten auf den Wecker zu gehen, eine Grundschule verwüstet. »Ein Riesenchaos, nehme ich an?« fragte Karim, während er sich anzog.

Der uniformierte Polizist verzog das Gesicht beim Anblick dieser Kleider: Sweatshirt, Jeans, eine Joggingjacke mit Kapuze und darüber eine braune Lederjacke, Modell Müllmann aus den fünfziger Jahren.

»Eben nicht«, antwortete er. »Das waren Profis ...« Karim schnürte seine Stiefel zu. »Profis? Was soll das heißen?«

»Daß es kein Jungenstreich war ... Sie sind mit Dietrichen in die Schule eingedrungen, Schlösser wurden nicht aufgebrochen. Und sie haben keinerlei Spuren hinterlassen. Die Schulleiterin hat's aus reinem Zufall gemerkt, an ein paar Kleinigkeiten, die faul waren, ansonsten ...« Karim stand auf. »Was haben sie gestohlen?«

Sélier schnaufte und fuhr sich mit zwei Fingern unter den Kragen.

»Das ist noch komischer. Nichts haben sie gestohlen.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Sie waren einfach in einem Klassenzimmer, und dann ...pffft ... sind sie anscheinend genauso schnell wieder verduftet ...«

Einen kurzen Augenblick betrachtete Karim sein Spiegelbild in der Fensterscheibe. Seine Rastalocken, die zu beiden Seiten des Kopfes wirr herabfielen, sein schmales dunkles Gesicht, verlängert durch einen spitzen Ziegenbart. Er setzte seine ausladende Mütze in jamaikanischen Farben auf und lächelte sich zu. Ein Teufel. Ein

Teufel frisch aus der Karibik. Er drehte sich zu Sélier um.

»Und wieso holst du da mich?«

»Crozier ist noch nicht aus dem Wochenende zurück. Also haben Dussard und ich ... wir haben gedacht ... daß du ... Du mußt dir das anschauen, Karim, ich ...«

»Schon gut. Gehen wir.«

8

Über Sarzac ging die Sonne auf. Eine Oktobersonne, bleich und matt wie eine Genesende, die sich nur sehr allmählich erholt. In seinem alten Peugeot folgte Karim dem Streifenwagen. Sie durchquerten die Stadt, die zu dieser Stunde noch wie tot dalag und ein weißliches Leuchten wie von Irrlichtern verbreitete. Sarzac war weder ein alter Marktflecken noch eine moderne Stadt, sondern eine Aneinanderreihung von Wohn- und Geschäftshäusern unbestimmten Alters und ohne besondere Kennzeichen, hingebreitet in einer weiten Ebene. Nur das Stadtzentrum wies eine kleine Eigenheit auf, eine Straßenbahn, die über altes Kopfsteinpflaster von einem Ende des Ortes zum anderen ratterte. Immer wenn sie vorbeikam, mußte Karim an die Schweiz oder Italien denken, ohne genau zu wissen, weshalb – in beiden Ländern war er nie gewesen.

Die Ecole Jean Jaurès lag im Osten, in einem Viertel, in dem die ärmere Bevölkerung lebte, nahe dem Gewerbegebiet. Karim fuhr an einem Ausbund an Häßlichkeit entlang, blauen und braunen Mietshäusern, die ihn an die Wohnblocks seiner Kindheit erinnerten. Die Schule stand am Ende einer Straße mit rissiger Asphaltdecke, eine Betontreppe führte zum Eingang hinauf. Auf dem Treppenabsatz erwartete sie eine Frau, die in ihrer weiten dunklen Jacke verloren wirkte. Die Schulleiterin. Karim begrüßte sie und stellte sich vor. Das aufrichtige Lächeln, mit dem die Frau ihn empfing, überraschte ihn, denn in der Regel löste er eine Woge des

Mißtrauens aus. Karim dankte ihr innerlich für ihre Spontaneität und unterzog sie einer kurzen Musterung. Ihr Gesicht war flach wie ein Tümpel, in dem die großen grünen Augen eingepflanzt waren wie zwei Seerosen. Ohne weiteren Kommentar bat ihn die Schulleiterin, ihr zu folgen. Das pseudomoderne Gebäude sah aus, als sei es entweder nie fertiggestellt worden oder befinde sich in einer Renovierungsphase von unabsehbarer Dauer. Die sehr niedrigen Flure waren mit Styroportafeln ausgekleidet, manche von ihnen schlecht montiert. Die meisten waren voller Kinderzeichnungen, mit Reißnägeln angeheftet oder direkt auf die Wand gemalt, darunter hing eine in Auflösung begriffene Reihe von Kleiderhaken in Kinderhöhe. Alles war schief, und Karim hatte das Gefühl, sich in einer Schuhschachtel zu bewegen, auf die jemand getreten war.

Vor einer halb offenen Tür blieb die Schulleiterin stehen und flüsterte in geheimnisvollem Ton: »Das ist das einzige Zimmer, in das sie eingedrungen sind.«

Vorsichtig schob sie die Tür auf. Sie betraten ein Büro, das wie ein Warteraum wirkte. An der Wand reihten sich Schränke mit Vitrinenaufsatz, in denen Aktenorder und Schulbücher verstaubt waren. Auf einem kleinen Kühlschrank stand eine Kaffeemaschine. Ein Schreibtisch aus Eichenholzimitat verschwand beinahe unter Grünpflanzen, die in wassergefüllten Schalen standen und das Zimmer mit einem Geruch nach nasser Erde erfüllten. »Sehen Sie«, sagte die Frau und deutete auf eine Vitrine. »Diesen Schrank haben sie geöffnet. Wir haben hier unser Archiv. Aber es sieht nicht so aus, als hätten sie etwas gestohlen – auf den ersten Blick jedenfalls. Oder als hätten sie überhaupt etwas angefaßt.« Karim ließ sich auf die Knie nieder und untersuchte das Türschloß. Nach einer langjährigen Karriere als Autodieb verfügte er über solide Kenntnisse in Sachen Einbruch und stellte fest, daß auch der Eindringling, der an diesem Schloß hantiert hatte, zweifellos eine vergleichbare Erfahrung auf dem Gebiet besaß. Karim war verblüfft: Warum sollte ein Profi in eine Grundschule in Sarzac einbrechen? Er nahm einen Aktenordner heraus, schlug ihn auf und blätterte kurz darin. Namenslisten, Bemerkungen von Lehrern, Verwaltungskorrespondenz ... Für jedes Jahr gab es einen eigenen Ordner. Karim stand wieder auf. »Hat

niemand was gehört?«

»Wissen Sie«, antwortete die Frau, »die Schule wird eigentlich nicht bewacht. Es gibt zwar eine Hausmeisterin, aber offen gestanden ...«

Karim betrachtete noch immer den Vitrinenschrank, der so sorgfältig aufgebrochen worden war.

»Wann war der Einbruch Ihrer Meinung nach – Samstag oder Sonntag nacht?«

»Er kann in beiden Nächten gewesen sein, sogar tagsüber. Ich sage Ihnen doch, am Wochenende kann hier jeder kommen und gehen. In unserer kleinen Schule gibt es nichts zu holen.«

»Na gut«, sagte er. »Sie werden aufs Revier kommen müssen, wegen Ihrer Aussage.«

»Sie sind ein verdeckter Ermittler, oder?«

»Wie bitte?«

Die Schulleiterin musterte Karim aufmerksam. »Ich meine, Ihre Kleidung, Ihr ganzes Auftreten«, sagte sie. »Sie sind ein verdeckter Ermittler, oder? Sie schleusen sich in die Gangs in den Sozialsiedlungen ein und ...«

Karim brach in Gelächter aus. »Die Gangs laufen hier nicht gerade in Scharen herum.«

Die Schulleiterin ignorierte seine Bemerkung und erklärte im Ton einer Expertin: »Ich weiß, wie das geht. Ich habe einen Dokumentarfilm darüber gesehen. Leute wie Sie tragen Wendejacken, innen mit dem Abzeichen der Landespolizei ...«

»Madame ...«, fiel ihr Karim ins Wort. »Wirklich, Sie überschätzen Ihre kleine Stadt.«

Er drehte sich um und ging zur Tür. Die Schulleiterin lief ihm nach.

»Sichern Sie keine Spuren? Fingerabdrücke?«

»Ich glaube«, gab Karim zurück, »daß wir uns angesichts der Schwere des Vorfalls damit begnügen können, Ihre Aussage aufzunehmen und eine kleine Runde durch die Nachbarschaft zu drehen.«

Die Frau wirkte enttäuscht. Wieder sah sie Karim aufmerksam an.

»Sie sind nicht aus der Gegend, stimmt's?«

»Nein.«

»Was haben Sie getan, daß man Sie hierher versetzt hat?«

»Das ist eine lange Geschichte. Vielleicht komme ich irgendwann mal vorbei und erzähle sie Ihnen.«

Draußen trat Karim zu den Streifenpolizisten, die mit der Miene schuldbewußter Schüler in der Faust rauchten. Sélier sprang aus dem Wagen.

»Meine Güte, es ist schon wieder was passiert!«

»Was denn?«

»Noch ein Einbruch. Seitdem ich hier bin, habe ich nie ...«

»Wo?«

Sélier zögerte, sah seine Kollegen an. Sein Atem rasselte unter seinem Schnurrbart.

»Ich ... Auf dem Friedhof. Jemand ist in eine Gruft eingebrochen.«

Die Gräber und Kreuze erstreckten sich über eine leichte Anhöhe, und mit ihren Grau- und Grüntönen wirkten sie wie die Verästelungen von Flechten, die im Sonnenlicht leuchten. Karim stand hinter dem Gittertor und schnupperte den Duft von Tau und verwelkten Blumen.

»Ihr wartet hier auf mich«, befahl er den Streifenpolizisten. An einen Montag wie diesen würde Sarzac sich noch lange erinnern, sagte er sich, während er Latexhandschuhe überstreifte. Vor der Fahrt zum Friedhof war er noch kurz zu Hause gewesen, um seine »wissenschaftliche« Ausrüstung zu holen: einen Koffer, in dem sich Aluminium- und Granitpulver sowie Klebebänder zum Nachweis von Fingerabdrücken befanden, außerdem Elastomere, um etwaige Fußspuren auszugießen... Er war fest entschlossen, selbst dem allergeringsten Hinweis sorgfältig nachzugehen.

Über die Kieswege schritt er zu der entweihten Gruft, deren Lage man ihm beschrieben hatte. Einen kurzen Moment hatte er eine regelrechte Grabschändung befürchtet, von der Art, wie sie seit einigen Jahren in Frankreich immer wieder vorkamen und die offenbar eine makabre Mode geworden waren: verstreute Schädel und verstümmelte Leichen. Aber nein: Hier war alles in Ordnung – außer der Gruft hatten die Grabschänder sichtlich nichts angerührt.

Karim stand am Fuß des Granitblocks und betrachtete das Mausoleum in Form einer kleinen Kapelle. Die Tür war nur angelehnt. Er ging in die Knie und untersuchte die Verriegelung. Wie in der Schule hatten die Einbrecher besondere Sorgfalt auf das Schloß verwendet. Karim strich über die Kante der steinernen Mauer und kam zu dem Schluß, daß auch in diesem Fall Profis am Werk gewesen waren. Dieselben? Er stieß die Tür auf und versuchte, sich die Szene vorzustellen. Warum hatten die Eindringlinge soviel Vorsicht walten lassen, um ein Grabmal aufzubrechen, und waren dann abgezogen, ohne die Tür wieder zu schließen? Karim bewegte den schweren hölzernen Flügel hin und her und begriff: In die schmale Furche der Türverkleidung waren Kieselsteine gerutscht, so daß die Tür nicht mehr fugenlos schloß und sich nicht mehr verriegeln ließ. Nur die kleinen Kiesel verrieten, daß sich hier jemand zu schaffen gemacht hatte.

Der Polizist untersuchte nun das Schloß selbst, ein kompliziertes, recht antikes Hebelsystem, mit dem sicher nur Spezialisten zurechtkamen. Karim stockte: Spezialisten? Konnte es tatsächlich sein, daß in der kleinen Schule und auf diesem Friedhof dieselben Einbrecher am Werk gewesen waren? Welcher Zusammenhang mochte zwischen den beiden Einbrüchen bestehen? Die Stele lieferte ihm einen ersten Hinweis. »Jude Itéro. 23. Mai 1972 – 14. August 1982« stand darauf. Karim überlegte. Vielleicht hatte dieser kleine Junge die Ecole Jean Jaurès besucht. Auf der Grabtafel war keine weitere Inschrift, kein Gebet eingemeißelt. Nur ein kleiner ovaler, nachgedunkelter Silberrahmen war auf dem Marmor befestigt. Aber er enthielt kein Porträt. »Ist das ein Mädchen oder was?«

Karim drehte sich um: Sélier stand hinter ihm, wie üblich mit verwirrter Miene. »Nein, das ist ein Jungenname.«

»Aber englisch?«

»Nein jüdisch.« Sélier wischte sich die Stirn ab.

»Meine Güte, dann ist das womöglich eine Schändung wie in Carpentras? Waren das Neonazis?«

Karim stand auf. »Nein, das glaube ich nicht. Aber sei so nett und warte bei den anderen am Tor.«

Sélier zog widerstrebend ab, die Mütze in den Nacken geschoben.

Karim sah ihm nach, dann wandte er sich wieder der offenen Tür zu.

Er beschloß, sich den Innenraum anzusehen. Geduckt betrat er den Torbogen und schaltete seine Taschenlampe ein. Er stieg die Stufen hinab, unter seinen Füßen knirschten Kiesel, und er hatte das Gefühl, ein uraltes Tabu zu verletzen. Er beglückwünschte sich insgeheim, daß er keinerlei religiöse Überzeugungen hatte. Der Lichtstrahl durchdrang die Dunkelheit, Karim ging ein paar Schritte weiter und blieb jäh stehen. Im Schein der Taschenlampe erkannte er den kleinen Sarg aus hellem Holz, aufgebockt auf zwei Balken.

Mit trockener Kehle trat Karim näher und betrachtete den Sarg, der etwa einen Meter sechzig lang war und an den Ecken mit gedrechselten Säulen und versilberten Arabesken geschmückt war. Angesichts der Zeit, die seit der Bestattung vergangen war, schien er in gutem Zustand. Karim betastete die Fugen und dachte, ohne Handschuhe hätte er nicht gewagt, den Sarg zu berühren – und augenblicklich ärgerten ihn seine Bedenken. Auf den ersten Blick schien der Deckel unangetastet. Er richtete den Lichtstrahl auf die Schrauben, um sie näher zu untersuchen, doch in diesem Augenblick erscholl über ihm eine Stimme. »Was treiben Sie da unten?«

Karim zuckte zusammen. Die Lampe fiel ihm aus der Hand und verlöschte, während er sich umdrehte. In der Türöffnung stand eine gebückte, breitschultrige Gestalt mit Mütze. Karim tastete auf dem Boden nach der Taschenlampe. »Polizei«, schaubte er. »Ich bin Polizeileutnant.«

Der Mann sagte nichts, dann knurrte er unvermittelt: »Sie haben kein Recht, hier einzudringen.«

Der Polizist hatte seine Taschenlampe wiedergefunden und beleuchtete den Boden. Er ging auf die Treppe zu und musterte den grimmigen Kerl im Türrahmen. Wahrscheinlich der Friedhofswächter. Karim war sich sehr wohl bewußt, daß er unerlaubt hier war: Selbst in einem Fall wie diesem durfte eine Grabstätte nicht ohne schriftliche Genehmigung, unterzeichnet von der Familie, oder einen amtlichen Durchsuchungsbefehl betreten werden.

Er stieg die Treppe hinauf und sagte: »Machen Sie Platz. Ich komme rauf.«

Der Mann trat zur Seite. Karim begrüßte das Sonnenlicht wie ein Lebenselixier. Er zeigte seinen Dienstausweis und erklärte: »Karim Abdouf. Kommissariat Sarzac. Waren Sie derjenige, der die Grabschändung angezeigt hat?«

Der Mann schwieg und musterte den Araber mit farblosen Augen: Luftblasen in grauem Wasser. »Sie haben kein Recht, hier zu sein.«

Karim nickte zerstreut. Die morgendliche Brise vertrieb sein Unbehagen.

»Schon recht, guter Mann. Streiten Sie nicht, Polizisten haben immer recht.«

Der Alte verzog verächtlich seine stachelige Oberlippe. Er stank nach Alkohol und feuchtem Lehm.

»Okay, erzählen Sie mir, was Sie wissen«, fuhr Karim fort. »Wann haben Sie's entdeckt?«

Der Alte seufzte. »Ich war um sechs Uhr hier. Wir haben heute vormittag eine Beerdigung.«

»Wann waren Sie zum letzten Mal auf dem Friedhof?«

»Freitag.«

»Das Grab hätte also irgendwann während des Wochenendes aufgebrochen werden können.«

»Ja. Bloß glaube ich, daß es heute nacht war.«

»Warum?«

»Weil's am Sonntag nachmittag geregnet hat und im Grab keine Spur von Feuchtigkeit ist ... Also muß die Tür am Sonntag noch geschlossen gewesen sein, oder?«

»Wohnen Sie in der Nähe?« fragte Karim. »Niemand wohnt hier in der Nähe.«

Der Araber sah sich auf dem kleinen Friedhof um, der eine friedliche Stille verbreitete.

»Haben sich schon mal irgendwelche Penner hier rumgetrieben?« fragte er. »Nein.«

»Keine verdächtigen Gestalten? Oder gab es Fälle von Vandalismus? Okkulte Rituale?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Was ist mit diesem Grab?«

Der Wächter wandte den Kopf ein wenig zur Seite und spuckte auf

den Kies. »Da gibt's nichts zu sagen.«

»Eine ganze Gruft nur für ein einziges Kind, das ist doch ungewöhnlich, nicht?«

»Ja, das ist ungewöhnlich.«

»Kennen Sie die Eltern?«

»Nein. Nie gesehen.«

»1982 waren Sie noch nicht hier?«

»Nein. Und mein Vorgänger ist tot.« Er grinste. »Auch unsereiner kratzt irgendwann mal ab ...«

»Aber irgendjemand kümmert sich offensichtlich um das Grab.«

»Ich hab ja nicht gesagt, daß keiner herkommt. Ich sag nur, daß ich die Leute nicht kenne. Ich hab nämlich Erfahrung, ich weiß, wie lang es dauert, bis Steine zerfallen. Ich weiß, wie lang sich Blumen halten, sogar wenn sie aus Plastik sind. Ich weiß, wann das Unkraut zu wachsen anfängt, das Dornengestrüpp und das ganze Zeug. Diese Gruft hier wird regelmäßig gepflegt, das kann ich Ihnen sagen. Bloß hab ich nie jemand gesehen.« Nachdenklich betrachtete Karim die offenstehende Tür. Noch einmal beugte er sich nieder und musterte den leeren Rahmen. Ohne aufzuschauen, sagte er: »Ich habe das Gefühl, als hätten die Plünderer das Bild des Kindes mitgenommen.«

»Ach ja? Kann sein, ja.«

»Erinnern Sie sich an sein Gesicht? An das Gesicht des Jungen?«

»Nein.«

Karim richtete sich auf und zog seine Handschuhe aus. »Im Lauf des Tages wird die Spurensicherung kommen und sich um Fingerabdrücke und andere Hinweise kümmern. Sagen Sie die Beerdigung ab. Schützen Sie eine Überschwemmung vor oder lassen Sie sich sonst irgendeine Katastrophe einfallen. Ich will keinen Menschen hier haben, verstanden? Vor allem keine Journalisten.«

Der Alte wollte protestieren, doch Karim hatte sich schon abgewandt und marschierte auf das Tor zu. In der Ferne schlug eine blecherne Glocke neun Uhr.

Karim beschloß, noch einmal die Schule aufzusuchen, ehe er ins Kommissariat zurückkehrte, um seinen Bericht zu schreiben. Die Dachfirste der Häuser erstrahlten jetzt kupfern in der Morgensonne, wieder dachte er, wie prachtvoll der Tag zu werden versprach, und dieser banale Gedanke verursachte ihm eine leichte Übelkeit.

In der Schule angelangt, fragte er die Schulleiterin: »Ist Anfang der achtziger Jahre ein kleiner Junge namens Jude Itéro hier zur Schule gegangen?«

Die Frau zupfte an den weiten Ärmeln ihrer Jacke und fragte kokett: »Haben Sie denn schon eine Spur, Herr Inspektor?«

»Bitte antworten Sie mir.«

»Naja ... da muß ich im Archiv nachschauen.«

»Gut, tun Sie das. Jetzt gleich.«

Wieder führte ihn die Schulleiterin in das kleine Büro mit den Grünpflanzen.

»Anfang der Achtziger, sagen Sie?« fragte sie, während sie mit einem Finger die Glasscheibe entlangfuhr.

»1981, 1982«, antwortete Karim und bemerkte im selben Moment, daß die Frau stutzte. »Was ist?« fragte er. »Komisch. Das ist mir heute morgen gar nicht aufgefallen ...«

»Was?«

»Die Akten aus den Jahren einundachtzig und zweiundachtzig ... Sie sind nicht da.«

Karim schob die Schulleiterin sanft zur Seite und musterte die braunen Buchrücken. Jeder Ordner trug ein Etikett mit einer Jahreszahl. 1979, 1980 ... Die beiden folgenden Jahrgänge fehlten in der Tat.

»Was steht denn eigentlich in diesen Akten?« fragte Karim, während er einen Ordner herauszog und flüchtig darin blätterte. »Die Namen der Schüler jeder Klasse. Die Noten, die Bemerkungen der Lehrer, die Abwesenheiten ... Es sind sozusagen die Logbücher der Schule ...«

Karim zog das Jahr 1980 heraus und suchte nach den Schülerlisten.

»Wenn das Kind 1980 acht war, in welcher Klasse war es dann?«

»In der zweiten. Oder auch in der dritten – je nachdem, wann es eingeschult wurde.«

Karim überflog die Listen: kein Jude Itéro. »Gibt es in der Schule noch andere Unterlagen über die Jahre einundachtzig und zweiundachtzig?« fragte er.

Die Schulleiterin überlegte eine Weile. »Naja ...«, sagte sie. »Da müßten wir im Speicher nachsehen ... Da haben wir zum Beispiel die Verzeichnisse über die Schulspeisung. Oder die Berichte des Schularztes. Das ist alles oben im Dachboden. Dorthin geht nie jemand. Kommen Sie mit.«

Mit hastigen Schritten ging sie ihm voraus, durch den Vorfall offensichtlich in helle Aufregung versetzt, und führte ihn über Linoleumstufen in den Speicher. Durch einen engen Flur gelangten sie zu einer Eisentür, vor der die Schulleiterin sprachlos stehenblieb.

»Das ... das ist doch unglaublich«, stammelte sie. »Auch diese Tür wurde aufgebrochen ...«

Karim untersuchte das Schloß. Aufgebrochen, aber in keiner Weise beschädigt. Das Werk eines Eindringlings, der saubere Arbeit schätzte. Der Polizist stieß die Tür auf und trat ein. Er stand in einem weiträumigen Dachgeschoß, das bis auf ein vergittertes Oberlicht kein Fenster hatte. In Eisenregalen stapelten sich haufenweise Aktenbündel. Der Geruch von ausgetrocknetem, staubigem Papier stieg Karim in die Nase.

»Und wo könnten die Unterlagen aus den Jahren einundachtzig und zweiundachtzig sein?« fragte er.

Die Schulleiterin antwortete nicht, sondern trat auf ein Regal zu und begann, zwischen dicken Bündeln zu stöbern. Es dauerte nur wenige Minuten, dann erklärte sie förmlich: »Sie sind ebenfalls verschwunden.«

Karim spürte ein Prickeln in Armen und Beinen. Die Schule. Der Friedhof. Die Jahrgänge 81 und 82. Der Name eines kleinen Jungen: Jude Itéro. Zwischen all diesen Elementen bestand ein Zusammenhang.

»Waren Sie 1981 schon an dieser Schule?« Die Frau legte geziert den Kopf schief. »Na hören Sie, Herr Inspektor«, zwitscherte sie.

»Damals war ich doch noch Studentin ...«

»Wissen Sie von irgendwelchen besonderen Vorfällen in dieser Zeit? Von einem gravierenden Ereignis hätten Sie doch sicher gehört, oder?«

»Nein, ich weiß von nichts. Woran denken Sie zum Beispiel?«

»An den Tod eines Schülers.«

»Nein, von so einer Geschichte habe ich nie gehört. Aber ich könnte mich erkundigen.«

»Wo?«

»Beim Schulamt, das für unseren Bezirk zuständig ist. Ich ...«

»Könnten Sie dort auch herausfinden, ob ein kleiner Junge namens Jude Itéro in den beiden Jahren hier an der Schule war?«

»Aber ... überhaupt kein Problem, Herr Inspektor«, stieß die Schulleiterin atemlos hervor. »Ich werde ...«

»Tun Sie's gleich. Ich komme später wieder.« Karim stürmte davon, doch mitten im Lauf hielt er inne und kam noch einmal zurück.

»Nur eins noch – für Ihre kriminalistische Bildung. Die französische Polizei hat neue Dienstbezeichnungen eingeführt, und man nennt uns Bullen heutzutage nicht mehr ›inspecteur‹, sondern ›Lieutenant‹. Wie bei den Amerikanern.«

Die Schulleiterin riß ihre großen Augen auf und starrte der enteilenden Gestalt nach.

Von allen Beamten des Kommissariats war Crozier, der Chef, derjenige, den Karim am wenigsten verabscheute. Nicht weil er sein Vorgesetzter war, sondern weil er eine umfassende Erfahrung im Gelände besaß und häufig echte polizeiliche Intuition bewies.

Aus derselben Gegend stammend, gehörte Henri Crozier, vierundfünfzig und ehemaliger Soldat, seit fast zwanzig Jahren der französischen Polizei an. Ein Mann mit Kartoffelnase und pomadisiertem Haar, das aussah, wie mit dem Rechen niedergebügelt, strahlte er Härte und Unnachgiebigkeit aus, doch verfiel er mitunter auch in eine Jovialität, auf die man nicht gefaßt war. Er war ein eigenbrötlerischer Sturkopf, hatte weder Frau noch Kinder, und die Vorstellung von Crozier im trauten Heim grenzte an

Science-fiction. Dieses Einzelgängertum brachte ihn Karim näher, doch das war auch schon die einzige Gemeinsamkeit zwischen ihnen. Abgesehen davon wies der Chef sämtliche Züge des bornierten, spießigen Polizisten auf. Er war die Sorte von Kriminalbeamter, der gern als Schäferhund wiedergeboren würde. Karim klopfte an seine Bürotür und trat ein. Uralte eiserne Aktenschränke. Der Geruch nach aromatisiertem Pfeifentabak. Plakate, die den Ruhm der französischen Polizei verherrlichten, starre, schlecht fotografierte Gestalten. Der Araber verspürte eine neuerliche Anwandlung von Übelkeit.

»Was ist denn das für ein Chaos?« fragte Crozier, während er sich erhob.

»Ein Einbruch und eine Grabschändung. In beiden Fällen gaben sich die Täter große Mühe und gingen sehr diskret vor. Und beide Fälle sind sehr merkwürdig.« Crozier verzog das Gesicht. »Was wurde gestohlen?«

»Aus der Schule ein paar Archivunterlagen. Und auf dem Friedhof weiß ich's nicht. Man müßte die Gruft sorgfältig durchsuchen ...«

»Siehst du einen Zusammenhang zwischen den beiden Fällen?«

»Wie denn nicht? Zwei Einbrüche an ein und demselben Wochenende. In Sarzac. Das ist ein Ereignis, das die Statistik sprengen wird.«

»Aber hast du eine konkrete Verbindung festgestellt?« Crozier kratzte seine schwärzliche Pfeife aus. Karim lächelte vor sich hin: die Karikatur des Kommissars aus den Krimiserien der fünfziger Jahre.

»Vielleicht hab ich eine Verbindung, ja«, murmelte er. »Eine schwache zwar, aber ...«

»Schieß los.«

»Die aufgebrochene Gruft ist das Grab eines Kindes mit ungewöhnlichem Namen, Jude Itéro, gestorben 1982 im Alter von zehn. Vielleicht erinnern Sie sich daran?«

»Nein. Weiter.«

»Also, die Schulakten, die gestohlen wurden, betreffen ausgerechnet die Jahre einundachtzig und zweiundachtzig, und ich hab' mir gedacht, daß der Junge vielleicht dort zur Schule ging, und

zwar genau in den Jahren, die ...«

»Hast du irgendwelche Beweise, die deine Vermutung stützen?«

»Nein.«

»Hast du die anderen Schulen überprüft?«

»Noch nicht.«

Wie Popeye blies Corzier seine Pfeife aus. Karim trat näher und schlug seinen sanftesten Tonfall an: »Lassen Sie mich die Ermittlungen führen, Kommissar. Meinem Gefühl nach ist irgendwas an der Sache faul. Ich spüre, daß da eine Verbindung besteht. Es klingt absurd, aber nach meiner Ansicht waren das Profis. Sie suchten irgend etwas. Finden wir zuerst die Eltern des Jungen, und dann nehme ich eine gründliche Durchsuchung der Gruft vor. Ich ... Sind Sie nicht einverstanden?«

Mit gesenktem Blick stopfte der Kommissar hingebungsvoll seine Pfeife. »Das waren die Skins«, murmelte er. »Was?«

Crozier schaute zu Karim auf. »Ich sagte: Die Sache mit dem Friedhof, das waren die Kahlschädel.«

»Was für Kahlschädel?«

Der Kommissar fing an zu lachen und verschränkte die Arme. »Siehst du, du hast noch einiges zu lernen über unseren kleinen Bezirk. Wir haben hier ungefähr dreißig Skinheads. Sie hausen in einem aufgelassenen Lager in der Nähe von Caylus. Einer Halle, die früher einer Mineralwasserfirma gehörte. Zwanzig Kilometer von hier.«

Abdoun musterte nachdenklich seinen Chef, dessen ölige Frisur in der Sonne glänzte.

»Ich glaube, Sie irren sich.«

»Sélier sagt, es sei ein jüdisches Grab.«

»Mit Sicherheit nicht! Ich hab' ihm nur gesagt, Jude sei ein jüdischer Vorname, aber das heißt doch nichts. In der Gruft ist kein einziges Symbol der jüdischen Religion zu sehen, und Juden ziehen es bekanntlich vor, sich im Familiengrab beerdigen zu lassen. Kommissar, dieses Kind ist im Alter von zehn gestorben. Auf jüdischen Gräbern gibt es in solchen Fällen immer eine Zeichnung, ein Motiv, das den zu früh abgebrochenen Lebenslauf veranschaulicht. Wie etwa eine unvollendete Säule oder ein gefällter

Baum. Diese Gruft ist ein christliches Grab.«

»Ein echter Experte, wie? Woher weißt du denn das alles?«

»Hab' ich gelesen.«

Doch Crozier wiederholte unbeirrt: »Das waren die Skins.«

»Das ist doch absurd. Das war keine rassistische Tat. Es wurde ja nicht mal was verwüstet. Die Einbrecher haben nach etwas anderem gesucht ...«

»Karim«, unterbrach ihn Crozier in freundschaftlichem Ton, in dem ein Anflug von Ungeduld mitschwang. »Ich schätze immer dein Urteil und deinen Rat. Aber noch bin ich derjenige, der hier bestimmt. Vertrau dem alten Hasen. Nimm die Fährte der Skinheads auf – ich bin überzeugt, daß ein kleiner Besuch deinerseits höchst aufschlußreich für uns wäre.« Karim richtete sich wieder auf und schluckte. »Allein?«

»Sag bloß nicht, daß du dich vor ein paar Halbstarken fürchtest, die unter den Rasenmäher geraten sind.«

Karim gab keine Antwort. Crozier genoß es, ihm Prüfungen dieser Art aufzuerlegen: Seiner Auffassung nach waren sie sowohl eine Gemeinheit als auch ein Zeichen seiner Wertschätzung. Er packte die Kanten des Schreibtisches. Wenn Crozier spielen wollte, dann anständig.

»Ich schlage Ihnen einen Handel vor, Kommissar.«

»Na so was.«

»Ich vernehme die Skins, allein. Ich schüttle sie ein bißchen durch und schreibe Ihnen noch vor ein Uhr mittags einen Bericht. Im Gegenzug beschaffen Sie mir die Genehmigung für eine ordnungsgemäße Durchsuchung der Gruft. Auf meine Weise. Ich will auch die Eltern des Jungen befragen. Heute.«

»Und wenn es die Skinheads waren?«

»Es waren nicht die Skinheads.«

Croziej: zündete seine Pfeife an. Der Tabak knisterte wie Strohlumen. »In Ordnung«, schnaubte er. »Das heißt, nach Caylus hab ich den Fall?«

»Nur, wenn du vor eins deinen Bericht ablieferst. Auf jeden Fall werden wir ziemlich bald die Leute von der Kripo am Hals haben.«

Karim wandte sich zur Tür und hatte die Hand schon auf der

Klinke, als der Kommissar ihm nachrief: »Die Skins werden deinen Stil sicher sehr zu schätzen wissen!«

Unter dem Gelächter des alten Soldaten ließ Karim die Tür ins Schloß fallen.

10

Ein guter Polizist ist es sich schuldig, seinen Feind genau zu kennen. Alle seine Facetten, sämtliche Aspekte. Und in Sachen Skinheads kannte Karim sich aus. Zu Zeiten der Straßenkämpfe in Nanterre war er mehrmals mit ihnen aneinandergeraten, und während seiner Polizeiausbildung hatte er einen ausführlichen Bericht über sie geschrieben. Auf dem Weg nach Caylus rekapitulierte er seine Kenntnisse – was eine Möglichkeit war, seine Chancen einzuschätzen.

Vor allem rief er sich die Umformen der beiden unterschiedlichen Gesinnungen in Erinnerung. Nicht alle Skinheads waren rechtsextrem: Es gab auch die Red Skins, die sich der extremen Linken zuordneten. Gemischtrassig, trainiert bis zum Äußersten, waren sie mindestens so gefährlich wie die Neonazis. Doch wenn er es mit dieser Sorte zu tun hatte, standen seine Chancen, mit ihnen fertigzuwerden, nicht so schlecht. Welcher Kategorie sie angehörten, war auf Anhieb zu erkennen: Die Faschos trugen Bomberjacken der Royal Air Force – auf konventionelle Weise, also mit der grünen Seite nach außen. Die Reds hingegen drehten ihre Jacken um und gingen in Grellorange. Die Faschos schnürten ihre Kampfstiefel mit weißen oder roten Schuhbändern, ihre Gegner mit gelben.

Gegen elf Uhr hielt Karim vor dem aufgelassenen Lagerhaus, einem Gebäude mit hohen Wellblechwänden, blau wie der Himmel, auf denen noch der Firmenname *Les eaux de la vallée* stand. Ein schwarzer Citroën war vor der Tür geparkt. Karim traf noch ein paar letzte Vorbereitungen, dann sprang er aus dem Wagen.

Offensichtlich waren sie da und schliefen ihren Rausch aus.

Er ging auf das Lager zu und zwang sich, ruhig zu atmen, während er sich noch einmal die Merkmale vor Augen führte, auf die er zu achten hatte. Eine reale Chance hatte er nur bei den Roten.

Karim holte tief Luft und schob die Tür in ihrer Laufschiene zur Seite. Er brauchte nicht auf Schuhbänder zu achten, um zu wissen, in wessen Höhle er eingedrungen war. An den Wänden prangten Hakenkreuze, untermalt mit roter Farbe. Naziabzeichen hingen neben Bildern von Konzentrationslagern und vergrößerten Fotos von gefolterten Algeriern. Unter dieser Galerie lümmelte eine Bande Geschorener in grünen Jacken und beobachtete ihn. Ihre Doc Martens mit Stahlkappe funkelten im Halbdunkel. Rechtsextreme der übelsten Sorte. Karim schauderte. Er wußte, daß alle diese Kerle auf der Innenseite der Unterlippe die Buchstaben SKIN eintätowiert hatten.

Er stand da, konzentriert wie ein Luchs vor dem Angriff, und sah sich suchend nach ihren Waffen um. Das Arsenal dieser Irren war ihm wohl bekannt: amerikanische Schlagringe, Baseball-Schläger und kleine doppelläufige Selbstverteidigungspistolen. Irgendwo hatten die Schweine sicher noch etliche Pumpguns versteckt, die mit Hartgummigeschossen geladen waren. Was er erblickte, schien ihm sehr viel schlimmer. Birds. Weibliche Skinheads, auch sie mit blanken Köpfen, bis auf ein paar kleine Büschel auf der Stirn und lange Strähnen, die ihnen in die Wangen hingen. Recht gut gemästete Vögel, abgefüllt bis zum Rand und wahrscheinlich noch brutaler als ihre Macker. Karim schluckte. Das waren keine arbeitslosen Penner, die ihre Zeit totschlügen – hier hatte er es mit einer regelrechten Bande zu tun, die auf Bestellung prügelte und sich bis zum nächsten Auftrag in diesem Schuppen versteckt hielt. Seine Chancen, mit heiler Haut davonzukommen, schwanden rasant. Eines der weiblichen Exemplare nahm einen langen Schluck aus der Flasche und riß den Mund auf, um zu rülpsen. In Karims Richtung. Die anderen grölten vor Vorfreude. Sie waren alle so groß wie er.

Karim riß sich zusammen und sagte laut und deutlich: »Okay, Jungs. Ich bin Bulle. Ich muß euch ein paar Fragen stellen.« Die Burschen standen auf und rückten schrittweise näher. Bulle oder

nicht, Karim war in erster Linie Araber. Und was war das Leben eines Arabers in einer Lagerhalle voller durchgeknallter Schwachsinniger wert? Oder auch in den Augen eines Crozier und anderer Polizisten? Dem Leutnant lief es kalt über den Rücken, und für den Bruchteil einer Sekunde spürte er den Boden unter sich nachgeben. Er kam sich vor, als wäre er allein gegen eine ganze Stadt, ein Land, vielleicht die Welt. Er zog seine Automatik und richtete sie gegen die Decke. Die Geste brachte den Vormarsch zum Stillstand. »Ich sag's euch noch mal: Ich bin Bulle, und ich will mich an die Spielregeln halten.«

Langsam legte er die Waffe auf ein verrostetes Faß. Die Skinheads beobachteten ihn.

»Ich lege die Knarre hierher. Keiner rührt sie an, während wir reden.«

Karims Automatik war eine Glock 21 – eines dieser neuen superleichten Modelle, die zu siebzig Prozent aus Polymeren bestehen. Fünfzehn Kugeln im Magazin plus eine im Lauf und ein Restlichtaufheller. Daß die Kerle so etwas noch nie gesehen hatten, war ihm klar. Vorläufig hielt er sie in Bann. »Wer ist der Anführer?«

Die Antwort war Schweigen. Karim ging ein paar Schritte auf sie zu und wiederholte: »Sagt schon, wer ist euer Chef? Vertrödern wir keine Zeit.«

Der Größte trat vor, jede Faser seines Körpers gespannt und bereit für eine Schlägerei.

»Was will die Ratte von uns?« Er hatte den harten Akzent der Gegend.

»Ich vergesse, wie du mich genannt hast, Bursche. Und wir reden nur kurz miteinander.«

Der Skin nickte bedächtig. Er war größer und breiter als Karim, der einen Augenblick lang seine Dreadlocks bereute: Im Fall einer tätlichen Auseinandersetzung boten sie einen idealen Angriffspunkt. Der Skin kam immer näher, die Hände offen herabhängend wie Tintenfische aus Metall. Karim wich keinen Millimeter zurück. Aus dem Augenwinkel beobachtete er, daß die anderen sich auf seine Waffe zuschoben. »So, du Arabersau, was willst du ...«

Karims Kopf traf ihn mit der Geschwindigkeit einer Granate und

rammte ihm die Nase ins Gesicht. Der Skin ging zu Boden, Karim drehte sich um die eigene Achse und trat ihm mit dem Absatz gegen die Kehle. Der Kerl rappelte sich auf, um zwei Meter weiter wieder zusammenzubrechen, gekrümmt vor Schmerz. Einer seiner Gesellen stürzte sich auf die Waffe und spannte den Hahn. Nichts, nur ein Klicken. Er versuchte, durchzuladen, doch das Magazin war leer. Karim zog eine zweite Automatik, eine Beretta, die er im Hosenbund versteckt hatte, zielte mit beiden Händen auf die rasierten Köpfe, während er sein Opfer mit dem Fuß niederhielt, und brüllte: »Ihr Schrumpfköpfe, habt ihr tatsächlich geglaubt, ich lege euch abgedrehten Wichsern eine geladene Waffe hin?«

Die Skins waren erstarrt. Der Mann auf dem Boden keuchte halb erstickt: »Arschloch. Du hältst dich an die Regeln, wie?« Karim trat ihm zwischen die Beine, der Typ jaulte auf. Dann beugte er sich nieder und verdrehte ihm das Ohr. Unter seinen Fingern knackten die Knorpel.

»Regeln? Mit Abschaum wie euch?« Er stieß ein Hohngelächter aus. »Aber sicher ... Stellt euch dort auf, die Hände an die Wand, ihr Idioten! Die Schlampen auch!«

Karim schoß in die Neonlampe. Ein bläuliches Licht flammte auf, die Blechverkleidung prallte gegen die Decke, riß aus der Verankerung und stürzte in einer Funkenexplosion zu Boden. Die furchterregenden Skins stoben in alle Richtungen davon. Armselig. Karim brüllte sich die Kehle wund. »Leert eure Taschen aus! Eine falsche Bewegung, und eure Kniescheiben sind dahin!«

Karim sah den Raum durch einen dunklen, pulsierenden Schleier. Er hielt dem Anführer den Lauf an die Rippen und fragte, leiser: »Womit dröhnt ihr euch zu?«

Der Mann spuckte Blut. »Wa ... was?«

Karim verstärkte den Druck der Waffe. »Was werft ihr ein, um euch anzutören?«

»Speed ... Angel dust ... Kleber ...«

»Was für einen Kleber?«

»Di ... Dissoplast ...«

»Sekundenkleber?«

Der Geschorene grunzte und verdrehte blutunterlaufene Augen,

ohne zu begreifen. »Wo ist er?« fragte Karim. »In dem Müllsack neben dem Kühlschrank ...«

»Rühr dich nicht von der Stelle, sonst bist du tot.« Karim behielt den Raum im Blick, zielte abwechselnd auf den verletzten Chef und die abgewandten reglosen Gestalten und ging rückwärts zum Kühlschrank. Mit der linken Hand leerte er den Sack: Tausende von Pillen und etliche Tuben Klebstoff fielen heraus. Er sammelte die Tuben auf, schraubte sie auf und ging quer den Raum zu den Bandenmitgliedern, die an der Wand standen und sich immer noch nicht rührten. In Schlangenlinien drückte er hinter ihnen den Klebstoff auf den Boden, während er ihnen im Vorübergehen in die Beine, ins Kreuz trat und ihre Messer und sonstigen Waffen weit fortschleuderte. »Umdrehen.«

Die Skinheads drehten sich schlurfend um. »Runter auf den Boden. Ihr werdet jetzt ein paar Liegestütze machen. Die Schlampen auch. Und die Pfoten schön fest auf den Boden.«

Sämtliche Hände drückten sich in den Klebstoff, der zwischen den Fingern hervorquoll. Beim dritten Liegestütz hafteten die Handflächen endgültig fest. Die Skins ließen sich bäuchlings fallen, verdrehten die Handgelenke und wälzten sich unter wilden Flüchen auf dem Beton.

Karim setzte sich mit gekreuzten Beinen neben dem Anführer auf den Boden und atmete tief ein, um sich zu beruhigen. »Wo wart ihr gestern abend?« fragte er in gefaßterem Ton. »Wir ... wir waren's nicht.«

Karim spitzte die Ohren. Aus Trotz und Angeberei hatte er die Skinheads gedemütigt und stellte seine Fragen nur der Form halber. Er war sicher, daß diese Schwachsinnigen mit der Friedhofsschändung nichts zu tun hatten. Aber dieser Kerl schien bereits zu wissen, worum es ging. Karim beugte sich nieder. »Wovon redest du?«

Der Skin richtete sich auf einen Ellenbogen auf. »Vom Friedhof ... Wir waren das nicht.«

»Wie kommt es, daß du auf dem laufenden bist?«

»Wir ... wir waren in der Nähe ...«

Karim kam ein jäher Gedanke. Crozier hatte einen Zeugen. Jemand

hatte ihn am Morgen informiert: Die Skins hatten sich in Friedhofsnähe herumgetrieben und waren gesehen worden. Der Kommissar hatte ihn also in die Höhle des Löwen geschickt, ohne ihm ein Wort zu sagen. Ihn würde sich Karim auch noch vornehmen.

»Erzähl.«

»Wir haben uns eben in der Gegend dort rumgetrieben ...«

»Um wieviel Uhr?«

»Weiß nicht ... Zwei vielleicht ...«

»Warum?«

»Weiß nicht ... Wir wollten Action ... Kanaken aufmischen ... Deswegen haben wir die Baubaracken gesucht ...« Karim sträubte sich die Nackenhaare. »Und dann?«

»Sind wir beim Friedhof vorbeigekommen ... Scheiße ... Das Tor war offen, und wir haben irgendwelche Typen gesehen, die aus der Gruft kamen ...«

»Wie viele waren es?«

»Zwei, glaub' ich.«

»Kannst du sie beschreiben?« Der Chef grinste. »Mann, wir waren total dicht ...« Karim versetzte ihm einen Schlag auf das malträtierte Ohr. Dem Skinhead entwich ein Ächzen, das in einem schlangenähnlichen Zischen endete.

»Du kannst sie also beschreiben?«

»Nein! Es war doch stockfinster ...«

Nun konnte man sich also sicher sein, daß die Einbrecher Profis gewesen waren, dachte Karim. »Und dann?«

»Mann! Wir haben Schiß gekriegt ... sind abgehauen ... Weil wenn man uns das anhängt ... wegen ... wegen Carpentras ...«

»Ist das alles? Sonst ist euch nichts aufgefallen? Irgendeine Kleinigkeit?«

»Nein ... nichts ... Um zwei Uhr morgens ist dieses Kaff doch total ausgestorben ...«

Karim stellte sich die menschenleere kleine Landstraße mit ihrer einzigen Laterne vor, eine weiße Klaue in der Dunkelheit, die Nachtfalter anzog. Und eine Bande Skinheads, abgefüllt bis zum Rand mit Alkohol und Drogen, die durch die Straßen marschierten und Nazilieder grölten. »Denk noch mal nach«, sagte er. »Hm ...

später ... Ich hab eine Kommikiste gesehen, einen Lada oder irgendwas von der Art, der in die andere Richtung gefahren ist. Auf der D 143. Er kam vom Friedhof.«

»Farbe?«

»Weiß ...«

»Sonst nichts Besonderes?«

»Dreckverschmiert war er ...«

»Du weißt nicht zufällig das Kennzeichen?«

»Mann ... Wir sind doch keine Bullen, du Wichser, ich ...« Karim trat ihm in die Milz. Der Mann krümmte sich, in seinen Mundwinkeln bildeten sich blutige Blasen. Der Leutnant stand auf und klopfte sich den Staub von der Jeans. Er hatte hier nichts mehr verloren. Hinter ihm stöhnten und fluchten die anderen, deren Hände inzwischen schwer verätzt sein mußten. »Du wirst jetzt schön brav aufs Kommissariat von Sarzac gehen. Heute. Und deine Aussage unterschreiben. Sag, daß du von mir kommst, dann wirst du bevorzugt behandelt.« Der Skinhead stöhnte, dann hob er mühsam den Kopf und sah ihn mit dem Blick eines gehetzten Tiers an. »Warum ... warum ... machst du sowas, Mann?«

»Damit du's nicht vergißt«, antwortete Karim. »Ein Bulle ist immer ein Problem. Aber ein arabischer Bulle ist ein gottverdammtes Problem. Versuch du noch einmal, Kanaken aufzumischen, und du wirst mit diesem Problem Bekanntschaft machen.« Er trat ihn noch einmal. »Sehr enge Bekanntschaft.« Rückwärts ging er zur Tür und steckte im Vorübergehen seine Glock ein.

Mit quietschenden Reifen fuhr er davon und blieb ein paar Kilometer weiter am Rand eines Wäldchens stehen, um sich abzuregen und nachzudenken. Die Gruft war also vor zwei Uhr morgens aufgebrochen worden. Die Plünderer waren zu zweit und fuhren – vielleicht – einen osteuropäischen Wagen. Er warf einen Blick auf die Uhr: Er hatte gerade noch Zeit, seinen Bericht zu schreiben. Dann konnte er ernsthaft mit den Ermittlungen beginnen. Man mußte eine Fahndung ausschreiben, die Zulassungsstelle anrufen, die Leute befragen, die an der D 143 wohnten ... Doch im Geist war er schon anderswo. Er hatte seine Aufgabe erfüllt, und Crozier würde ihm nun freie Hand lassen. Er konnte die Ermittlung

auf seine Weise durchführen: zum Beispiel nach den Angehörigen des kleinen Jungen fahnden, der 1982 gestorben war.

III

11

»... Die Untersuchung der Thorax-Vorderseite ergibt lange Schnittwunden, vermutlich mit einer Klinge ausgeführt. Weitere Verletzungen dieser Art, die von demselben Instrument stammen, befinden sich auf den Schultern, den Armen ...«

Der Gerichtsmediziner trug einen Kittel aus zerknittertem Drillich und kleine runde Augengläser: Marc Costes war ein junger Mann mit scharfen Gesichtszügen und abwesendem Blick. Niémans hatte er auf Anhieb gefallen, denn er erkannte in ihm einen Fanatiker seines Fachs, einen Forscher, der jedem Problem auf den Grund ging, dem es wahrscheinlich noch an Erfahrung fehlte, doch gewiß nicht an Leidenschaft. In sachlichem Ton las er seinen Autopsiebericht vor:

»... Ferner zahlreiche Verbrennungen: auf der Vorder- und Rückseite des Rumpfes, an Schultern, den Seiten, den Armen. Es sind etwa fünfundzwanzig Verletzungen dieser Art zu zählen, von denen viele die oben beschriebenen Schnittwunden überlagern ...«

»Was heißt das?« unterbrach ihn Niémans. Der Mediziner blickte ihn über den Rand der Brille hinweg verlegen an. »Ich denke, der Mörder hat die Wunden ausgebrannt.

Es sieht so aus, als hätte er die Schnittwunden mit Benzin benetzt – möglicherweise mit Hilfe eines Zerstäubers, denn die Verbrennungen sind einerseits großflächig, andererseits betreffen sie nur die Epidermis – die Oberhaut«, fügte er mit einem Blick auf seine Zuhörer hinzu. »Es muß also ein ziemlich feiner Benzinnebel über der Haut gewesen sein, der dann in Brand gesteckt wurde.« Niémans spürte, wie ihm der kalte Schweiß über den Rücken rann. Wieder durchmaß er mit großen Schritten den Seminarraum im ersten Stock

des Psychologie- und Soziologiegebäudes, in dem er sein Hauptquartier eingerichtet hatte. In dieses bescheidene Zimmer hatte er den Pathologen zur Unterredung gebeten. Hauptmann Barnes und Leutnant Joisneau waren ebenfalls anwesend und saßen brav auf ihren Studentenstühlen. »Fahren Sie fort«, befahl er.

»... Auch sind zahlreiche Hämatome, Ödeme, Brüche festzustellen. Allein der Rumpf weist achtzehn Hämatome auf. Vier Rippen sind gebrochen, die beiden Schlüsselbeine zerstrümmert. Auch an anderen Körperteilen finden sich Spuren von Schlägen. Drei Finger der linken und zwei der rechten Hand sind zermalmt. Die Genitalien sind infolge von Schlägen blutunterlaufen. Die verwendete Waffe ist vermutlich eine Eisen- oder Bleistange von etwa sieben Zentimetern Durchmesser. Natürlich sind auch Verletzungen festzustellen, die beim späteren Transport der Leiche und ihrer Unterbringung in der Felsspalte verursacht wurden, Ödeme jedoch reagieren *post mortem* anders ...«

Niémans warf einen kurzen Blick auf die Zuhörer: ausweichende Blicke und feucht glänzende Schläfen.

»... Der obere Teil des Körpers: Gesicht unversehrt. Der Nacken weist keine sichtbaren Quetschungen auf ...«

»Keine Schläge ins Gesicht?« fragte Niémans.

»Nein. Offensichtlich hat der Mörder das Gesicht sogar absichtlich verschont.«

Costes senkte den Blick wieder auf seinen Bericht und wollte weiterlesen, doch Niémans unterbrach ihn erneut. »Moment, bitte. Ich nehme an, das geht noch ziemlich lang so weiter.«

Der Arzt blinzelte nervös und blätterte in seinem Bericht. »Schon noch ein paar Seiten, ja ...«

»Okay. Wir werden Ihren Bericht später selbst lesen. Sagen Sie uns lieber, was die Todesursache war. Ist das Opfer an seinen Verletzungen gestorben?«

»Nein. Der Mann wurde erdrosselt. Daran besteht kein Zweifel.

Mit einem Metalldraht von etwa zwei Millimetern Durchmesser. Wie zum Beispiel dem Bremskabel eines Fahrrads, einer Klaviersaite oder irgendeinem ähnlichen Draht, der einen Einschnitt von fünfzehn Zentimetern Länge verursacht, den Kehlkopf zerquetscht, die Halsmuskeln und die Aorta durchtrennt hat, was zu einer Hämorrhagie führte.«

»Und der Todeszeitpunkt?«

»Schwer zu sagen. Wegen der zusammengekrümmten Haltung der Leiche, die wahrscheinlich der Mörder selbst bewerkstelligt hat. Durch diese Gymnastik wurde der Eintritt der Totenstarre eine Weile verzögert, und ...«

»Nennen Sie mir einen ungefähren Zeitpunkt.«

»Bei Einbruch der Dunkelheit, würde ich sagen. Samstag abend zwischen zwanzig Uhr und Mitternacht.«

»Dann wurde Caillois also offensichtlich beim Abstieg überrascht?«

»Nicht unbedingt. Meiner Ansicht nach dauerte diese Folter ziemlich lang. Ich glaube eher, er fiel seinem Mörder bereits im Lauf des Vormittags in die Hände, und seine Agonie zog sich über den ganzen Tag hin.«

»Hat sich das Opfer gewehrt?«

»Das kann man angesichts der zahlreichen Verletzungen unmöglich sagen. Aber eines steht fest: Der Mann wurde nicht niedergeschlagen. Und er war während seiner Folterung gefesselt und bei Bewußtsein: Die Abdrücke von Fesseln an Armen und Handgelenken sind eindeutig. Andererseits – nachdem nichts darauf hindeutet, daß der Mann geknebelt wurde, kann man annehmen, daß sein Mörder nicht befürchten mußte, jemand könnte die Schreie hören.« Niémans lehnte sich ans Fensterbrett.

»Was halten Sie von den Folterungen? Sind sie professionell?«

»Professionell?«

»Handelt es sich um Kriegstechniken? Bekannte Methoden?«

»Ich bin zwar kein Experte, aber das glaube ich nicht. Ich würde eher sagen, es war die Vorgehensweise eines ... eines Besessenen. Eines Irren, der Antworten aus ihm herauspressen wollte.«

»Warum sagen Sie das?«

»Der Mörder wollte Caillois zum Reden bringen. Und er hat geredet.«

»Woher wissen Sie das?«

Costes deutete eine bescheidene Verbeugung an. Trotz der Wärme im Raum hatte er seinen Parka nicht abgelegt. »Hätte der Mörder Rémy Caillois nur aus reinem Vergnügen gequält, so hätte er ihn zu Tode gefoltert. Aber wie gesagt, er wurde letztlich auf andere Weise umgebracht. Mit einem Draht erwürgt.«

»Kein Hinweis auf sexuelle Mißhandlungen?«

»Nein. Nichts dergleichen. Das ist nicht seine Welt. Überhaupt nicht.«

Niémans ging wieder ein paar Schritte durch den Raum. Er versuchte, sich ein Monstrum vorzustellen, das fähig war, einem anderen Menschen derartige Qualen zuzufügen. Versuchte sich selbst als Beobachter der Szene zu sehen, aber er sah nichts. Kein Gesicht, keine Gestalt. Dann dachte er an den Hingerichteten, an das, was dessen Augen wahrnahmen, während er gegen den Tod, das Leiden kämpfte. Er sah wilde, verzweifelte Gesten, Braun-, Rot-, Ockertöne, einen unerträglichen Hagel von Schlägen, sah Flammen und Blut. Was mochten seine letzten Gedanken gewesen sein? Langsam und deutlich fragte er: »Was war mit den Augen?«

»Den Augen?«

Barnes hatte diese Frage gestellt, und vor Überraschung hatte sich seine Stimme eine Oktave höher geschraubt. Herablassend antwortete Niémans: »Ja, den Augen. Das ist mir vorhin in der Klinik aufgefallen. Der Mörder hat seinem Opfer die Augen herausgetrennt. Die Höhlen schienen mit Wasser gefüllt ...«

»So ist es«, bestätigte Costes.

»Fangen Sie von Anfang an«, forderte Niémans ihn auf. Costes blätterte in seinem Bericht. »Der Mörder hob das Lid an, führte eine Klinge ein, durchtrennte den Augenmuskel und den Sehnerv und entfernte dann den Augapfel. Anschließend schabte er das Innere der Augenhöhlen sorgfältig aus.«

»War das Opfer bei dieser Operation bereits tot?«

»Das läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Ich habe jedoch Blutungen in dieser Region festgestellt, die vermuten lassen, daß

Caillois zu dem Zeitpunkt noch am Leben war.«

Ein bedrücktes Schweigen folgte seinen Worten. Barnes war aschfahl, Joisneau wie erstarrt vor Entsetzen. »Und dann?« fragte Niémans, um die mit jeder Sekunde wachsende Beklemmung aufzubrechen.

»Später, als das Opfer tot war, füllte der Mörder die Augenhöhlen mit Wasser – mit Flußwasser, nehme ich an – und verschloß sorgfältig die Lider. Deshalb waren sie geschlossen und gewölbt, als wären die Augen unversehrt.«

»Kommen wir auf die Verstümmelung der Augen zurück. Besitzt der Mörder Ihrer Ansicht nach chirurgische Kenntnisse?«

»Nein. Oder nur sehr vage Vorstellungen. Er gibt sich Mühe, würde ich sagen, wie auch bei den Folterungen.«

»Was für Instrumente hat er dafür benutzt? Dieselben, die auch die Schnittwunden am Körper verursachten?«

»Sie stammen jedenfalls aus derselben Familie.«

»Aus welcher Familie?«

»Industrielle Instrumente. Schneidewerkzeuge irgendeiner Art.« Niémans trat vor den Arzt hin. »Mehr können Sie uns nicht sagen? Keinerlei Hinweis? Keine Spur, die irgendwohin führt?«

»Leider nein. Der Körper wurde gründlich gewaschen, ehe er in der Felsspalte untergebracht wurde. Diese Leiche sagt uns nicht das geringste über den Tatort. Geschweige denn über die Identität des Mörders. Wir können allenfalls annehmen, daß es sich um einen kräftigen und geschickten Mann handelt. Das ist alles.«

»Recht wenig«, brummte Niémans.

Costes schwieg eine Weile, dann kam er auf seinen Bericht zurück. »Da ist noch ein Detail, das ich nicht erwähnt habe ... Ein Detail, das mit dem Mord an sich nichts zu tun hat.« Der Kommissar sah ihn an. »Was?«

»Rémy Caillois hatte keine Fingerabdrücke.«

»Was soll das heißen?«

»Er hatte verätzte Hände – so sehr, daß auf der Haut keinerlei Rillen mehr sichtbar waren. Vielleicht infolge von Verbrennungen bei einem Unfall. Dieser Unfall muß allerdings weit zurückliegen.«

Niémans warf Barnes einen fragenden Blick zu, erhielt jedoch

lediglich ein Schulterzucken zur Antwort. »Das werden wir nachprüfen«, murmelte Niémans. Er trat so dicht an den Pathologen heran, daß er beinahe dessen Parka berührte. »Was halten Sie persönlich von diesem Mord?« fragte er. »Wie kommt er Ihnen vor? Ich meine, was ist Ihre ärztliche Einschätzung dieser Hinrichtung?«

Costes nahm die Brille ab und rieb sich die Lider. Als er die Gläser wieder aufsetzte, schien sein Blick klarer, wie poliert. Und seine Stimme klang sicherer.

»Der Mörder folgt irgendeinem obskuren Ritual. Einem Ritual, das mit dieser Fötalposition in der Felsnische enden mußte. Das alles wirkt sehr präzise, sehr durchdacht. So muß die Heraustrennung der Augen eine wesentliche Rolle spielen. Ebenso das Wasser. Wasser unter den Lidern anstelle der Augen. Als hätte der Mörder die Augenhöhlen ausspülen, reinigen wollen. Wir sind dabei, das Wasser zu analysieren – man kann ja nie wissen. Vielleicht gibt uns die chemische Zusammensetzung einen Hinweis.« Niémans nahm diese letzten Worte mit einer unbestimmten Geste zur Kenntnis. Eine Reinigung. Auch der Kommissar dachte seit seinem Besuch bei dem kleinen See an eine Katharsis, eine Läuterung. In diesem Punkt trafen sich die beiden Männer. Offenbar wollte der Mörder über dem See eine Verunreinigung beseitigen – oder vielleicht auch nur sein eigenes Verbrechen abwaschen?

Minuten vergingen. Niemand wagte sich zu rühren. Schließlich wandte sich Niémans zur Tür und sagte: »Machen wir uns wieder an die Arbeit. Die Zeit drängt. Ich weiß nicht, was Rémy Caillois zu gestehen hatte. Ich hoffe bloß, es zieht keine weiteren Morde nach sich.«

12

Niémans und Joisneau kehrten zur Bibliothek zurück. Vor der Tür warf der Kommissar dem Leutnant einen kurzen Blick zu und sah

dessen bleiches, fassungsloses Gesicht. Er klopfte ihm auf den Rücken und schnaufte wie ein Sportler. Eric reagierte mit einem halbherzigen Lächeln.

Ein beeindruckender Anblick bot sich ihnen, als sie den großen Lesesaal betraten: Zwei entnervte Beamte der Kriminalpolizei und ein ganzer Trupp nicht minder verdrossener Streifenpolizisten in Hemdsärmeln waren über die Bibliothek hergefallen und stellten sie vollständig auf den Kopf. Überall türmten sich Hunderte von Büchern oder lagen aufgeschlagen auf den Tischen. Entgeistert fragte Joisneau: »Was soll das denn bedeuten?«

»Tja, wir tun, was man uns aufgetragen hat«, antwortete ein Beamter. »Wir untersuchen alle Bücher, in denen vom Bösen die Rede ist, von religiösen Riten und so weiter ...« Joisneau warf Niémans einen Blick zu. Sichtlich erbittert über dieses dilettantische Vorgehen, brüllte der den Kripobeamten an: »Per Computer, habe ich gesagt! Doch nicht die Bücher selber! Wozu gibt es denn EDV?!«

»Oh, wir haben sehr wohl eine elektronische Suche gestartet, nach Sachgebieten und Titeln. Aber jetzt durchsuchen wir die Bücher nach Hinweisen, nach etwaigen Anklängen an den Mord ...«

»Haben Sie denn mit den Dozenten und Professoren gesprochen?« warf Niémans ein.

Der Beamte verzog mürrisch das Gesicht. »Das sind Philosophen«, sagte er. »Sie haben uns bloß die Ohren vollgequatscht. Der erste sagte, der Begriff des Bösen sei eine rein bürgerliche Wertvorstellung, die man aus sozialer und eher marxistischer Sicht überprüfen müsse. Wir sind nicht weiter auf ihn eingegangen. Der zweite hat was von Grenzüberschreitungen gefaselt. Allerdings unter Hinweis darauf, daß die Grenze in uns selber ist ... daß unser Gewissen ständig mit einem übergeordneten Zensor verhandelt ... Wir haben jedenfalls nichts kapiert. Der dritte hat uns was vom Absoluten und der Suche nach dem Unmöglichen erzählt ... vorn mystischen Erlebnis, das, als Verlangen, im Guten wie im Bösen zustande kommen könne. Also ... uns ist das zu hoch, offen gestanden ...«

Niémans fing an zu lachen. »Ich hab's dir ja gesagt«, schnaubte er,

an Joisneau gewandt. »Trau keinem Intellektuellen.« Zu dem verdutzten Kripobeamen sagte er: »Machen Sie nur weiter. Suchen Sie nach den Schlüsselbegriffen ›Böses‹, ›Gewalt‹ und ›Riten‹, und geben Sie außerdem die Begriffe ›Wasser‹, ›Augen‹ und ›Läuterung‹ oder ›Reinheit‹ in den Computer ein. Machen Sie mir eine Liste der Studenten, die solche Bücher ausgeliehen und sich mit diesen Themen beschäftigt haben, beispielsweise im Zusammenhang mit einer Diplom- oder Doktorarbeit. Wer ist hier der Computerspezialist?«

»Ich, Herr Kommissar!« Ein vierschrotiger Bursche trat vor und ließ die Schultern kreisen.

»Was haben Sie sonst noch in Caillois' Dateien gefunden?«

»Die Listen beschädigter Bücher, Bestellungen und so weiter. Die Namen der Studenten, die sich Bücher im Lesesaal ausgeliehen haben, und ihren Platz im Saal.«

»Ihren Platz?«

»Jawohl. Caillois hatte unter anderem die Aufgabe, jedem Studenten einen eigenen Platz zuzuweisen ...« Mit einer Kopfbewegung deutete er auf die verglasten Abteile. »In diesen Boxen da. Er hatte jeden Namen samt Platznummer gespeichert.«

»Seine eigene Dissertation haben Sie nicht gefunden, oder?«

»Doch. Ein tausendseitiger Schinken über die Antike und ...« – er warf einen Blick auf ein vollgekritzeltes Notizblatt – »... über die olympische Idee. Darin geht es um die allerersten Olympischen Spiele und um die heiligen Riten, die damit verbunden waren ... Ein gewaltiges Ding, das kann ich Ihnen sagen.«

»Machen Sie einen Ausdruck davon und lesen Sie's.«

»Wie bitte?«

»Kursorisch natürlich«, fügte Niémans mit spöttischem Unterton hinzu.

Der Mann schien leicht aus der Fassung. Ehe er protestieren konnte, fuhr Niémans fort: »Sonst hat er nichts in seiner Kiste? Irgendwelche Videospiele? Eine Mailbox?« Der Kripobeamte schüttelte den Kopf. Niémans fand diese Auskunft nicht weiter verwunderlich. Er hatte schon geahnt, daß Caillois allein für seine Bücher und seine Berge gelebt hatte. Ein rigoroser Charakter, privat

wie beruflich, der sich keinerlei Ablenkung von seinen Aufgaben gestattete: der Fertigstellung seiner Dissertation. Was hätte ein derart strenger Asket wohl zu gestehen? Niémans drehte sich zu Joisneau um. »Komm mal mit«, sagte er und zog ihn zu den Bücherregalen. »Wie weit bist du inzwischen mit deinen Ermittlungen?«

Sie traten in einen schmalen Gang zwischen Regalen. Am anderen Ende stand ein uniformierter Polizist, die Mütze in den Nacken geschoben, und blätterte eifrig in einem Buch. Bei seinem Anblick hatte der Kommissar einige Mühe, seinen Ernst zu wahren.

Der Leutnant schlug sein Notizbuch auf. »Ich habe mehrere Universitätsmitarbeiter befragt, außerdem die beiden Bibliothekare, die Caillois' Kollegen waren. Er war nicht sonderlich beliebt, aber immerhin wurde er respektiert.«

»Was hatten sie ihm vorzuwerfen?«

»Nichts Bestimmtes. Ich habe eher den Eindruck, daß er bei allen ein gewisses Unbehagen verursachte. Er war ein zurückhaltender Typ, geradezu verschlossen, legte nicht den geringsten Wert auf soziale Kontakte und sagte nur das Allernötigste. In gewisser Weise paßt das ja zu seiner Arbeit.« Joisneau warf einen Blick in den Lesesaal, beinahe bestürzt. »Das muß man sich mal vorstellen ... den ganzen Tag in dieser Bibliothek sitzen und kein Wort reden ...«

»Hat jemand seinen Vater erwähnt?«

»Ja – wußten Sie, daß er ebenfalls Bibliothekar war? Dieselbe Sorte wie sein Sohn. Schweigsam, verschlossen. Also wissen Sie, langfristig muß diese Beichtstuhlatsmosphäre doch irgendwie aufs Gemüt schlagen.«

Niémans lehnte sich an das Regal. »Hat man dir erzählt, daß er in den Bergen umgekommen ist?«

»Natürlich. Aber daran ist nichts Verdächtiges. Der gute Mann wurde von einer Lawine mitgerissen ...«

»Ich weiß. Also, deiner Ansicht nach konnte keiner den Caillois etwas vorwerfen, weder dem Vater noch dem Sohn?«

»Herr Kommissar, der Mann holte Bücher aus dem Magazin, füllte Formulare aus und verteilte Platznummern an die Studenten. Wer sollte sich an so einem wohl rächen – und wofür? Ein Student, dem Caillois die falsche Ausgabe gebracht hat?«

»Okay. Und was ist mit seiner Bergsteigerei?« Joisneau blätterte wieder in seinem Notizbuch. »Caillois wechselte zwischen Klettern und Bergwandern. Er war sowohl Alpinist als auch ein unvergleichlicher Tourengänger. Nach Aussage der Augenzeugen, die ihn am letzten Samstag losgehen sahen, ist er offensichtlich auf zweitausend Meter aufgestiegen. Ohne Ausrüstung.«

»Hatte er Mitwanderer, Klettergefährten?«

»Niemals. Nicht einmal seine Frau hat ihn begleitet. Caillois war in jeder Hinsicht ein Einzelgänger. An der Grenze zum Autismus.«

Nun gab Niémans seine neuesten Erkenntnisse preis. »Ich war noch einmal am Fluß«, sagte er. »Ich habe im Felsen die Einschläge von Haken gefunden. Anscheinend hat der Mörder die Leiche mit Hilfe einer Abseiltechnik in die Nische verfrachtet.« Joisneau runzelte die Stirn. »Scheiße, ich bin doch auch hinaufgestiegen und habe ...«

»Die Einschlaglöcher befinden sich in der Innenseite der Nische. Der Mörder hat mehrere Haken in die Wand geschlagen und sich daran abgeseilt, um mit Hilfe seines eigenen Körpergewichts die Leiche hinaufzuziehen.«

»Scheiße.«

Seine Miene drückte eine Mischung zwischen Ärger und Bewunderung aus. Niémans lächelte.

»Das war nicht mein Verdienst: Meine Zeugin hat mich auf die Spur gebracht. Fanny Ferreira. Ein echter Profi.« Er zwinkerte. »Und eine echte Kanone ... Ich hätte gern, daß du in dieser Richtung weitergräbst. Ich will eine ausführliche Liste der eingefleischten Kletterer in der Gegend und aller, die Zugang zu alpiner Ausrüstung hatten.«

»Aber das sind bestimmt Tausende!«

»Frag deine Kollegen. Frag Barnes. Man kann nie wissen – vielleicht stoßen wir hier auf eine Spur. Auch die Augen könnten eine Spur sein – kümmere dich darum.«

»Die Augen?«

»Du hast den Gerichtsmediziner gehört. Der Mörder hat seinem Opfer sehr sorgfältig die Augen entfernt. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was das bedeutet. Vielleicht ist es eine Form von

Fetischismus. Oder vielleicht wollte der Mörder damit irgendeine besondere Läuterung andeuten – vielleicht sind die Augen Symbol für eine Szene, die das Opfer beobachtet hat. Oder für einen Blick, von dem der Mörder sich zwanghaft verfolgt fühlte. Was weiß ich. Das ist alles ziemlich schwammig, und ich mag dieses Psychogeschwätz eigentlich nicht. Trotzdem will ich, daß du die Stadt durchkämmst und alles registrierst, was sich irgendwie auf die Augen beziehen könnte.«

»Zum Beispiel was?«

»Zum Beispiel sollst du herausfinden, ob es an dieser Uni oder in der Stadt je zu Unfällen kam, bei denen die Augen betroffen waren. Schau dir die Polizeiprotokolle der letzten Jahre und die vermischten Nachrichten in den Lokalzeitungen an. Such nach Schlägereien, bei denen jemand verletzt wurde. Oder auch nach Tieren, die verstümmelt wurden. Ich weiß es nicht – halt einfach die Augen offen. Und vergewissere dich auch, ob in der Gegend irgendwelche bemerkenswerte Fälle von Blindheit oder Augenkrankheiten vorkommen.«

»Glauben Sie wirklich, daß ich auf diese Weise ...«

»Ich glaube gar nichts«, schnaubte Niémans. »Tu's einfach.« Der Polizist am anderen Ende des Regals, der sie während ihres Gesprächs immer wieder verstohlen beobachtet hatte, stellte seine Bücher zurück und verschwand.

»Außerdem will ich Caillois' exakten Zeitplan in den letzten Wochen wissen«, setzte Niémans halblaut hinzu. »Ich will wissen, wen er getroffen, mit wem er gesprochen, welche Post er bekommen hat. Ich will eine Liste sämtlicher Telefongespräche, privater und dienstlicher Natur. Alles. Vielleicht kannte Caillois seinen Mörder. Vielleicht waren sie sogar in den Bergen verabredet.«

»Und das Gespräch mit seiner Frau – ist dabei nichts herausgekommen?«

Niémans antwortete nicht, und Joisneau fügte hinzu: »Wie es scheint, ist sie nicht sehr umgänglich.«

Als Niémans noch immer nicht reagierte, steckte Joisneau sein Notizbuch ein. Sein Gesicht hatte inzwischen wieder Farbe bekommen. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das sagen soll ... Aber

diese verstümmelte Leiche ... und dieser durchgeknallte Mörder, der irgendwo frei herumläuft ...«

»Und?«

»Was soll ich sagen – ich hab den Eindruck, daß Sie mir einiges beibringen ...«

Niémans blätterte in einem Buch, das er aus dem Regal gezogen hatte: *Die Topographie des Départements Isère*. Er drückte dem Leutnant den Band in die Hand und sagte: »Na, dann bete darum, daß der Mörder uns ebensoviel beizubringen hat.«

13

Leiche in seitwärts gekrümmter Haltung. Straff gespannte Muskelstränge, hart wie Seile und sichtbar unter der Haut. Das bläulich weiße Fleisch übersät von schwarzvioletten Wunden.

Niémans war in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt und sah sich die Polaroidfotos von Rémy Caillois an.

Das Gesicht von vorn: Lider über leeren Augenhöhlen geschlossen.

Noch im Mantel saß er da und dachte an das Leiden des Mannes, an die grauenhafte Gewalt, die in dieser harmlosen Gegend ausgebrochen war, und befürchtete insgeheim das Schlimmste. Vielleicht einen weiteren Mord. Oder ein ungesühntes Verbrechen, in Vergessenheit geraten durch die Zeit und die Angst. Die für die Verdrängung weitaus hilfreicher waren als für die Erinnerung.

Die Hände des Opfers: Von oben, dann von unten fotografiert. Feingliedrige Hände, jedoch mit anonymen Fingern: ohne den geringsten Fingerabdruck. An den Handgelenken Spuren von Metallfesseln, anorganisches Material. Die Quetschungen

blutunterlaufen, granulös.

Niémans schob seinen Stuhl zurück und lehnte sich an die Mauer. Er verschränkte die Hände im Nacken und dachte über seine eigenen Sätze nach: Jedes Element einer Ermittlung ist ein Spiegel. Und in irgendeinem toten Winkel versteckt sich der Mörder. Eines wußte er mit Sicherheit: Caillois war nicht zufällig ausgesucht worden. Sein Tod stand in irgendeinem Zusammenhang mit seiner Vergangenheit. Mit einer Person, die er gekannt hatte. Mit einer Tat, die er begangen hatte. Oder einem Geheimnis, das er aufgedeckt hatte. Was war es?

Von Kindheit an hatte Caillois sein Dasein in der Universitätsbibliothek verbracht. Und jedes Wochenende war er aus dem Tal ausgebrochen und in der Einsamkeit der Berge verschwunden. Was mochte er getan oder entdeckt haben, um eine derart grausame Hinrichtung zu verdienen? Niémans beschloß, seine Vergangenheit unter die Lupe zu nehmen. Ob aus Reflex oder einer persönlichen Obsession heraus – jedenfalls begann er mit einem Detail, das während seiner Unterredung mit Sophie Caillois zu Tage getreten war. Nach etlichen Anrufen gelang es ihm endlich, das in der Umgebung von Lyon stationierte vierzehnte Infanterieregiment zu erreichen, zu dem sich sämtliche Wehrpflichtigen der Region Isère zur Musterung einzufinden hatten. Nachdem er sich vorgestellt und den Grund seines Anrufs genannt hatte, wurde er mit dem Archiv verbunden und ließ sich die Akte über Rémy Caillois heraussuchen, der fünf Jahre zuvor als untauglich eingestuft und vom Wehrdienst freigestellt worden war.

Durch die Leitung hörte Niémans das Klicken einer Tastatur, Schritte, die sich durch den Raum entfernten und zurückkehrten, dann das Rascheln von Papier.

»Lesen Sie mir die Schlußfolgerung des Stabsarztes vor«, bat Niémans.

»Ich weiß nicht, ob ... Woher weiß ich denn, daß Sie wirklich ein Kommissar sind?« fragte der Archivar.

Niémans seufzte. »Rufen Sie die Gendarmerie von Guernon an. Verlangen Sie Hauptmann Barnes und ...«

»Schon gut. In Ordnung, ich lese es Ihnen vor.« Der Archivar

blätterte. »Die Details, die Testergebnisse und so weiter lasse ich aus. Die Schlußfolgerung lautet, daß Ihr Typ die Musterungsbewertung fünf erhielt, das heißt als absolut untauglich eingestuft wurde, und zwar wegen akuter Schizophrenie, wie es hier heißt. Am Rand steht eine handschriftliche Notiz des Psychiaters ... Er schreibt: ›Therapie dringend erforderliche Unterstrichen. Außerdem schreibt er: ›Mit dem CHRU Guernon Verbindung aufnehmen.« Also, meiner Ansicht nach muß dieser Kerl einen ziemlich starken Hieb gehabt haben, denn normalerweise ...«

»Haben Sie den Namen des Arztes?«

»Natürlich, das war der Stabsarzt Yvens.«

»Ist er noch immer bei Ihrer Garnison?«

»Ja. Er ist sogar im Haus.«

»Verbinden Sie mich mit ihm.«

»Ich ... Na gut, bleiben Sie dran.«

Eine synthetische Fanfarenmelodie schallte aus dem Hörer, dann meldete sich eine tiefe, sonore Stimme. Niémans stellte sich neuerlich vor und gab seine Erklärungen ab. Dr. Yvens war skeptisch. »Wie heißt der Einberufene?« fragte er schließlich. »Caillois, Rémy. Sie haben ihn vor fünf Jahren wegen akuter Schizophrenie vom Wehrdienst zurückgestellt. Besteht eine Chance, daß Sie sich an den Fall erinnern? Wenn ja, würde ich gerne wissen, ob es Ihrer Ansicht nach auch möglich sein könnte, daß er simuliert hat.«

»Diese Unterlagen sind vertraulich«, wandte die Stimme ein. »Ihre Schweigepflicht gilt nicht mehr. Gestern wurde die Leiche des Mannes gefunden, in einer Felsnische eingeklemmt. Gefoltert und schließlich erdrosselt. Mit leeren Augenhöhlen. Der Untersuchungsrichter Bernard Terpentès ließ mich aus Paris herkommen, um in dem Fall zu ermitteln. Wenn Sie es wünschen, wird er sich selbst mit Ihnen in Verbindung setzen, aber wir könnten Zeit sparen. Bitte antworten Sie mir. Erinnern Sie sich an ...«

»Ich erinnere mich«, fiel ihm Yvens ins Wort. »Der Mann war schwer krank. Wahnsinnig. Ohne irgendeinen Zweifel.« Niémans hatte insgeheim damit gerechnet, dennoch überraschte ihn die Antwort. »Daß er simuliert haben könnte, ist ausgeschlossen?«

beharrte er.

»Völlig ausgeschlossen. Simulanten erlebe ich beinahe jeden Tag. Geistig gesunde Menschen haben sehr viel mehr Phantasie als die echten Kranken. Sie erzählen alles mögliche, denken sich die erstaunlichsten und vielfältigsten Wahnvorstellungen aus. Die wirklich Geisteskranken hingegen sind leicht zu erkennen. Sie wechseln ihren Wahn nicht, sondern sind besessen von ihren Vorstellungen, völlig ausgefüllt. Selbst der Wahnsinn hat seine Logik ... seine Methode. Rémy Caillois war geisteskrank. Ein Schulbeispiel.«

»Was waren die Symptome?«

»Ambivalenz des Denkens. Akustische Halluzinationen. Kontaktunfähigkeit, keine Verbindung mit der Außenwelt. Sprachlosigkeit. Die klassischen Symptome bei Schizophrenie.«

»Herr Doktor, dieser Mann war Bibliothekar an der Universität von Guernon. Er stand jeden Tag mit Hunderten von Studenten in Kontakt ...«

Der Arzt lachte. »Der Wahn macht sich nicht ständig bemerkbar, Herr Kommissar. Bei einer Schizophrenie bestehen gesunde und krankhaft veränderte Empfindungen und Verhaltensweisen durchaus auch nebeneinander. Eine Wahnvorstellung braucht für die Umwelt nicht wahrnehmbar zu sein, sie kann sich unter einer völlig unauffälligen Fassade verbergen. Das müssen Sie doch ebensogut wissen wie ich.«

»Aber Sie sagten, der Wahn sei Ihnen sofort aufgefallen.«

»Ich habe viel Erfahrung auf diesem Gebiet. Und vielleicht hat Caillois seither auch gelernt, sich zu kontrollieren.«

»Warum haben Sie in Ihrem Bericht geschrieben, eine Therapie sei dringend erforderlich?«

»Ich habe ihm empfohlen, sich behandeln zu lassen. Das ist alles.«

»Haben Sie sich denn mit dem CHRU von Guernon in Verbindung gesetzt?«

»Das weiß ich nicht mehr, offen gestanden. Der Fall war interessant, aber ich glaube nicht, daß ich mich an die Klinik gewandt habe. Wissen Sie, hätte der Betroffene selbst ...«

»Interessant, habe ich das richtig gehört?« Der Arzt seufzte. »Der

Mann lebte in einer isolierten Welt, in der eine extreme Ordnung herrschte, und er litt unter einer Persönlichkeitsspaltung. Wahrscheinlich gelang es ihm, eine gewisse Flexibilität an den Tag zu legen, jedenfalls in den Augen der anderen, innerlich aber war er von Ordnung und Präzision geradezu zwanghaft beherrscht. Alle seine Empfindungen nahmen konkrete Gestalt an, und zwar in Form einer je eigenen Persönlichkeit. Er war für sich allein schon eine ganze Armee. Es war ein ... faszinierender Fall.«

»Konnte er gefährlich sein?«

»Zweifellos.«

»Und Sie ließen ihn einfach gehen?«

Eine kurze Pause trat ein, dann sagte der Arzt: »Wissen Sie, bei den vielen Verrückten, die herumlaufen ...«

»Herr Doktor«, sagte Niémans leise, »der Mann war verheiratet.«

»Tja ... dann tut mir seine Frau leid.«

Niémans bedankte sich und legte auf. Diese Informationen eröffneten neue Horizonte. Und verstärkten seine Ratlosigkeit. Er entschloß sich zu einem weiteren Besuch.

»Sie haben mich belogen!«

Sophie Caillois versuchte, die Tür zu schließen, doch der Kommissar blockierte sie mit dem Ellenbogen.

»Warum haben Sie mir verschwiegen, daß Ihr Mann krank war?«

»Krank?«

»Schizophren. Nach Auskunft der Experten hätte er in eine geschlossene Anstalt gehört.«

»Dreckskerl.«

Mit verkniffenen Lippen versuchte die junge Frau noch einmal, die Tür zu schließen, doch Niémans wehrte sie mühelos ab. Trotz ihrer strähnigen Haare, ihres ausgebeulten Pullovers schien sie ihm schöner denn je.

»Begreifen Sie denn nicht?« brüllte er. »Wir suchen einen Mörder! Wir suchen ein Motiv! Vielleicht hat Rémy Caillois irgendeine Tat begangen, irgend etwas, das die Grausamkeit seines Todes erklären kann. Eine Tat, an die er sich gar nicht mehr erinnerte. Ich bitte Sie ... Sie allein können mir dabei helfen!« Sophie Caillois riß die Augen auf. Die ganze Schönheit ihres Gesichts verknüpfte sich zu

feinen Netzen, kleinen nervösen Zuckungen. Ihre Augenbrauen vor allem, diese perfekt geschwungenen Brauen waren zu einem herrlichen, herzerreißenden Akzent erstarrt. »Sie sind verrückt.«

»Ich muß wissen, was sich in seiner Vergangenheit abgespielt hat ...«

»Sie sind verrückt.«

Die junge Frau zitterte. Gegen seinen Willen senkte Niémans den Blick. Er betrachtete die hervortretenden Schlüsselbeine, über die sich der Pullover spannte. Durch die Wolle nahm er den verdrehten Träger eines altmodischen BHs wahr. Aus einer plötzlichen Eingebung heraus packte er ihr Handgelenk und schob den Ärmel zurück. Bläuliche Striemen zogen sich über ihren Unterarm. »Er hat Sie geschlagen!« brüllte Niémans.

Er riß den Blick von den blutunterlaufenen Malen los und starrte ihr in die Augen.

»Er hat Sie geschlagen! Ihr Mann war krank, er liebte es, anderen weh zu tun, da bin ich mir sicher. Er hat irgendeine Untat begangen, und ich bin sicher, daß Sie es wissen oder zumindest einen Verdacht haben. Sie sagen nicht ein Zehntel dessen, was Sie wirklich wissen!«

Die Frau spie ihm ins Gesicht. Niémans zuckte zurück, schwankend.

Sie ergriff die Gelegenheit und warf die Tür ins Schloß. Mehrere Riegel wurden vorgeschoben, während Niémans sich wieder auf die Tür stürzte. Aus den Nachbarwohnungen spähten beunruhigte Gesichter in den Flur. Der Kommissar trat erbittert mit dem Fuß gegen die Wand. »Ich komme wieder!« schrie er. In der Wohnung war es still.

Niémans versetzte der Tür einen letzten Faustschlag, der dumpf nachhallte; dann stand er ein paar Sekunden reglos da und lauschte.

Wie aus einer finsternen Höhle klang die Stimme der Frau hinter der Tür, unterbrochen von Schluchzen: »Sie sind verrückt!«

»Ich brauche einen Beamten in Zivil, der sich an ihre Fersen heftet. Fordern Sie von der Kripo Grenoble Verstärkung an.«

»Sophie Caillois? Aber ... wieso denn?«

Niémans stand mit Barnes im Wachzimmer der Gendarmerie von Guernon. Der Hauptmann trug den vorgeschriebenen Pullover, marineblau mit weißem Seitenstreifen, der ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Matrosen verlieh. »Diese Frau verheimlicht uns etwas«, erklärte er.

»Sie werden doch nicht glauben, daß sie ...«

»Nein. Aber sie sagt nicht alles, was sie weiß.« Barnes nickte ohne rechte Überzeugung, dann drückte er Niémans ein dickes Bündel Papier in die Arme – Faxe, Computerausdrucke, Durchschläge.

»Die ersten Ergebnisse der allgemeinen Fahndung«, erklärte er. »Alles nicht gerade ergiebig.«

Gleichgültig gegen den Tumult und das Stimmengewirr der Gendarmen ringsum, überflog Niémans die Unterlagen, während er langsam auf ein einzelnes Büro zuing, das durch Glaswände abgetrennt war. Die Durchschläge faßten die Ergebnisse der Ermittlungen unter Leitung von Barnes und Vermont zusammen. Trotz der großen Zahl von Berichten und Aussagen fand sich nicht der geringste konstruktive Hinweis. Die verschiedenen Maßnahmen, Nachforschungen, Vernehmungen, Erkundigungen vor Ort ... das alles hatte nichts ergeben. Niémans verzog mürrisch das Gesicht, als er das verglaste Büro betrat. Ein derart spektakuläres Verbrechen in einer so kleinen Stadt – der Kommissar konnte kaum fassen, daß er noch immer auf keinen Hinweis, keine Fährte gestoßen war.

Er setzte sich an den metallenen Schreibtisch und begann zu lesen, diesmal aufmerksam.

Die Fahndung nach Landstreichern hatte sich als Sackgasse erwiesen. Die Anfragen bei Gefängnissen, Präfekturen, Gerichten führten ebenfalls nirgendwohin. Von den Autodiebstählen innerhalb der vergangenen achtundvierzig Stunden ließ keiner sich mit dem Mord in Verbindung bringen. Die Auswertung der Verbrechen und

lokalen Nachrichten der letzten zwanzig Jahre blieb ebenfalls ergebnislos. Niemand erinnerte sich an ein ähnlich grausames, ähnlich bizarres Verbrechen oder an irgendeinen Vorfall, der mit diesem Mord in Zusammenhang stehen könnte. In der Stadt selbst umfaßte die Liste der Polizeiprotokolle aus zwanzig Jahren ein paar Bergrettungen, etliche unbedeutende Diebstähle, Unfälle, Brände ...

Niémans wandte sich dem nächsten Stoß zu: Die systematischen Anfragen per Fax an sämtliche Hotels ergaben nicht die geringste brauchbare Information.

Schließlich nahm er sich Vermonts Ergebnisse vor. Seine Leute waren noch damit beschäftigt, das Flußtal und das umliegende Gebirge zu durchkämmen. Bisher hatten sie nur fünf Berghütten besucht, und auf der Landkarte waren insgesamt siebzehn verzeichnet, von denen manche in unwegsamem Gelände lagen, mehr als dreitausend Meter hoch. War es plausibel, einen Mord in dieser Höhe anzunehmen? Die Männer hatten auch die Bauern der Umgebung befragt, und manche Vernehmungsprotokolle waren bereits abgetippt worden, verfaßt im typischen Jargon der Gendarmen. Niémans lächelte, während er in den Berichten blätterte: Wenn sich Rechtschreibfehler und Stilblüten der Polizeisprache annäherten, so stammten andere Wendungen wiederum aus dem Sprachgebrauch des Militärs. Die Männer hatten Tankstellen, Bahnhöfe, Bushaltestellen aufgesucht, aber keinen Hinweis auf ungewöhnliche Vorkommnisse gefunden. Hingegen begannen die Leute bereits zu reden: Wozu alle diese Fragen? Warum so viele Gendarmen?

Niémans legte die Akte auf den Schreibtisch. Durch die Glasscheibe sah er einen Streifenpolizisten hereinkommen, die Wangen dunkelrot und die Augen feucht von der Kälte. Er warf Vermont einen fragenden Blick zu, der ihm mit einer unmißverständlichen Geste antwortete: Nichts.

Sekundenlang wandte der Kommissar den Blick nicht von den Uniformen, doch in Gedanken war er anderswo. Er dachte an die beiden Frauen. Die eine zäh und dunkel wie Borke, mit kräftigen Muskeln, einer matten, samtigen Haut und dem Duft nach Harz und zerriebenen Kräutern. Die andere, zerbrechlich und abweisend,

verbreitete Unbehagen, eine mit Angst gemischte Aggressivität, die Niémans nicht minder faszinierte. Was verbarg dieses kantige Gesicht, das so verstörend schön war? Hatte ihr Mann sie tatsächlich geschlagen? Was war ihr Geheimnis? Und wie groß mochten ihre Trauer und ihr Schmerz sein, nachdem sie die zerschundene Leiche ihres Mannes gesehen hatte, die so unendliche Leiden verriet?

Niémans stand auf und trat an ein Fenster. Über den Bergen warf die Sonne leuchtende Strahlen durch die Wolken, die wie lange Wunden im schwärzlich geschwollenen Fleisch des Gewitters aussahen. Unten im Tal sah Niémans die grauen, einförmigen Häuser von Guernon, die Dächer mit vielen Ecken und Vorsprüngen, die Dachlawinen verhindern sollten, die dunklen Fenster, klein und quadratisch wie altersdunkle Bilder, den Fluß, der die Stadt durchquerte und an der Gendarmerie vorbeifloß. Wieder legten sich die Gesichter der beiden Frauen über das Bild. Bei jedem neuen Fall marterte ihn wieder dasselbe Gefühl. Der Druck der Fahndung weckte seine Sinne, stachelte ihn zu einer Jagd anderer Art an, fiebrig und leidenschaftlich. Nur in diesem aufgeladenen, kriminellen Klima verliebte er sich: in Zeuginnen, Verdächtige, Huren, Kellnerinnen... Die Brünette oder die Blonde? Sein Mobiltelefon läutete. Es war Antoine Rheims. »Ich komme gerade vom Hôtel-Dieu.«

Niémans hatte den Vormittag verstreichen lassen, ohne auch nur daran zu denken, in Paris anzurufen. Wie ein explosiver Bumerang kam der Zwischenfall am Stadion nun wieder zu ihm zurück. »Die Ärzte versuchen gerade eine fünfte Transplantation, um sein Gesicht zu retten«, fuhr Rheims fort. »Der Mann hat praktisch keine Haut mehr auf den Schenkeln, soviel haben sie ihm abgenommen. Und das ist keineswegs alles. Er hat ein Auge verloren und ein dreifaches Schädeltrauma. Sieben Frakturen der Gesichtsknochen. Sieben, Niémans. Der Unterkiefer ist tief ins Kehlkopfgewebe eingedrungen. Knochensplitter haben ihm die Stimmbänder zerrissen. Er liegt im Koma, aber selbst wenn er überlebt, wird er nie mehr sprechen. Nach Aussage der Ärzte hätte nicht einmal ein Autounfall derartige Schäden anrichten können. Hast du eine Idee, was ich ihnen sagen soll? Und der britischen Botschaft? Und den Medien? Wir beide

kennen uns schon lange. Und ich glaube, wir sind befreundet. Aber ich glaube auch, daß du eine wilde Bestie bist.« Niémans spürte seine Hände zittern. »Der Kerl war ein Mörder«, gab er zurück. »Verdammt, bist du vielleicht was Besseres?« Niémans antwortete nicht. Er wechselte den schweißfeuchten Apparat von der einen Hand in die andere. »Wie kommst du mit den Ermittlungen voran?« fragte Rheims. »Langsam. Keine Hinweise. Keine Zeugen. Die Geschichte ist weitaus komplizierter als erwartet.«

»Ich hab's dir gesagt! Wenn die Medien rausfinden, daß du in Guernon bist, fallen sie über dich her wie die Räude über den kahlen Hund. Was für eine Idee, dich dort hinzuschicken!« Rheims legte abrupt auf. Niémans verharrte minutenlang reglos, mit starrem Blick und ausgedörrter Kehle. In grellen Bildern blitzten die Gewaltakte der vergangenen Nacht noch einmal auf. Seine Nerven hatten ihn im Stich gelassen. In einem Anfall blinder Wut hatte er den Mörder zusammengeschlagen, einer Wut, die ihn überschwemmt und jeden anderen Gedanken ausgelöscht hatte, bis auf den Wunsch, den Feind, den er gepackt hielt, noch in derselben Sekunde zu vernichten. Seit jeher hatte Pierre Niémans in einer Welt der Gewalt und Verkommenheit gelebt, die wild und grausam war; er fürchtete sich nicht vor der Gefahr. Im Gegenteil, er hatte sie immer gesucht, ihr geschmeichelt, um sich ihr besser stellen, sie besser zu beherrschen zu können. Doch mit der Beherrschung war es vorbei. Mit der Zeit hatte die Gewalt sich seiner bemächtigt, war tief in ihn eingedrungen, und er selbst war nur noch Schwäche, ein Abglanz. Und er hatte es nicht geschafft, seine Ängste zu besiegen: Irgendwo in einem Winkel seines Kopfes heulten immer noch die Hunde.

Auf einmal zuckte er zusammen: Das Telefon läutete erneut. Es war Marc Costes, der Gerichtsmediziner – triumphierend.

»Ich habe Neuigkeiten, Herr Kommissar. Wir haben einen sehr soliden Hinweis. Es geht um das Wasser unter den Augenlidern. Ich habe soeben die Ergebnisse der Analyse erhalten.«

»Und?«

»Das Wasser stammt nicht aus dem Fluß. Es hört sich unglaublich an, aber so ist es. Ich arbeite mit einem Chemiker von der Kriminaltechnik in Grenoble zusammen, Patrick Astier. Eine Kanone

in seinem Fach. In unserer Probe hat er völlig andere Schadstoffwerte festgestellt als im Flußwasser. Ein haushoher Unterschied, sagt er.«

»Drück dich genauer aus.«

»Das Wasser aus den Augenhöhlen enthält H_2SO_4 und HNO_3 , also Schwefelsäure und Salpetersäure. Der pH-Wert ist drei, also ziemlich sauer. Beinahe wie Essig. Diese Werte bedeuten eine wertvolle Information.«

»Verstehe ich nicht. Was soll das heißen?«

»Ich will Sie nicht mit technischen Details langweilen, aber Schwefelsäure und Salpetersäure sind Derivate von SO_2 , Schwefeldioxid, und NO_2 , Stickstoffdioxid. Laut Auskunft von Astier erzeugt nur ein einziger Industriezweig diese Dioxidmischung: Kraftwerke, die Braunkohle verbrennen. Also uralte Modelle. Astier folgert daraus, daß das Opfer in der Nähe eines Ortes umgebracht oder jedenfalls dorthin verfrachtet wurde, wo es ein Kohlekraftwerk gibt. Finden Sie ein solches Kraftwerk in der Region, und Sie haben den Tatort.«

Niémans starrte auf den Himmel, an dem die Ränder schwarzer Wolken in der hartnäckigen Sonne gleißend hell funkelten, wie die silbernen Schuppen eines riesigen Lachses. Vielleicht hatte er jetzt endlich eine Spur.

»Schick' mir die Zusammensetzung dieses Wassers«, befahl er.
»Über das Fax von Barnes.«

Als der Kommissar die Bürotür öffnete, erschien Eric Joisneau.
»Ich suche Sie überall. Ich hab eine Information, die vielleicht wichtig ist.«

Konnte es sein, daß die Fahndung allmählich ihren Rhythmus fand? Niémans trat zurück ins Büro und schloß die Tür. Joisneau blätterte nervös in seinem Notizbuch.

»Ich habe festgestellt, daß es auf halber Höhe des Sept-Laux eine Augenklinik für Kinder und Jugendliche gibt. Offensichtlich stammen viele Patienten aus Guernon. Die Kinder sind keineswegs alle von Geburt an blind, sondern leiden unter verschiedenen Krankheiten, die zur Erblindung führen, grauen Star, Retinopathia pigmentosa, Glaukome und so weiter. Offensichtlich sind auch

auffällig viele Fälle von Farbenblindheit bekannt, die allerdings nicht behandelt werden. In Guernon kommen überdurchschnittlich viele Augenkrankheiten vor.«

»Weiter. Was ist die Ursache dieser Krankheiten?« Joisneau faltete die Hände zu einer Schale. »Das Tal. Die Abgeschiedenheit des Tals. Das sind alles erblich bedingte Leiden, hat mir der Arzt erklärt, gewisse Inzuchterscheinungen, die sich von Generation zu Generation herauskristallisieren und weitergegeben werden. In isolierten Gegenden sind Ehen unter Blutsverwandten offenbar häufig. Eine Art Ansteckung, allerdings auf genetischem Weg.« Joisneau riß eine Seite aus seinem Notizbuch. »Hier, das ist die Adresse der Anstalt. Der Leiter, Doktor Champelaz, hat das Phänomen sehr gründlich untersucht. Ich dachte, daß ...«

Niémans deutete mit dem Zeigefinger auf Joisneau. »Du fährst hin.«

Das Gesicht des jungen Polizisten leuchtete auf. »Sie vertrauen mir?«

»Ich vertraue dir. Mach, daß du fortkommst.« Joisneau machte auf dem Absatz kehrt, doch dann drehte er sich mit gerunzelter Stirn noch einmal um.

»Herr Kommissar ... Entschuldigung, aber ... wieso wollen Sie nicht persönlich mit dem Direktor sprechen? Das ist vielleicht eine sehr interessante Spur. Sind Sie denn auf einen vielversprechenderen Hinweis gestoßen? Glauben Sie, ich könnte ihm die besseren Fragen stellen, weil ich aus der Gegend bin? Ich verstehe das nicht ganz ...« Niémans stützte sich am Türrahmen ab.

»Ja, ich verfolge eine andere Spur. Aber hier lernst du noch eine kleine Lektion nebenbei, Joisneau. Manchmal gibt es Gründe, die mit dem Fall nichts zu tun haben.«

»Was für Gründe?«

»Persönlicher Art. Ich werde diese Anstalt nicht aufsuchen, weil ich unter einer Phobie leide.«

»Einer Phobie? Wovor? Vor den Blinden?«

»Nein. Vor Hunden.«

Joisneau sah ihn ungläubig an. »Das verstehe ich nicht«, sagte er. »Denk doch nach. Wo Blinde sind, da sind auch Köter.« Niémans

imitierte die gebeugte Gestalt eines blinden Greises, geführt von einem imaginären Hund. »Blindenhunde, verstehst du? In dieses Institut setze ich keinen Fuß.« Damit ließ er den verdutzten Joisneau stehen. Er klopfte kurz an die Tür von Capitaine Barnes und riß sie im selben Moment auf. Der Hüne war damit beschäftigt, Faxe zu verschiedenen Häufchen zu ordnen: die Antworten von Hotels, Restaurants, Autowerkstätten, die immer noch hereintröpfelten. Er ähnelte einem Ladenbesitzer, der seine Vorräte umschichtet. »Kommissar?« Barnes hob eine Braue. »Schauen Sie, was ich gerade bekommen habe ...«

»Ich weiß.«

Niémans griff nach dem Fax, das Costes geschickt hatte, und überflog es rasch. Die chemische Zusammensetzung des Wassers aus den Augenhöhlen war eine Liste von Zahlen und komplizierten Namen.

»Wissen Sie von einem Kraftwerk hier in der Nähe?« fragte Niémans. »Einem Braunkohlekraftwerk?«

Barnes verzog zweifelnd das Gesicht. »Nein, das sagt mir nichts. Vielleicht weiter im Westen, in Richtung Grenoble ... da gibt es viel mehr Industriegebiete ...«

»Wo könnte ich mich erkundigen?«

»Nun, da wäre der Industriellenverband von Isère«, begann Barnes. »Aber warten Sie ... ich weiß was Besseres. Dieses Kraftwerk ist doch sicher eine Umweltkatastrophe, oder?« Niémans hielt ihm die Zahlenkolonnen vor die Nase. »Hochkonzentrierte Säure.«

Barnes schrieb etwas auf einen Zettel. »Dann gehen Sie am besten zu diesem Mann hier. Alain Derteaux. Ein Gärtner am Stadtrand von Guernon, der tropische Gewächshäuser besitzt. Das ist unser Experte für Verseuchungen aller Art. Ein militanter Umweltschützer. In unserer ganzen Region gibt es kein Gas, keinen Schadstoff, von dem er nicht Herkunft, Zusammensetzung und Folgen für die Umwelt wüßte.«

Niémans war schon unterwegs, als der Gendarm ihn noch einmal zurückrief. Mit erhobenen Händen stand er da, die Handflächen dem Kommissar zugewandt. Zwei enorme Pranken, wie Kohleschaufeln.

»Ich hab mich übrigens um die Sache mit den Fingerabdrücken gekümmert ... Sie wissen schon, die Hände des Toten. Es war tatsächlich ein Unfall, der sich in seiner Kindheit ereignet hat. Er half seinem Vater, das kleine Segelboot der Familie auf Vordermann zu bringen, am See von Annecy, und hat sich dabei die Hände mit einem scharfen Lösungsmittel verätzt. Ich habe die Hafenmeisterei angerufen, und dort hat man sich an den Unfall erinnert. Notarzt, Krankenhaus und so weiter ... Das läßt sich nachprüfen, aber meiner Ansicht nach bringt uns das nicht weiter.«

Niémans schwenkte herum und griff nach der Türklinke. »Danke, Capitaine.« Er deutete auf die Faxstapel: »Und viel Erfolg.«

»Gleichfalls«, gab Barnes zurück. »Dieser Umweltfreak, Derteaux – das ist eine ziemliche Nervensäge.«

15

»... Unsere gesamte Region liegt im Sterben, vergiftet, zum Tod verurteilt! In allen Tälern, an den Berghängen, in den Wäldern hat sich die Industrie angesiedelt und kontaminiert das Grundwasser, verseucht den Boden und macht unsere Atemluft ungenießbar ... Das Département Isère, das ist Abgas und Gift auf jedem Höhengniveau!«

Alain Derteaux war ein dürrer Mann mit hagerem, zerklüftetem Gesicht. Er trug einen schütterten Vollbart und eine runde Metallbrille, die ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem entlaufenen Mormonen verliehen. Er hatte sich in die hinterste Ecke eines Gewächshauses zurückgezogen und war damit beschäftigt, etliche Glasbehälter mit einem Gemisch aus Baumwolle und gesiebter Erde zu füllen. Niémans unterbrach den Vortrag des Mannes, der unmittelbar nach der gegenseitigen Vorstellung begonnen hatte.

»Entschuldigen Sie, aber ich brauche eine Information ... Dringend.«

»Was? Ach ja, sicher ...« Er schlug einen verächtlichen Ton an.

»Sie sind von der Polizei ...«

»Wissen Sie von einem Kraftwerk irgendwo hier in der Gegend, das mit Braunkohle betrieben wird?«

»Braunkohle? Eine natürliche Kohle ... Ein Gift im Reinzustand ...«

»Kennen Sie eine industrielle Anlage, die Braunkohle verfeuert?« Derteaux schüttelte den Kopf, während er winzige Zweige in die Glasbehälter steckte.

»Nein. Gott sei Dank gibt es bei uns hier keine Braunkohle mehr. Seit den sechziger Jahren sind diese Industriezweige in Frankreich und den angrenzenden Ländern eindeutig auf dem Rückzug. Was sie an Schadstoffen ausstoßen, steigt direkt in den Himmel und verwandelt jede Wolke in eine chemische Bombe ...«

Niémans kramte in seiner Tasche und reichte ihm das Fax von Marc Costes.

»Würden Sie mal einen Blick auf diese chemischen Bestandteile werfen? Das ist die Analyse einer Wasserprobe, die hier ganz in der Nähe gefunden wurde.«

Derteaux las aufmerksam das Blatt, während der Polizist sich gedankenverloren umsah: Sie standen in einem weitläufigen Gewächshaus, dessen Glasflächen von Dampf beschlagen, teilweise gesprungen und von langen schwärzlichen Schlieren überzogen waren. Blätter, so ausladend wie Fensterscheiben, zögerliche Triebe, winzig wie Stecknadelköpfe, gewundene Lianen, die sich geschmeidig ineinander schlangen, – das alles erschien ihm wie der Kampf um einen winzigen Fleck Erde. Derteaux hob fassungslos den Kopf. »Diese Probe stammt aus der Gegend, sagen Sie?«

»Zweifellos.«

Derteaux rückte seine Brille zurecht. »Darf ich fragen, woher? Ich meine: woher genau?«

»Wir haben sie bei einer Leiche gefunden. Einem Ermordeten.«

»Oh, selbstverständlich ... Daran hätte ich denken sollen ... Sie sind schließlich Polizist.« Eine Weile schwieg er nachdenklich, und seine Miene drückte wachsende Zweifel aus. »Eine Leiche hier in Guernon?«

Der Kommissar ging auf die Frage nicht ein. »Können Sie

bestätigen, daß diese Zusammensetzung von Schadstoffen auf die Verbrennung von Braunkohle schließen läßt?«

»Auf jeden Fall, ja, das ist eine äußerst saure Mischung. Ich habe Seminare zu diesem Thema besucht.« Er vertiefte sich wieder in die Analyse. »Die Konzentration von H_2SO_4 und HNO_3 ist ... außerordentlich. Aber ich wiederhole: Ein Kraftwerk dieses Typs gibt es in der ganzen Region nicht mehr. Weder hier noch im restlichen Frankreich, noch in Westeuropa.«

»Gibt es eine andere Industrie, die solche Schadstoffe ausstößt?«

»Nein, das glaube ich nicht. Die Auflagen sind heutzutage sehr viel strenger.«

»Wo sonst fände man denn eine Industrie, die eine derartige Umweltverschmutzung erzeugt?«

»Mehr als achthundert Kilometer von hier, in Osteuropa.« Niémans biß die Kiefer zusammen: Er weigerte sich zuzugeben, daß seine allererste Spur sich so rasch im Sand verlief. »Vielleicht gibt es noch eine andere Erklärung ...«, murmelte Derteaux. »Nämlich?«

»Vielleicht kommt dieses Wasser tatsächlich von anderswoher. Es könnte aus der tschechischen Republik, der Slowakei, aus Rumänien oder Bulgarien hierher gelangt sein ...« Er senkte die Stimme und flüsterte in vertraulichem Ton: »In Sachen Umwelt sind sie wahre Barbaren.«

»In Containern, meinen Sie? Ein LKW auf der Durchreise, der ...«

Derteaux stieß ein bitteres Lachen aus. »Ich denke an eine viel einfachere Beförderungsart. Über Wind und Wolken.« Er breitete die Arme aus und hob sie langsam zur Decke. »Stellen Sie sich ein Kraftwerk irgendwo in Osteuropa vor. Gewaltige Schlote, die den lieben langen Tag Schwefel- und Stickstoffdioxid in die Atmosphäre entlassen ... Diese Schlote sind manchmal bis zu dreihundert Meter hoch. Die dicken Rauchschwaden steigen auf, immer höher und höher, vermischen sich mit den Wolken ... Wenn kein Wind geht, bleibt das Gift an Ort und Stelle. Aber sobald ein Wind weht, beispielsweise ein Ostwind, trägt er die Schadstoffe weiter, und über unseren Bergen regnen sich dann die Giftwolken aus. Das ist der saure Regen, der unsere Wälder zerstört. Als würden wir selbst nicht schon genug Dreck erzeugen, verrecken unsere Bäume auch noch am

Gift der anderen! Aber ich kann Ihnen versichern, daß auch wir mit unseren eigenen Wolken nicht gerade wenig Gift rund um die Erde verteilen ...«

Vor Niémans' geistigem Auge entstand ein deutliches, scharf gestochenes Bild. Irgendwo in den Bergen richtet der Mörder sein Opfer unter freiem Himmel hin. Er foltert, verstümmelt, tötet es, während über dem Blutbad ein Wolkenbruch niedergeht, und die leeren Augenhöhlen füllen sich mit Regenwasser. Mit vergiftetem Regen. Der Mörder besiegelt seine makabre Tat, indem er über diesen kleinen Behältern mit saurem Wasser die Lider verschließt. Eine plausible Erklärung.

Es hatte geregnet, während das Monstrum seinen Mord beging. »Wie war hier das Wetter am Samstag?« fragte Niémans unvermittelt. »Wie bitte?«

»Wissen Sie noch, ob es am Samstag geregnet hat, irgendwann am späten Nachmittag oder Abend?«

»Ich glaube nicht ... Nein, nein: es war strahlend schön, eine Sonne wie im August ...«

Eine Chance von eins zu tausend. War es während der mutmaßlichen Tatzeit allgemein trocken geblieben, konnte man vielleicht ein Gebiet finden, ein einziges, in dem ein saurer Regen niedergegangen war. So daß der Schauplatz des Verbrechens so scharf eingegrenzt wäre wie in einem Kreidekreis. Falls die Vermutung stimmte, ließe sich der Tatort anhand der Wetterkarte bestimmen.

»Wo ist hier die nächste Wetterwarte?« fragte er hastig. Derteaux dachte nach, dann antwortete er: »Dreißig Kilometer von hier, auf dem Col de la Mine-de-Fer. Wollen Sie nachprüfen, ob es geregnet hat? Das ist eine interessante Idee. Ich würde selbst gern wissen, ob diese Barbaren uns immer noch solche toxischen Bomben schicken. Hier findet ein regelrechter chemischer Krieg statt, Herr Kommissar, und kein Mensch interessiert sich dafür!«

Derteaux verstummte. Niémans reichte ihm eine Karte. »Das ist meine Handy-Nummer. Falls Ihnen irgend etwas dazu einfällt, egal was, rufen Sie mich bitte an.«

Daraufhin drehte er sich um und verließ das Gewächshaus zwischen

herabhängenden Zweigen von Ebenholzbäumen, deren Blätter sein Gesicht streiften.

16

Der Kommissar fuhr mit Höchstgeschwindigkeit dahin. Der Himmel hing rief, und doch sah es so aus, als könnte es jeden Moment aufklaren. Immer wieder blitzte ein gleißendes Quecksilberlicht durch die Wolken, und die Tannenschonungen, wechselnd zwischen Schwarz und Grün, verschwammen zu flüchtigen Eindrücken am Rand des Blickfelds, zerzaust von einem hartnäckigen Wind. Niémans brauste die kurvige Strecke dahin und genoß diese tiefe, geheime Fröhlichkeit des Waldes, heraufbeschworen, weitergetragen, ausgeleuchtet von dem sonnigen Wind.

Er dachte an die Wolken als Vehikel eines Gifts, das auf dem Grund verwaister Augenhöhlen gefunden worden war. Nie hätte er sich eine solche Wendung träumen lassen, als er in der vergangenen Nacht von Paris aufgebrochen war.

Vierzig Minuten später gelangte Niémans zum Col de la Mine-de-Fer. Er hatte keine Mühe, die Wetterstation ausfindig zu machen, deren Kuppel sich weithin sichtbar erhob. Er bog in die Straße ein, die zur Warte hinaufführte, und kurz vor seinem Ziel bot sich ihm ein erstaunlicher Anblick. Hundert Meter vor der Wetterwarte waren Männer damit beschäftigt, einen gewaltigen Ballon aus durchsichtigem Plastik aufzublasen. Er stellte den Wagen ab, ging ein paar Schritte hangabwärts auf die rotgesichtigen Männer im Parka zu und zeigte seinen Dienstausweis vor. Die Meteorologen sahen ihn verständnislos an. Die langen zerknitterten Bahnen des Ballons, einem silbrigen Flußlauf ähnlich, blähten sich langsam unter der Hitze einer bläulichen Feuergarbe, die darunter brannte. Die Szene hatte etwas Unwirkliches, Magisches.

»Kommissar Niémans«, brüllte er, um das Getöse der Flamme zu übertönen, und deutete auf die Kuppel aus Beton. »Kann mich bitte einer von Ihnen zur Wetterwarte begleiten?« Ein Mann, anscheinend der Leiter der Aktion, richtete sich auf. »Was?«

»Ich muß wissen, wo es am letzten Samstag geregnet hat. Im Rahmen einer polizeilichen Ermittlung.«

Der Meteorologe machte kein Hehl aus seinem Ärger über die Störung. Der Wind peitschte ihm die Kapuze ins Gesicht. Stumm zeigte er auf die gewaltige Glocke, die sich gemächlich entfaltete.

Niémans deutete eine verzeihungsheischende Verbeugung an: »Der Ballon wird warten.«

Der Wissenschaftler wandte sich ab und marschierte auf die Wetterstation zu, während er vor sich hinbrummte: »Am Samstag hat's überhaupt nicht geregnet.«

»Das werden wir sehen.«

Der Mann hatte recht. Als sie in einem der Büros die Großraum-Wetterkarte mit den Beobachtungen vom vergangenen Samstag studierten, fanden sie nicht die Spur einer Turbulenz, eines Schauers oder Gewitters über Guemon. Die Satellitenkarte auf dem Bildschirm war eindeutig: Weder tagsüber noch während der Nacht von Samstag auf Sonntag war in der ganzen Region ein einziger Regentropfen gefallen. In einer Ecke des Bildschirms erschienen weitere Angaben: die Werte für Luftfeuchtigkeit und Luftdruck, die Temperatur ... Unwillig ließ sich der Meteorologe zu ein paar Erklärungen herab: Ein Zwischenhoch hatte die Bewegungen der Atmosphäre für knapp achtundvierzig Stunden stabilisiert.

Dennoch bat Niémans den Wissenschaftler, auch noch die Daten vom Sonntag zu überprüfen, vom Morgen zuerst, dann vom Nachmittag. Nirgendwo ein Gewitter oder ein Regenschauer. Er ließ die Suche auf einen Umkreis von hundert Kilometern erweitern. Nichts. Zweihundert Kilometer. Immer noch nichts. Der Kommissar schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Das kann doch nicht sein. Irgendwo im Tal oder auf dem Gipfel eines Berges, irgendwo in der Umgebung muß es geregnet haben.« Der Meteorologe zuckte die Achseln und klickte auf die Maus, während schillernde Flecken, geschwungene Linien, luftige Spiralen vor der Landkarte der Berge

über den Bildschirm zogen und die Entstehung eines sonnigen, wolkenlosen Tages nachzeichneten.

»Es muß eine Erklärung geben«, murmelte Niémans. »Verdammt, ich ...« Sein Handy läutete.

»Herr Kommissar? Alain Derteaux am Apparat. Ich hab mir Ihre Braunkohlengeschichte durch den Kopf gehen lassen und selbst ein wenig nachgeforscht. Es tut mir leid, aber ich habe mich geirrt.«

»Geirrt?«

»Ja. Es ist ausgeschlossen, daß ein derart saurer Regen hier niedergegangen ist. Weder am letzten Wochenende noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt.«

»Und warum?«

»Ich habe mich erkundigt, welche Fabriken noch mit Braunkohle betrieben werden. Selbst in Osteuropa verwendet man heutzutage Spezialfilter. Oder der Brennstoff wird von vornherein entschwefelt. Mit anderen Worten, die Erzeugung dieser Schadstoffe ist seit den sechziger Jahren sehr stark zurückgegangen. Seit fünfunddreißig Jahren gibt es keinen dermaßen verseuchten Regen mehr. Gott sei Dank! Aber ich habe Sie auf eine falsche Fährte geschickt – verzeihen Sie bitte.« Niémans schwieg.

In ungläubigem Ton fuhr der Umweltschützer fort: »Sind Sie wirklich sicher, daß dieses Wasser von Ihrer Leiche stammt?«

»Natürlich«, gab Niémans zurück.

»Na dann ... Es ist zwar unglaublich, aber dann kommt Ihre Leiche aus der Vergangenheit. Sie hat einen Regen abgekriegt, der vor mehr als dreißig Jahren gefallen ist ...«

Niémans bedankte sich hastig, murmelte ein kurzes »Auf Wiedersehen« und schaltete das Gerät ab.

Niedergeschlagen ging er zu seinem Wagen zurück. Einen kurzen Augenblick hatte er sich auf der richtigen Fährte geglaubt, doch sie war ihm zwischen den Fingern zerronnen wie dieses saure Wasser, das auf eine völlig abwegige Erklärung hinauslief. Niémans hob noch einmal den Blick und musterte den Horizont. Die Sonne schoß nun ihre waagrechten Pfeile ab und vergoldete die watteweichen Arabesken der Wolkenränder. Das strahlende Licht fing sich am Gipfel des Grand Pic de Belledonne und ließ den ewigen Schnee

aufleuchten. Wie hatte er, Polizist von Beruf und ein vernünftiger Mensch, auch nur einen Augenblick lang glauben können, daß ein paar Wolken ihm den Weg zum Tatort weisen könnten? Wie hatte er ...

Auf einmal breitete er die Arme aus und streckte sie der flammenden Landschaft entgegen, mit derselben Geste wie zuvor Fanny Ferreira, die Bergsteigerin. Eine jähe Erkenntnis hatte ihn getroffen – jetzt wußte er, wo Rémy Caillois getötet worden war. Jetzt wußte er, wo man fünfunddreißig Jahre altes Wasser finden konnte.

Nicht auf der Erde, nicht am Himmel. Sondern im Eis.

Rémy Caillois war in gut zweitausend Metern Höhe umgebracht worden. Dort, wo der Regen jedes Jahres zu Eis kristallisiert und in der durchsichtigen Ewigkeit des Gletschers erhalten bleibt. Dort war der Tatort. Und das war eine konkrete Spur.

IV

17

Dreizehn Uhr. Karim Abdouf betrat das Büro seines Chefs und legte ihm seinen Bericht vor. Henri Crozier, auf einen Brief konzentriert, den er zu schreiben hatte, warf keinen Blick auf die Papiere, sondern fragte lediglich: »Und?«

»Die Skinheads waren es nicht, aber sie haben zwei Gestalten beobachtet, die aus der Gruft kamen. Heute nacht.«

»Hast du ihre Beschreibung?«

»Nein. Es war zu dunkel.«

Crozier geruhte endlich den Blick zu heben. »Vielleicht lügen sie.«

»Sie lügen nicht. Und sie waren auch nicht die Grabschänder.« Karim verstummte. Das Schweigen zog sich hin. »Sie hatten einen Augenzeugen, Kommissar«, sagte der Leutnant nach einer Weile und deutete mit dem Finger auf den Sitzenden. »Sie hatten einen Zeugen und haben mir nichts davon gesagt. ›Man‹ hat Sie daraufhingewiesen, daß die Skins sich heute nacht in der Nähe des Friedhofs herumgetrieben haben, und daraus schlossen Sie, daß sie die Schuldigen waren. Aber die Sache ist komplizierter. Und nachdem Sie mir Ihren Zeugen vorenthalten haben, den ich hätte befragen können, werde ich...« Crozier hob langsam eine beschwichtigende Hand. »Beruhig dich, Junge. Die Einheimischen in dieser Stadt haben Vertrauen zu den Alten wie mir. Den Alteingesessenen. Dir hätten sie nicht ein Zehntel dessen verraten, was sie mir aus freien Stücken anvertraut haben. Und ist das alles, was du aus den Neonazis rausgekriegt hast?«

Karim betrachtete stumm die Plakate zu Ehren der »Friedenshüter«. Auf den Eisenregalen funkelten die Pokale, die Crozier bei verschiedenen Schützenwettbewerben gewonnen hatte. »Außerdem haben die Skins gegen zwei Uhr morgens ein weißes Auto von dort wegfahren sehen. Auf der D 143«, sagte er schließlich.

»Was für ein Auto war das?«

»Ein Lada. Oder ein irgendein anderes östliches Fabrikat. Darauf muß man jemanden ansetzen. Autos dieser Sorte sind hierzulande nicht sehr häufig, und ...«

»Warum machst du's nicht selber?«

»Kommissar, Sie wissen, was ich will. Die Skins habe ich verhört, wie Sie's verlangt haben, und jetzt will ich mir die Gruft vornehmen.«

»Der Friedhofswächter sagt, du seist sowieso schon drin gewesen.« Karim ignorierte die Bemerkung. »Was hat die Spurensicherung rausgekriegt?« fragte er.

»Überhaupt nichts. Keinerlei Fingerabdrücke. Nicht der geringste Hinweis. Wir werden jetzt die nächste Umgebung durchkämmen. Falls es sich um Vandalen handelt, sind sie verdammt vorsichtig zu Werke gegangen.«

»Das waren keine Vandalen, das waren Profis. Jedenfalls wußten die Kerle sehr genau, wonach sie suchten. In dieser Gruft verbirgt sich ein Geheimnis, und das haben sie gelüftet. Haben Sie die Familie benachrichtigt? Was sagen die Eltern? Wären sie einverstanden, wenn wir ...«

Karim verstummte. Croziers rundes Gesicht verriet ein gewisses Unbehagen. Der Leutnant stützte beide Hände auf den Schreibtisch und wartete auf die Antwort des Kommissars. »Wir haben die Familie nicht gefunden«, murmelte Crozier. »In der Stadt gibt es niemanden dieses Namens. Auch nicht in den übrigen Gemeinden des Départements.«

»Die Beerdigung war erst 1982 – es wird doch noch irgendwelche Unterlagen darüber geben.«

»Im Augenblick haben wir gar nichts.«

»Keinen Totenschein?«

»Keinen Totenschein. Jedenfalls nicht in Sarzac.« Karims Miene erhellte sich. Er wandte sich ab und ging ein paar Schritte durch den Raum. »Da ist was faul mit diesem Grab, mit diesem Jungen. Da bin ich mir ganz sicher. Und irgendwie hängt es mit dem Einbruch in der Grundschule zusammen.«

»Karim, du hast zuviel Phantasie. Es gibt tausend mögliche

Erklärungen. Vielleicht ist der kleine Jude bei einem Autounfall umgekommen. Vielleicht war er in einer anderen Stadt im Krankenhaus und wurde hier beerdigt, weil es die zweckmäßigste Lösung war. Vielleicht lebt seine Mutter immer noch hier, hat aber nicht mehr denselben Namen. Vielleicht ...«

»Ich habe mit dem Friedhofswächter gesprochen. Dieses Grab ist bestens gepflegt, aber er hat dort nie jemanden gesehen.« Crozier gab keine Antwort. Er zog eine Schublade heraus und entnahm ihr eine Flasche Schnaps, der goldbraun leuchtete. Mit einer raschen Bewegung schenkte er ein kleines Glas voll, nicht mehr als einen Finger hoch.

»Wenn wir diese Familie nicht finden«, fuhr Karim fort, »kann man dann eine Genehmigung bekommen, um die Gruft zu betreten?«

»Nein.«

»Dann lassen Sie mich die Eltern suchen.«

»Und das weiße Auto? Die Suche nach Indizien rund um den Friedhof?«

»Fordern Sie Verstärkung an. Die Leute von der Spurensicherung werden das sehr gut machen. Geben Sie mir ein paar Stunden, Kommissar. Damit ich mich um diesen Teil der Ermittlung kümmern kann. Allein.«

Crozier hob Karim sein Glas entgegen. »Dir biete ich besser nichts an, oder?«

Karim schüttelte den Kopf. Crozier leerte sein Glas auf einen Zug und schnalzte mit der Zunge.

»Du hast bist achtzehn Uhr Zeit, dann will ich deinen schriftlichen Bericht sehen.« Ein Knarzen von Leder, und Abdouf war verschwunden.

Karim rief zunächst die Schulleiterin der Ecole Jean-Jaurès an, um zu hören, ob sie vom Schulamt Informationen über Jude Itéro bekommen habe. Sie habe dort angefragt, sagte sie, aber nichts in Erfahrung bringen können: Es gebe keine Akte, nicht einmal der Name sei erwähnt. In den Archiven des gesamten Départements sei nicht die Spur eines Hinweises auf die Existenz des Kindes zu finden. »Vielleicht folgen Sie einer falschen Fährte«, äußerte sie vorsichtig. »Vielleicht hat das Kind, das Sie suchen, nie in unserer Region gelebt?«

Karim legte auf und sah auf die Uhr. Vierzehn Uhr. Er gab sich genau zwei Stunden, um die Archive der übrigen Schulen und die Namenslisten der entsprechenden Altersstufen zu überprüfen.

In weniger als einer Stunde und fünfzehn Minuten hatte er seine Runde beendet, ohne eine Spur von Jude Itéro zu finden. Er kehrte noch einmal zur Ecole Jean-Jaurès zurück: Bei der Durchforstung all dieser Archive war ihm eine Idee gekommen.

Die großäugige Direktorin empfing ihn hektisch vor Aufregung. »Ich habe noch einmal für Sie Nachforschungen angestellt, Herr Leutnant.«

»Ich höre.«

»Ich habe die Namen und Adressen der Lehrer gesucht, die in der fraglichen Zeit hier unterrichtet haben.«

»Und?«

»Wir sind vom Pech verfolgt. Die frühere Schulleiterin ist inzwischen pensioniert.«

»In den Jahren einundachtzig und zweiundachtzig war der kleine Jude neun beziehungsweise zehn Jahre alt. Können wir nicht die Klassenlehrerinnen finden?«

Die Frau vertiefte sich in ihre Notizen. »Durchaus«, sagte sie nach einer Weile. »Zumal ein und dieselbe Lehrerin die dritte Klasse im Jahr einundachtzig und die vierte Klasse im darauffolgenden Jahr hatte. Es ist übrigens ziemlich häufig, daß die Kinder ihre Lehrer nur im Zweijahresrhythmus wechseln ...«

»Wo ist sie jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Sie hat am Ende des Schuljahrs einundachtzig/zweiundachtzig die Schule verlassen.« Karim brummte verdrießlich. Die Schulleiterin setzte eine feierliche Miene auf. »Ich habe mir ebenfalls Gedanken gemacht«, sagte sie. »Eines gibt es, was wir nicht überprüft haben.«

»Was?«

»Die Klassenfotos. Wissen Sie, wir bewahren von jedem Bild einen Abzug auf. Von allen Klassen.«

Karim biß sich auf die Lippe: Weshalb hatte er nicht selbst daran gedacht?

»Ich habe also in unserem Fotoarchiv nachgesehen. Die Abzüge der dritten und vierten Klasse, die Sie interessieren, wurden ebenfalls gestohlen. Es ist unfassbar ...«

Diese Eröffnung drang wie ein Lichtstrahl in Karims Bewußtsein. Er dachte an den leeren Bilderrahmen an der Grabsäule und begriff, daß man den kleinen Jungen »ausgelöscht«, seinen Namen und sein Gesicht beseitigt hatte. »Warum lächeln Sie?« fragte die Schulleiterin. »Entschuldigen Sie«, antwortete Karim. »Darauf habe ich schon viel zu lange gewartet. Jetzt habe ich endlich einen richtigen Fall, verstehen Sie?« Er schwieg einen Moment und konzentrierte sich. »Ich hatte auch noch eine Idee. Bewahren Sie die Klassenbücher früherer Jahre auf?«

»Die Klassenbücher?«

»Zu meiner Zeit gab es für jede Klasse eine Art Logbuch, in das sowohl die Namen der fehlenden Schüler als auch die Hausaufgaben für den nächsten Tag eingetragen wurden ...«

»Ja, das haben wir hier auch.«

»Bewahren Sie die Bücher auf?«

»Ja. Aber sie enthalten keine Namenslisten.«

»Ich weiß, nur die Namen der Abwesenden.« Die Miene der Schulleiterin hellte sich auf, und ihre Augen glänzten wie blanke Spiegel.

»Sie haben die Hoffnung, daß der kleine Jude hin und wieder einen Tag gefehlt hat?«

»Ich hoffe vor allem, daß die Einbrecher nicht dieselbe Idee hatten

wie ich.«

Noch einmal ging die Schulleiterin mit ihm ins Archiv und öffnete die Vitrine. Karim fuhr mit dem Finger die dunkelgrünen Rücken entlang und zog die Bücher der beiden fraglichen Jahre heraus. Eine Enttäuschung erwartete ihn: Nicht ein einziges Mal tauchte der Name Jude Itéro auf.

Daß er auf der falschen Fährte war, ließ sich wohl nicht länger leugnen: Entgegen seiner festen Überzeugung deutete nichts darauf hin, daß der Junge hier zur Schule gegangen war. Dennoch blätterte Karim in den Seiten und hoffte auf irgendein Detail, das ihm bestätigte, daß er doch nicht so falsch lag. Der Beweis sprang ihn in Form einer rundlichen Kinderschrift an, die oben rechts die Seiten nummeriert hatte: Einige Seiten fehlten. Karim schlug das Buch ganz auf und entdeckte an den Fäden der Bindung vielsagende Papierreste. Aus dem Klassenbuch der Vierten hatte jemand die Seiten vom 8. bis zum 15. Juni 1982 herausgerissen. Diese Daten waren wie eine Greifzange, mit der er ein Stück vom Nichts gepackt hielt, und auf den fehlenden Seiten glaubte er den Namen des Jungen förmlich sehen zu können, geschrieben in derselben runden Schrift ... »Holen Sie mir bitte ein Telefonbuch«, murmelte Karim. Wenige Minuten später rief Karim die gesamte Ärzteschaft von Sarzac an, mit klopfendem Herzen und einer einzigen Gewißheit: Jude Itéro hatte vom 8. bis zum 15. Juni 1982 gefehlt. Zweifellos weil er krank gewesen war.

Er befragte jeden Arzt, bat ihn, in seiner Kartei nachzusehen, und buchstabierte jedesmal den Namen des Kindes, aber keiner erinnerte sich. Karim fluchte. Er nahm sich die Nachbargemeinden vor: Cailhac, Thiermons, Value. Erst in Cambuse, einer kleinen Stadt dreißig Kilometer entfernt, antwortete ein Arzt in gleichmütigem Ton: »Jude Itéro. Ja, sicher, ich erinnere mich sehr gut.«

Karim traute seinen Ohren nicht. »Vierzehn Jahre, und Sie erinnern sich sehr gut?«

»Kommen Sie in meine Praxis. Ich werde es Ihnen erklären.«

Dr. Stéphane Macé war die modernisierte und elegantere Version des Landarztes alter Zeiten. Ätherische Gesichtszüge, lange, schmale blasse Hände, ein sichtlich teurer Anzug unter dem offenen weißen Kittel: das perfekte Exemplar eines aufmerksamen und verständnisvollen Arztes, gutbürgerlich und gebildet. Karim war dieser Arzt mit den höflichen Manieren auf Anhieb zuwider. Manchmal erschrak er regelrecht über diese Wut, die sich in Brocken von ihm abspaltete wie Eisberge in einem privaten Beringmeer.

Er setzte sich auf eine Stuhlkante, ohne seine Lederjacke abzulegen. Ein Schreibtisch aus poliertem Holz trennte die beiden Männer. Ein paar Dekorationsstücke, wahrscheinlich wertvoll, ein Computer, ein Arzneimittelverzeichnis ... Das Sprechzimmer des Arztes war streng, sachlich, gediegen. »Also, schießen Sie los, Herr Doktor«, forderte ihn Karim ohne weitere Vorrede auf.

»Könnten Sie mir vielleicht sagen, in welchem Rahmen Ihre Ermittlung ...«

»Nein.« Karim milderte seine Flegelhaftigkeit durch ein Lächeln. »Tut mir leid, aber das kann ich nicht.«

Der Arzt trommelte mit den Fingern auf der Kante seines Schreibtisches, dann stand er auf und begann, im Zimmer hin und her zu gehen. Dieser langhaarige Araber mit seiner bunten Mütze brachte ihn sichtlich aus der Fassung. Nach ihrem Telefongespräch hatte er mit einer seriöseren Erscheinung gerechnet. »Es war im Juni zweiundachtzig. Ein ganz normaler Krankenbesuch. Ich wurde zu einem kleinen Jungen gerufen, der hohes Fieber hatte ... Es war mein erster Notdienst, ich war achtundzwanzig und hatte die Praxis eben erst übernommen.«

»Erinnern Sie sich deshalb so gut an den Besuch?« Der Arzt lächelte. Ein Lächeln so breit wie eine Hängematte, das Karim endgültig in Wut versetzte.

»Nein. Sie werden gleich verstehen ... Ich hatte den Anruf über die Sammelzentrale erhalten und die Adresse aufgeschrieben, aber ich

konnte mir nichts darunter vorstellen. Wie sich herausstellte, war es ein kleines Haus in einer Steinwüste, fünfzehn Kilometer von hier ... Ich habe die Adresse noch ... ich gebe sie Ihnen nachher.« Karim nickte schweigend.

»Kurz und gut«, fuhr der Arzt fort, »ich kam zu einem heruntergekommenen Steinhäuschen, völlig isoliert gelegen. Es herrschte eine fürchterliche Hitze, in dem halbverdorrtten Gestrüpp rings ums Haus zirpten die Grillen ... Die Frau, die mir die Tür öffnete, machte einen sonderbaren Eindruck auf mich. Als wäre sie in dieser bauerlichen Umgebung völlig fehl am Platz ...«

»Inwiefern?«

»Ich weiß nicht. Im Wohnzimmer stand ein Klavier, und ...«

»Bauern haben schließlich mit Musik nichts im Sinn, wie?«

»Das habe ich nicht gesagt ...« Er verstummte. »Haben Sie etwas gegen mich?« fragte er.

Karim schaute auf. »Was spielt das für eine Rolle?« Der Arzt nickte mit verständnisvoller Miene, unbeirrt liebenswürdig. Sein Mund lächelte nach wie vor, doch in seinen Augen lag jetzt Besorgnis. Er hatte den geriffelten Griff der Glock 21 erblickt, der aus dem Holster ragte. Und Flecken auf dem ledernen Ärmel des Mannes, die vielleicht getrocknete Blutspuren waren. Er nahm seinen Gang durch das Zimmer wieder auf, zunehmend angespannt.

»Ich betrat das Zimmer des Kindes, und dort wurde mir die Sache definitiv befremdlich.«

»Warum?«

Der Arzt hob die Schultern. »Das Zimmer war leer. Kein einziges Spielzeug, kein Bild, nichts.«

»Wie sah der Junge aus?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie, Sie wissen es nicht?«

»Ich weiß es nicht. Das war das Merkwürdigste. Die Frau hatte mich in völliger Dunkelheit empfangen. Sämtliche Fensterläden waren geschlossen, im ganzen Haus gab es keine einzige Lichtquelle. Ich dachte zunächst, sie hatte das Haus wegen der Hitze abgedunkelt, aber dann sah ich, daß sämtliche Möbel mit Tüchern abgedeckt waren. Es war ... sehr rätselhaft.«

»Was hat sie gesagt?«

»Daß ihr Sohn krank sei. Daß er kein Licht vertragen könne.«

»Und Sie konnten ihn ganz normal untersuchen?«

»Ja. Im Halbdunkel.«

»Was hatte er?«

»Eine simple Angina. Übrigens erinnere ich mich ...« Der Arzt beugte sich vor und legte den Zeigefinger an die Lippen – eine pedantische, herablassende Geste, zweifellos dazu angetan, die Klientel zu beeindrucken. Doch Karim war nicht beeindruckt.

»Irgendwann habe ich begriffen ... In dem Augenblick, als ich das Laryngoskop und meine Stableuchte hervorholte, um die Kehle des Jungen zu untersuchen, packte mich die Frau am Handgelenk ... Mit einer Heftigkeit ... Sie wollte nicht, daß ich das Gesicht ihres Kindes sah.«

Karim schwieg. Er dachte an den leeren Bilderrahmen am Grab, an den Diebstahl der Klassenfotos und spürte ein Zucken im Bein.

»Heftig, sagten Sie. Was meinen Sie damit?«

»Ich sollte wohl eher von Kraft sprechen. Diese Frau war ... ungewöhnlich stark. Wobei man natürlich hinzufügen muß, daß sie auch ungewöhnlich groß war, über einsachtzig. Eine Riesin.«

»Und ihr Gesicht, haben Sie das gesehen?«

»Nein. Ich sage Ihnen doch: Das alles fand weitgehend im Dunkeln statt.«

»Und dann?«

»Habe ich ein Rezept ausgestellt und bin gegangen.«

»Wie verhielt sich die Frau? Ich meine, gegenüber ihrem Kind?«

»Sie schien sehr aufmerksam, rücksichtsvoll, und gleichzeitig distanziert ... Wenn ich jetzt darüber nachdenke ... dann war an diesem Krankenbesuch einiges sonderbar ...«

»Waren Sie später noch einmal dort?«

Der Arzt unterbrach seine Gänge durchs Zimmer und warf Karim einen ernsten Blick zu. Aus seinem Gesicht war alle Jovialität verschwunden, und der Polizist begriff auf einmal, weshalb Macé sich an diesen Krankenbesuch so gut erinnerte: Zwei Monate nach der Begegnung war der kleine Junge gestorben. Und das wußte der Arzt zweifellos.

»Kurz danach begannen die Schulferien« antwortete er, »und ... ja, Anfang September war ich noch einmal dort, aber die Familie war nicht mehr da. Ein ferner Nachbar sagte mir, sie seien fortgezogen ...«

»Fortgezogen? Hat Ihnen niemand gesagt, daß der Junge gestorben war?«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Nein. Die Nachbarn wußten nichts davon. Das erfuhr ich erst später, durch Zufall.«

»Wie?«

»Bei einer Beerdigung auf dem Friedhof von Sarzac habe ich das Grab gesehen.«

»Noch einer Ihrer Patienten?«

»Herr Inspektor, Sie werden allmählich unangenehm ...« Karim stand auf. Der Arzt wich zurück.

»Und seit damals«, sagte der Polizist, »fragen Sie sich, ob Sie an diesem Tag die Anzeichen eines ernsteren Leidens übersehen haben. Seit damals leben Sie mit diesem heimlichen Schuldgefühl. Aber Sie haben sicher Ihre eigenen Nachforschungen angestellt. Wissen Sie, wie der Junge gestorben ist?« Der Arzt schob einen Finger in den Hemdkragen und öffnete den obersten Knopf. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. »Nein. Es stimmt, ich ... ich habe mich tatsächlich erkundigt, aber nichts erfahren. Ich setzte mich mit meinen Kollegen in Verbindung, mit den Krankenhäusern der Umgebung. Nichts. Die Geschichte ließ mich nicht mehr los, verstehen Sie?« Karim wandte sich zum Gehen. »Und Sie wissen noch keineswegs alles.«

»Was meinen Sie?«

Der Arzt war weiß wie eine Kompresse. »Das werden Sie sehr bald selber erfahren«, gab Karim zurück. »Gott im Himmel, was habe ich Ihnen denn getan?«

»Nichts. Aber ich habe meine Jugend damit verbracht, Leuten wie Ihnen die Autos zu klauen ...«

»Wer sind Sie überhaupt? Wo kommen Sie her? Sie ... Sie haben mir nicht mal Ihren Dienstausweis gezeigt, ich werde mich beschweren ...«

Karim deutete ein Lächeln an. »Keine Sorge, das war nur ein

Scherz.«

Er trat in den Flur hinaus. Das Wartezimmer war zum Bersten gefüllt. Der Arzt ging ihm nach und hielt ihn auf.

»Warten Sie«, stieß er hastig hervor. »Gibt es irgend etwas, das Sie wissen und ich nicht? Ich meine ... über die Todesursache ...«

»Leider nein.«

Karim drehte den Türknauf, doch der Arzt hielt sie fest. Sein weißer Kittel flatterte wie ein Segel.

»Was geht da vor? Warum diese Untersuchung nach so vielen Jahren?«

»Heute nacht hat jemand das Grab des Jungen aufgesucht. Und ist in seiner Schule eingebrochen.«

»Und ... wissen Sie, wer?«

»Noch nicht«, erklärte der Leutnant. »Aber eines steht fest: Die Vorfälle heute nacht, das sind die Bäume, hinter denen sich der Wald verbirgt.«

20

Endlos fuhr er auf menschenleeren Straßen dahin. In dieser Gegend sahen die Nationalstraßen aus wie Landstraßen, und die Landstraßen waren schmale Feldwege. Unter einem blauen Himmel mit kleinen Flaumwölkchen erstreckten sich die Felder, weder bebaut noch beweidet. Hin und wieder ragten Felsnasen aus der Landschaft und blickten auf kleine Täler hinunter, die so einladend waren wie Bärenfallen. Wer dieses Département durchquerte, unternahm eine Reise in die Vergangenheit. In eine Zeit vor Erfindung des Ackerbaus.

Karim hatte sich zunächst auf den Weg zu dem kleinen Haus gemacht, in dem Jude mit seiner Familie gelebt hatte. Es existierte nicht mehr. An seiner Stelle fand er eine völlig zerfallene Ruine neben Felsblöcken, überwuchert von grauem Gestrüpp. Er hätte nun

das Grundbuchamt aufsuchen und nach dem Namen des Eigentümers fragen können, doch er zog es vor, nach Cahors zu fahren und sich mit Jean-Pierre Cau zu unterhalten, dem Hausfotografen der Schule, der die verschwundenen Abzüge entwickelt hatte.

Er hoffte, bei Cau die Negative der Klassenfotos zu finden, die ihn interessierten. Zwischen den namenlosen Gesichtern mußte auch Jude Itéro sein, und Karim empfand mittlerweile ein geradezu zwanghaftes Bedürfnis, dieses Gesicht zu sehen. Zwar gab es keinen Grund, weshalb er es erkennen sollte, doch er hoffte insgeheim auf ein Zeichen, einen Hinweis zwischen den Zeilen, irgendeine Ahnung beim Anblick der Abzüge. Gegen drei Uhr nachmittags parkte er seinen Wagen am Eingang der Fußgängerzone von Cahors. Steinernen Portale, schmiedeeiserne Balkone und Wasserspeier – die ganze hochmütige Schönheit eines historischen Stadtzentrums: genug, um bei Karim, dem Vorstadtkind, tiefen Abscheu zu erregen.

Er ging an den Häusern entlang und fand endlich den Laden von Jean-Pierre Cau, »Spezialist für Hochzeiten und Kindstaufen«. Der Fotograf war in seinem Studio im ersten Stock. Karim stieg die Treppe hinauf und gelangte in einen leeren, halbdunklen Raum. Nur mit Mühe erkannte er die Bilderrahmen an den Wänden, aus denen Paare im Sonntagsstaat herablächelten. Bürgerliches Glück auf Glanzpapier.

Karim bereute sofort die Woge der Verachtung, die ihn erfaßte. Wer war er denn, diese Leute zu verurteilen? Was hatte er statt dessen zu bieten, er, der Bulle im Exil, der nie unter den Wimpern junger Mädchen zu lesen verstanden hatte und alle Liebe, die in ihm steckte, in einen versteinerten Kern verwandelt hatte, geschützt vor fremden Blicken und jeglicher Wärme? Gefühle setzte er mit Selbsterniedrigung gleich, mit einer Verwundbarkeit, die er immer abgelehnt hatte, wie eine stolze Eidechse. Aber auf diesem Gebiet hatte er seit jeher durch zu großen Hochmut gesündigt. Und jetzt saß er in seinem einsamen Schneckenhaus und verdorrte zusehends.

»Wollen Sie heiraten?« Karim drehte sich zu der Stimme um.

Jean-Pierre Cau war grau und porös wie Bimsstein. Er trug einen ausladenden, zerzausten Backenbart, der vor Ungeduld zu beben schien und in auffälligem Gegensatz zu seinen müden Augen mit

dicken Tränensäcken stand.

Der Mann schaltete eine kleine, trübe Lampe ein. »Nein, Hochzeitsbilder wollen Sie nicht«, sagte er, während er Karim musterte.

Seine Stimme war belegt wie bei einem langjährigen Raucher. Er trat näher. Sein Blick hinter der Brille, unter den welken Lidern, schwankte zwischen Überdruß und Mißtrauen. Karim lächelte. Er hatte weder Auftrag noch Autorität in der Stadt: Diese Unterredung muß er sanft angehen.

»Mein Name ist Karim Abdouf«, erklärte er. »Ich bin Polizeileutnant, und brauche ein paar Informationen im Rahmen einer Ermittlung ...«

»Sind Sie aus Gabor?« fragte der Fotograf, eher neugierig als beunruhigt. »Aus Sarzac.«

»Haben Sie einen Ausweis oder so?«

Karim kramte in seiner Jackentasche nach seinem Dienstausweis und hielt ihn ihm hin. Der Fotograf prüfte ihn eine ganze Weile, und Karim seufzte. Er war sicher, daß der Mann noch nie einen Polizeiausweis aus der Nähe gesehen hatte, was ihn jedoch nicht daran hinderte, den Experten zu spielen. Mit verkniffenem Lächeln gab ihm Cau den Ausweis zurück. Waagrechte Falten furchten seine Stirn. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich bin auf der Suche nach Klassenfotos.«

»Von welcher Schule?«

»Jean-Jaurès, in Sarzac. Ich suche die Fotos der dritten und vierten Klasse aus den Jahren einundachtzig beziehungsweise zweiundachtzig, außerdem die Namenslisten der Schüler, falls sie zufällig bei den Fotos sein sollten. Bewahren Sie solche Unterlagen auf?«

Wieder lächelte der Mann. »Ich bewahre alles auf.«

»Darf ich einen Blick darauf werfen?« fragte der Polizist im freundlichsten Ton, den er aus der Tiefe seiner Kehle zutage zu fördern vermochte.

Cau deutete auf das Nebenzimmer, aus dessen angelehnter Tür ein Lichtstrahl ins Halbdunkel des Raumes fiel. »Kein Problem, kommen Sie mit.«

Das zweite Zimmer war größer als das Studio. Über einer langen Theke war eine komplizierte schwarze Maschine mit verstellbaren Apparaturen befestigt, und an den Wänden hingen großformatige Abzüge von Tauffeiern und Hochzeiten. Immer nur Weiß. Lächelnde Paare und Säuglinge.

Karim folgte dem Fotografen zu einem Aktenschrank mit zahlreichen Schubladen. Cau beugte sich nieder, las die Etiketten über den Metallgriffen, dann zog er eine schwere Lade heraus und blätterte in den Hängeordnern. »Jean-Jaurès, da haben wir's ja.«

Cau nahm einen Umschlag heraus, der mehrere Klarsichthüllen enthielt. Er sah eine nach der anderen an, dann begann er noch einmal von vorn. Seine Stirnfalten vervielfältigten sich. »Ein und dieselbe Klasse, sagten Sie – die dritte im Jahr einundachtzig und die vierte im Jahr zweiundachtzig?«

»Richtig«, antwortete Karim mit düsteren Vorahnungen. Die schweren Lider hoben sich erstaunt. »Merkwürdig ... Sie sind nicht da.«

Karim erbehte. Offensichtlich waren die Plünderer auf dieselbe Idee gekommen wie er. »Ist Ihnen nichts aufgefallen, als Sie heute morgen herkamen?« fragte er. »Was soll mir denn aufgefallen sein?«

»Daß jemand hier eingebrochen ist, zum Beispiel.« Cau brach in Gelächter aus und deutete auf die Infrarotsensoren in allen vier Ecken des Raums. »Wer hier einbricht, wird keine Freude haben, glauben Sie mir. Ich habe in meine Sicherheit einiges investiert ...«

Karim lächelte schief und schlug vor: »Sehen wir trotzdem nach. Ich kenne ein paar Leute, die mit Ihrem System nicht mehr Mühe hätten als mit einem Vorhängeschloß. Ihre Negative bewahren Sie auf, oder?«

Caus Ausdruck veränderte sich. »Meine Negative? Wieso?«

»Vielleicht haben Sie noch die Fotos, die mich interessieren ...«

»Nein. Tut mir leid, das ist vertraulich ...«

Karim betrachtete die pochende Halsschlagader des Fotografen. Es war an der Zeit, andere Saiten aufzuziehen. »Deine Negative, Alter. Sonst verliere ich die Geduld.« Der Mann sah Karims Blick, zögerte kurz, dann nickte er und ging zu einem anderen Möbel, einem Rollschrank, der abgesperrt war. Cau schloß ihn mit fahrigen Gesten

auf und zog eine Lade heraus. Karim stellte sich vor ihn und stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Schublade. Je länger die Sache dauerte, desto deutlicher spürte, daß der Mann von einer unerklärlichen Unruhe und Angst ergriffen wurde. Als hätte sich Cau im Zuge seiner Suche plötzlich an ein besonderes Detail erinnert, einen Vorfall, der ihm die Seelenruhe raubte.

Von neuem begann der Fotograf in Umschlägen zu kramen. Sekunden vergingen. Schließlich blickte er auf. In seinem Gesicht zuckte ein Muskel.

»Ich ... Nein, wirklich, ich habe auch keine Negative.« Karim stieß heftig die Schublade zurück und klemmte dem Fotografen beide Hände ein. Cau brüllte auf und befreite sich. In puncto Sanftheit hatte Karim noch einiges zu lernen. Er packte den Mann an der Gurgel und schüttelte ihn, aber sein Tonfall war nach wie vor ruhig.

»Sei vernünftig, Cau. Hat man bei dir eingebrochen oder nicht?«

»N ... nein ... Ich schwöre Ihnen ...«

»Also, was hast du dann mit deinen Scheißbildern gemacht?«

»Ich ... ich hab' sie verkauft ...«, stotterte Cau.

Wie vom Donner gerührt ließ Karim ihn los. Ächzend massierte sich der Mann die Handgelenke.

»Verkauft? ... Wann denn?« murmelte Karim vor sich hin. »Meine Güte«, antwortete der Mann. »Das ist eine alte Geschichte ... Ich kann mit meinen Fotos machen, was ich ...«

»Wann hast du sie verkauft?«

»Weiß ich nicht mehr ... Vor ungefähr fünfzehn Jahren ...« Karim stolperte von einer Verblüffung in die nächste. Er stieß Cau gegen den Schrank und hielt ihn fest, Klarsichthüllen sausten zu Boden.

»Erzähl von Anfang an. Denn bis jetzt ist das alles ziemlich wirr.« Cau verzog das Gesicht. »Es war im Sommer, eine Frau kam eines Abends zu mir ... Sie wollte die Fotos ... Dieselben wie Sie ... Jetzt fällt es mir wieder ein ...«

Diese Neuigkeiten brachten Karims bisherige Überzeugungen zu Fall. Also hatte bereits 1982 jemand die Fotos des kleinen Jungen gesucht.

»Hat sie von Jude gesprochen? Jude Itéro? Hat sie dir diesen

Namen genannt?«

»Nein. Sie wollte bloß die Fotos und die Negative.«

»Hat sich dich bezahlt?« Der Mann nickte. »Wieviel?«

»Zwanzigtausend Francs ... Damals ein Vermögen ... für ein paar Fotos von Kindern ...«

»Warum wollte sie die Fotos haben?«

»Weiß ich nicht. Ich hab sie nicht gefragt.«

»Du hast die Fotos doch selber aufgenommen und entwickelt ... War ein Kind dabei, das irgendwas Auffälliges im Gesicht hatte? Etwas, das man vielleicht lieber verheimlicht?«

»Nein. Mir ist nichts aufgefallen ... Ich weiß nicht ... Ich erinnere mich nicht.«

»Und die Frau? Wie sah sie aus? Eine große, kräftige Frau? War es seine Mutter?«

Der Fotograf hörte auf zu zittern und brach in ein unerwartetes Gelächter aus, das üble Gerüche aus der Tiefe zutage förderte.

»Mit Sicherheit nicht«, stieß er lachend zwischen den Zähnen hervor.

Karim packte ihn mit beiden Fäusten und schleuderte ihn gegen den Aktenschrank.

»Wieso?«

Cau verdrehte die Augen unter seinen faltigen Lidern. »Es war eine Nonne. Eine verdammte katholische Nonne!«

21

In Sarzac gab es drei Kirchen. Die eine wurde gerade renoviert, die zweite stand unter der Obhut eines alten Priesters, dessen Tage gezählt waren, und die dritte leitete ein junger Pfarrer, über den die übelsten Gerüchte im Umlauf waren. Er und seine Mutter, hieß es, seien große Säufer vor dem Herrn und zerfleischten sich gegenseitig in der Abgeschiedenheit des Pfarrhauses. Lieutenant Abdouf, der

sämtliche Einwohner von Sarzac pauschal verabscheute und mehr noch ihre Lust an Gerüchten, mußte jedoch einräumen, daß die bösen Zungen dieses eine Mal recht hatten: Er war selbst einmal als Verstärkung gerufen worden, um Mutter und Sohn, die sich eine apokalyptische Schlägerei lieferten, voneinander zu trennen.

Diesen Pfarrer hatte sich Karim als Informationsquelle ausgesucht.

Mit einer scharfen Bremsung fuhr er vor dem Pfarrhaus vor, einem einstöckigen Betongebäude ohne jede Eleganz, in unmittelbarer Nachbarschaft der Kirche mit ihren asymmetrischen Fenstern. »Meine Pfarrei« stand auf einem kleinen Schild. Dornengestrüpp und Brennesseln machten sich gegenseitig den Zugang zum Haus streitig. Er läutete. Minuten vergingen. Schließlich hörte Karim drinnen gedämpftes Geschrei und fluchte innerlich: Das war das Letzte, was er brauchte. Endlich wurde die Tür geöffnet.

Karim hatte den Eindruck, vor den Überresten eines Schiffbruchs zu stehen. Der Pfarrer verbreitete einen intensiven Alkoholdunst, in seinem ausgezehrtten Gesicht wucherte ein unregelmäßiger Bart, und darüber sträubten sich die Haare, die wie mit Asche bestäubt wirkten. Seine Augen waren gelb, der Hemdkragen ausgefranst, und auf seiner Brust prangten Flecken. Als Pfarrer war dieser Mann am Ende, ausgelaugt, sein Verstand schnapsumwölkt. Seine geistliche Laufbahn hatte nicht länger gedauert, als das brennende Weihrauchfaß seinen eindringlichen Duft verströmt.

»Was wünschen Sie, mein Sohn?« Die Stimme war rau, aber fest. »Karim Abdouf von der Polizei. Wir kennen uns.« Der Mann rückte seinen angegrauten Kragen zurecht. »Ach ja, das scheint mir auch so ...« Er warf einen gequälten Blick nach beiden Seiten. »Haben die Nachbarn Sie gerufen?« Karim lächelte. »Nein. Ich ermittle in einem Fall und brauche dabei Ihre Hilfe.«

»Ach so? Na, dann kommen Sie herein.«

Karim betrat das Haus, und sogleich blieben seine Sohlen am Fußboden haften und lösten sich nur zögerlich, mit kleinen schmatzenden Geräuschen. Er blickte zu Boden und sah glänzende Spuren, die sich über das Linoleum zogen. »Das ist meine Mutter«, schnaubte der Pfarrer, dem sein Blick nicht entgangen war. »Sie rührt keinen Finger mehr, aber macht alles schmutzig mit ihrer

Marmelade.« Er fuhr sich durch die zerzausten Haare. »Verrückt, sie ißt nichts anderes mehr.« Die Inneneinrichtung des Hauses war chaotisch und trostlos. Dekorationsfolien verschiedener Art, schief geklebt, imitierten Holz, Keramik, Stoff. Durch eine offene Tür erblickte er die Karikatur eines Wohnzimmers, in dem handgeschnittene Quader aus gelbem Schaumstoff, garniert mit unpassenden Sofakissen, als Polstermöbel fungierten. Auf dem Boden lagen in einem Häufchen verschiedene Gartengeräte. Gegenüber öffnete sich ein anderes Zimmer, in dem ein Resopaltisch mit schmutzigem Geschirr und ein ungemachtes Bett standen.

Der Pfarrer schwenkte nach rechts ins Wohnzimmer, stolperte, fing sich wieder. »Genehmigen Sie sich ruhig ein Glas«, sagte Karim. »Dann sparen wir Zeit.«

Der Pfarrer drehte sich um und starrte ihn feindselig an. »Schauen Sie sich doch selber an. Sie sehen auch aus, als wären Sie nicht in der besten Verfassung.«

Karim schluckte. Seit dem Kraftakt im Studio des Fotografen war er ein wenig aus der Fassung geraten und stand noch immer unter dem Eindruck seiner jüngsten Erkenntnisse. Und nach seiner durchwachten Nacht dröhnte ihm der Kopf, in der Brust spürte er Hammerschläge. Mechanisch fuhr er sich mit dem Ärmel über das Gesicht, wie ein kleiner rotznasiger Junge. Der Pfarrer schenkte sich ein Glas voll.

»Möchten Sie auch was?« fragte er mit einem unangenehmen Lächeln.

»Ich trinke nicht.«

Der Geistliche nahm einen Schluck, und sein ausgemergeltes Gesicht färbte sich rot. Seine fiebrigen Augen funkelten schwefelgelb. Er stieß ein spöttisches Gelächter aus. »Der Islam, wie?«

»Nein. Ich bin im Dienst und will einen klaren Kopf behalten, das ist alles.«

Der Pfarrer prostete ihm zu: »Also dann, auf Ihren Dienst.« Draußen im Flur schlurfte die Mutter hin und her, eine verwahrloste, alterskrumme Erscheinung, die einen Topf Marmelade an die Brust gepreßt hielt. Karim dachte an die aufgebrochene Gruft, an die

Skinheads, die Nonne, die zu einem absurden Preis alte Klassenfotos kaufte, und nun diese beiden Geisterbahngestalten. Er hatte eine Büchse der Pandora geöffnet, aus der ständig neue Alpträume quollen.

Der Pfarrer folgte der Richtung seines Blicks. »Achten Sie nicht auf sie, mein Sohn«, sagte er und ließ sich auf einem Schaumstoffkissen nieder. »Also, ich höre.«

Karim hob sacht die Hand. »Nur eins vorweg. Nennen Sie mich bitte nicht ›mein Sohn‹.«

»Da haben Sie recht«, gab der Pfarrer grinsend zurück. »Schlechte Angewohnheit – eine Berufskrankheit.«

Mit ironischer Geste nahm er wieder einen tüchtigen Schluck und fand zu einer abgeklärteren Haltung zurück. »Was für einen Fall bearbeiten Sie denn?« fragte er.

Mit Befriedigung nahm Karim zur Kenntnis, daß der Pfarrer über die Grabschändung noch nicht auf dem laufenden war. Crozier hatte es also geschafft, keine Informationen nach außen dringen zu lassen.

»Es tut mir leid, aber darüber darf ich nichts sagen. Nur soviel: Ich bin auf der Suche nach einem Kloster. In der Nähe von Sarzac und Cahors, oder auch sonst irgendwo in der Umgebung. Dabei können Sie mir sicher helfen.«

»Wissen Sie, welcher Kongregation es angehört?«

»Nein.«

Der Pfarrer schenkte sich ein zweites Mal ein. Dickflüssig kreiste der Likör in dem kleinen Glas.

»Es gibt hier mehrere Klöster.« Wieder grinste er. »Offensichtlich lädt unsere Region zur Andacht ein ...«

»Wie viele?«

»Ungefähr zehn allein in diesem Département.« Karim überschlug im Geist, wieviel Zeit es ihn kosten würde, sämtliche Klöster abzuklappen, die zweifellos über die ganze Region verteilt waren: mindestens einen ganzen Tag. Es war aber bereits vier Uhr nachmittags, und er hatte nur noch zwei Stunden. Das führte zu nichts.

Der Pfarrer war aufgestanden und kramte in einem Schrank. »Ah, da ist es ja.« Er blätterte in einer Art Adreßbuch mit hauchdünnen

Seiten, während die Mutter ins Zimmer trottete und geradewegs auf die Flasche zusteuerte. Ohne einen Blick auf Karim schenkte sie sich ein Glas voll. Sie hatte nur Augen für ihren Sohn – haßerfüllte Vogelaugen, die mechanisch hin- und herschossen. »Laß uns allein, Maman«, befahl der Priester, ohne aufzuschauen. Die Frau antwortete nicht. Mit beiden Händen hielt sie ihr Glas umklammert. Gelenke wie Hühnerknöchelchen. Auf einmal erfaßte ihr Blick den Fremden. Sie starrte ihn an. »Wer sind Sie?« fragte sie in säuerlichem Ton. »Laß uns in Ruhe.« Der Pfarrer wandte sich zu Karim. »Hier. Ich habe Ihnen die zehn Klöster herausgesucht, wenn Sie sich's aufschreiben wollen ... Aber sie sind ziemlich weit voneinander entfernt ...«

Karim nahm ihm das Buch aus der Hand und überflog die markierten Seiten. Die Namen der Dörfer waren ihm vage bekannt. Er zog sein Notizbuch hervor und schrieb sich sorgfältig die Adressen auf.

»Wer sind Sie?« beharrte die Mutter.

»Geh' in dein Zimmer zurück, Maman!« schrie der Priester. Er trat auf Karim zu. »Was suchen Sie eigentlich? Vielleicht kann ich Ihnen ja helfen ...«

»Eine Nonne«, antwortete Karim. »Eine Nonne, die sich für Fotos interessiert.«

»Was für Fotos?« stieß der Pfarrer hervor, und Karim nahm einen Anflug von Interesse in seinem Blick wahr. »Kommt Ihnen das bekannt vor?« fragte er argwöhnisch. Der Mann kratzte sich den Kopf. »Ich ... Nein.«

»Wie alt sind Sie?« fragte Karim. »Wieso? ... Fünfundzwanzig.«

Die Mutter schenkte sich ihr Glas wieder voll und spitzte die Ohren.

»Sind Sie in Sarzac geboren?« fragte Karim weiter. »Ja.«

»Und hier zur Schule gegangen?«

»Nur in die Grundschule. Danach kam ich ins ...«

»In welche Schule? Jean-Jaurès?«

»Ja, aber ...«

Die Erkenntnis überfiel ihn jäh. »Sie war hier.«

»Was? Wer?«

»Die Nonne. Die Nonne, die ich suche ... Sie war hier, um Ihnen Ihre alten Klassenfotos abzukufen. Meine Güte. Sie hat wirklich sämtliche Fotos eingesammelt, die noch in irgendwelchen Häusern herumlagen. Waren Sie in derselben Klasse wie Jude Itéro? Sagt Ihnen der Name etwas?«

Der Priester erbleichte. »Ich ... ich verstehe nicht, wovon Sie reden.«

Schriell erhob sich die Stimme der Mutter: »Was ist das für eine Geschichte?«

Karim fuhr sich mit den Händen übers Gesicht, wie um eine neue Seite aufzuschlagen.

»Gut, ich fange von Anfang an. Wenn Sie ganz normal die Schule besucht haben, dann waren Sie 1982 in der vierten Klasse, oder?«

»Aber das war vor fünfzehn Jahren!«

»Und 1981 in der dritten.«

Der Pfarrer versteifte sich, und seine Finger umklammerten knackend die Lehne eines Stuhls. Trotz seines jugendlichen Alters ähnelten seine Hände denen seiner Mutter. Bereits gealtert und überzogen von einem Geflecht bläulicher Adern. »Ja, das ... das könnte hinkommen ...«

»Also hatten Sie einen Mitschüler, der Itéro hieß. Jude Itéro. Das ist kein gebräuchlicher Name. Denken Sie nach. Es ist sehr wichtig für mich.«

»Nein, offengestanden, ich ...« Karim trat einen Schritt auf ihn zu.

»Aber Sie erinnern sich an eine Nonne, die nach Klassenfotos gesucht hat, nicht wahr?«

»Ich ...«

Die Mutter versäumte kein Wort. »Du Drecksker!«, kreischte sie, »stimmt das, was dieser Araber erzählt?«

Sie drehte sich um und trippelte zur Tür. Karim nutzte die Gelegenheit, packte den Pfarrer bei den Schultern und flüsterte ihm ins Ohr: »Los, erzählen Sie schon. Verdammte Scheiße, spucken Sie« aus, was Sie wissen!«

Der Pfarrer sackte auf einem Schaumstoffkissen zusammen. »Ich hab nie wirklich verstanden, was an dem Abend passiert ist ...«, murmelte er dumpf.

Karim kauerte sich neben ihn, und der Priester fuhr fort: »An einem Abend im Sommer ist sie gekommen.«

»Im Juli zweiundachtzig?«

Der Priester nickte. »Sie stand plötzlich vor unserer Tür ... Es war fürchterlich heiß ... die ganze aufgestaute Hitze des Tages ... Ich weiß nicht, warum, jedenfalls war ich allein ... Ich machte auf ... Herrgott, bin ich erschrocken ... Ich war knapp zehn, und diese Nonne mit ihrem schwarz-weißen Schleier stand im Halbdunkel vor mir wie eine Erscheinung ...«

»Was hat sie gesagt?«

»Zuerst fragte sie mich nach der Schule, nach meinen Noten, meinen Lieblingsfächern. Eine sehr sanfte Stimme hatte sie ... Dann wollte sie meine Mitschüler sehen ...« Der Priester wischte sich über das schweißfeuchte Gesicht. »Ich hab' ihr mein Klassenfoto gebracht ... Die ganze Klasse war drauf ... Wissen Sie, ich war sehr stolz, ihr meine Freunde zu zeigen. Erst dann habe ich begriffen, daß sie etwas Bestimmtes wollte. Sie sah sich das Bild sehr lang an und fragte, ob sie es behalten dürfe ... Um ein Andenken zu haben, sagte sie ...«

»Wollte sie noch weitere Fotos sehen?«

Der Priester nickte, und seine Stimme sank zu einem Flüstern herab: »Sie wollte auch das Foto vom Jahr zuvor sehen, von der dritten Klasse.«

Karim zweifelte nicht mehr: Selbst er wenn in den Häusern aller damaligen Grundschüler nachfragte, würde niemand mehr die Klassenfotos dieser beiden Jahrgangsstufen besitzen. Was für eine absurde Geschichte: Wie kam eine Nonne auf die Idee, sämtliche Fotos einer Klasse, mit der sie nichts zu tun hatte, an sich zu raffen? Karim hatte das Gefühl, in einem steinernen Labyrinth festzustecken, in dem völlige Dunkelheit herrschte. In der Türöffnung tauchte die Mutter wieder auf. Sie hielt eine abgegriffene Schuhschachtel an die Brust gedrückt. »Du Schuft«, krächzte sie. »Hast unsere Fotos hergegeben. Deine Klassenfotos. Wo du so nett warst, so süß ...«

»Sei still, Mama!« Der Priester starrte Karim an. »Ich fühlte mich schon damals berufen, verstehen Sie? Ich war wie hypnotisiert von dieser großen Frau ...«

»Groß? War sie groß?«

»Ich weiß nicht ... ich war ja erst zehn ... Aber ich seh' sie noch vor mir mit ihrem schwarzen Schleier ... Sie hatte eine so friedliche Stimme ... Sie wollte die Fotos haben, und ich habe sie ihr selbstverständlich gegeben. Ich sah darin ein Zeichen ... ich ...«

»Schuft!«

Karim warf einen Blick auf die zornfunkelnde Mutter, dann wieder auf den Sohn und erkannte, daß der Pfarrer im Begriff war, in nostalgischen Erinnerungen zu versinken. Er schlug seinen gutmütigsten Tonfall an: »Hat sie Ihnen denn gesagt, warum sie die Bilder wollte?«

»Nein.«

»Hat sie von Jude gesprochen?«

»Nein.«

»Hat sie Ihnen Geld gegeben?«

Der Pfarrer verzog das Gesicht. »Aber nein! Sie hat mich um die beiden Fotos gebeten, das war alles! Herr im Himmel ... ich ... hielt diesen Besuch für ein Zeichen, verstehen Sie? Eine von Gott gesandte Anerkennung!« Er schluchzte.

»Damals wußte ich noch nicht, daß ich ein Versager bin. Ein versoffener Kerl, der zu nichts gut ist. Der Sohn dieser ... Wie soll man etwas geben, was man selber nicht hat?« rief er flehentlich, rappelte sich auf und packte Karims Lederjacke.

»Wie das Licht bringen, wenn ich wandere in finsterem Tal? Wie?«

Die Mutter ließ die Schachtel fallen, Fotos breiteten sich über den Boden. Mit ausgestreckten Krallen stürzte sie sich auf ihren Sohn und schlug auf ihn ein, auf den Rücken, die Schultern, mit kleinen hämmernden Fäusten. »Schuft! Schuft! Schuft!« schrie sie. Entsetzt wich Karim zurück. In diesem Zimmer brodelte der Wahnsinn, und er wollte nur noch fort, ehe er selbst den Verstand verlor. Doch er hatte noch nicht alle Antworten, die er brauchte. Er schob die Frau beiseite und beugte sich über den Pfarrer, der wieder auf dem Schaumstoff zusammengesackt war. »In zwei Sekunden bin ich weg, dann ist alles vorbei. Sie haben die Nonne wiedergesehen, stimmt's?« Der Mann nickte schluchzend. »Wie heißt sie?«

Der Pfarrer schniefte, während seine Mutter im Zimmer auf und ab lief und unverständliche Worte vor sich hinmurmelte. »Wie heißt sie?«

»Schwester Andrée.«

»Welches Kloster?«

»Saint-Jean-de-la-Croix. Die Karmeliterinnen.«

»Wo ist das?«

Der Mann vergrub das Gesicht in den Händen. Karim packte ihn unter den Achseln und zerrte ihn auf die Beine. »Wo ist das?«

»Zwischen Sète und dem Cap d'Agde, nahe am Meer. Ich besuche sie manchmal, wenn mich der Zweifel überkommt. Sie ist meine Zuflucht, verstehen Sie? Eine große Hilfe ... Ich ...« Die Tür schlug zu. Karim lief zu seinem Wagen.

V

22

Der Himmel hatte sich wieder verfinstert. Wie eine ungeheure schwarze Welle, erstarrt zwischen steinernen Flanken, ragte der Grand Pic de Belledonne in die Wolken. Seine Hänge, die von winzigen stacheligen Bäumen gespickt waren, schienen sich in der Höhe in dunstigem Weiß aufzulösen. Die Kabel der Seilbahn spannten sich wie dünne Drähte senkrecht über den Schnee. »Ich denke, der Mörder war mit Rémy Caillois, als er noch am Leben war, dort oben auf dem Gipfel.« Niémans lächelte. »Ich denke, sie sind mit der Seilbahn gefahren. Ein erfahrener Alpinist kann die Bahn zu jeder Tages- oder Nachtzeit ohne weiteres in Betrieb setzen.«

»Warum sind Sie sich da so sicher?« fragte Fanny Ferreira. Wunderschön war die junge Geologieprofessorin: Ihr Gesicht im Kragen der Sturmkapuze strahlte von überwältigender Frische und Jugend, wie ein Ruf der Zeit. Um ihre Schläfen tanzten dunkle Locken, und ihre Augen funkelten hell über der schattigen Haut. Niémans empfand ein wildes Verlangen, in dieses Fleisch zu beißen, das pure Lebenslust atmete. »Wir haben inzwischen den Beweis, daß die Leiche im Gletschereis auf einem dieser Berge gelegen hat«, antwortete er. »Mein Instinkt sagt mir, daß der Berg der Grand Pic ist und das Eis vom Vallernes-Gletscher stammt. Weil das der Hausberg der Stadt ist und der Aufstieg gleich hinter der Universität beginnt. Weil dieser Gletscher den Fluß speist, der am Campus vorbeifließt. Ich denke, der Mörder ist anschließend mit einem Kajak oder ähnlichen Gefährt und seinem Opfer an Bord durch den Wildbach ins Tal abgefahren. Erst dann hat er die Leiche in die Felsnische gehievt, damit jemand sie als Spiegelbild im Fluß entdeckt ...« Fanny sah sich entnervt um. Zwischen den Gondeln der Seilbahn schwärmten Gendarmen hin und her, uniformiert und bewaffnet, und die Atmosphäre war gespannt. Mit verdrossener Miene sagte sie: »Das

erklärt immer noch nicht, was ich hier zu suchen habe.«

Der Kommissar lächelte. Die Wolken wälzten sich schwer über den Himmel wie ein Leichenzug, der angetreten ist, die Sonne zu begraben. Auch Niémans war inzwischen der Umgebung entsprechend gekleidet und trug eine Goretex-Jacke und eine wasserdichte Kevlar-Hose, an den Knöcheln über den Bergstiefeln geknöpft.

»Ganz einfach: Ich will dort hinauf und nach Indizien suchen. Und ich brauche eine Führerin.«

»Wie bitte?«

»Ich werde den Vallernes-Gletscher überfliegen, bis ich irgendeinen Hinweis finde. Und dabei brauche ich einen Experten – selbstverständlich habe ich sofort an Sie gedacht.« Wieder lächelte Niémans. »Schließlich kennen Sie diesen Berg auswendig – Ihre Worte.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage.«

»Seien Sie vernünftig. Ich kann Sie als Zeugin zu einem Ortstermin vorladen. Oder ich kann Sie ganz einfach als meine Führerin anfordern. Man hat mir gesagt, Sie seien eine staatlich geprüfte Bergführerin. Also machen Sie keine Umstände. Wir werden lediglich mit dem Hubschrauber den Kessel dort überfliegen und den Gletscher absuchen, und dann klettern wir noch ein wenig. Das dauert allenfalls ein paar Stunden.« Niémans gab den wartenden Gendarmen ein Zeichen, die daraufhin prall gefüllte wasserdichte Rucksäcke in einigen Metern Entfernung auf der Böschung abstellten.

»Ich habe die nötige Ausrüstung für die Expedition heraufbringen lassen. Wenn Sie sich vergewissern wollen, ob ...«

»Ich denke überhaupt nicht daran! Wieso ausgerechnet ich?« beharrte sie, sturer als ein Rhinoceros. »Jeder beliebige Gendarm kann das machen ...« Sie deutete auf die Männer, die sich hinter ihr zu schaffen machen. »Sie sind doch für die Bergrettung zuständig, wissen Sie das nicht?«

Niémans beugte sich zu ihr. »Na gut, Ihre Gesellschaft ist mir lieber. Sagen wir, ich bin dabei, Sie anzubaggern.« Fanny warf ihm einen bitterbösen Blick zu. »Herr Kommissar, vor weniger als

vierundzwanzig Stunden habe ich eine Leiche in einer Felswand entdeckt. Ich habe mehrere Verhöre über mich ergehen lassen und ziemlich viel Zeit auf dem Polizeirevier vergeudet. An Ihrer Stelle würde ich mir diese machohaften Unverschämtheiten verkneifen!« Niémans betrachtete sie entzückt. Trotz des Mordes, trotz der morbiden Stimmung war er höchst empfänglich für den Charme dieser muskulösen und wilden Frau.

Fanny verschränkte die Arme und wiederholte: »Also noch einmal: Warum ich?«

Niémans hob einen abgestorbenen Zweig voller grüner Flechten vom Boden auf und prüfte mit nervösen Händen seine Biegsamkeit. »Weil Sie Geologin sind – Glaziologin sogar«, sagte er schließlich.

Fanny runzelte die Stirn. Ihre Miene hatte sich verändert. »Laut Analyse«, erklärte Niémans, »stammt das Wasser, das wir an der Leiche gefunden haben, aus den sechziger Jahren. Es enthält die Spuren von Schadstoffen, die heute nicht mehr ungefiltert in die Atmosphäre entlassen werden. Die Rückstände eines Niederschlags, der vor mehr als fünfunddreißig Jahren als Regen oder Schnee über dieser Region gefallen ist. Sie verstehen, was das bedeutet, nicht wahr?«

Die junge Frau schien neugierig geworden, doch sie gab keine Antwort. Niémans kauerte sich nieder und zeichnete mit seinem Holzstöckchen übereinanderliegende Linien auf den Boden. »Ich habe mich erkundigt. Auf der Kuppe der höchsten Gletscher, wo kein Abschmelzen und Verdunsten mehr stattfindet, bilden die Niederschläge jedes Jahres ein Firnschneefeld von etwa zwanzig Zentimetern Dicke, und durch den Druck neuer Schneefälle und durch Zusammensintern komprimiert sich der Firnschnee zu Gletschereis.« Er deutete auf die verschiedenen Schichten seiner Zeichnung. »Solange nicht der ganze Gletscher schmilzt, werden diese Schichten für immer konserviert, wie in einem kristallinen Archiv. Das Wasser aus der Vergangenheit, das wir bei der Leiche gefunden haben, muß also von einem der Gletscher in der Umgebung stammen.« Er hob den Kopf und sah Fanny an.

»Ich möchte ins Eis eindringen, Fanny, bis hinunter zu den Niederschlägen aus dieser Zeit. Denn dort hat der Mörder sein Opfer

beseitigt. Oder hat es dort hingebracht, ich weiß nicht. Und zu dem Zweck brauche ich einen Wissenschaftler, der etwas vom Aufbau eines Gletschers versteht und die entsprechenden Spalten finden kann, und einen Bergführer, der mit mir zu den tieferen Schichten hinunterklettert. Sie sind beides in einer Person.« Fanny hatte sich ebenfalls niedergekauert und betrachtete die Zeichnung in der lockeren Erde. Es herrschte ein diffuses, mineralisch graues Licht, und die Augen der jungen Frau glitzerten wie Schneesterne. Was sie dachte, war unmöglich zu erraten. »Und wenn es eine Falle ist?« murmelte sie. »Wenn der Mörder nur Eisbrocken mitgenommen hat, um Sie auf den Gletscher zu locken? Die Schichten, von denen Sie sprechen, liegen in über dreitausendfünfhundert Metern Höhe. Das ist nicht einfach ein Spaziergang. Dort oben sind Sie exponiert und anfällig ...«

»Daran habe ich gedacht«, räumte Niémans ein. »Aber in diesem Fall wäre es eine Botschaft. Es würde bedeuten, daß der Mörder uns absichtlich dort hinaufschicken will. Dann gehen wir eben hinauf. Kennen Sie denn Spalten im Vallernes-Gletscher, durch die wir die tieferen Eisschichten erreichen können?« Fanny nickte.

»Wie viele gibt es davon?« fragte Niémans. »Im Vallernes-Gletscher fällt mir nur eine einzige Spalte ein, die besonders breit und tief ist.«

»Sehr gut. Besteht denn eine Chance, daß wir beide dort hinuntersteigen?«

In dem Moment wurde ein ohrenbetäubendes Knattern laut, und aus dem Himmel senkte sich ein Hubschrauber herab. Das Tuckern der Rotorblätter kam näher, in wenigen Metern Entfernung begannen die Gräser heftige Wellen zu schlagen, die Wasseroberfläche kräuselte sich, und der Helikopter setzte auf dem Boden auf.

»Haben wir eine Chance, Fanny?« fragte Niémans noch einmal. Sie warf einen Blick auf die donnernde Maschine und fuhr sich mit der Hand durch die Locken. Ihr leicht geneigtes Profil ließ Niémans erbeben. Sie lächelte. »Sie werden sich anseilen müssen, Herr Polizist.«

Vom Himmel aus gesehen, teilten sich Erde, Felsen und Bäume das Gebiet in einer Aufeinanderfolge von Gipfeln und Tälern, leuchtenden Kuppen und tiefdunklen Einschnitten. Während der Helikopter die Landschaft überflog und immer höher stieg, beobachtete Niémans dieses Wechselspiel mit dem entzückten Staunen des allerersten Mals, bewunderte die dunkelgrünen Stachelfelder der Wälder, die Geröllhalden und Moränen, die schwindelerregenden Felsformationen. Er hatte das Gefühl, in diesen einsamen Horizonten eine tiefere Wahrheit des Planeten zu erfassen, die sich unversehens dem Auge offenbarte, gewalttätig und unbestechlich, – eine ungebändigte Wildnis, die sich dem Willen des Menschen auf ewig widersetzte. Mühelos schwebte der Hubschrauber durch Felslabyrinth, folgte unbeirrt dem Wasserlauf, dessen Zuflüsse sich hier widerwillig zu einem gleißenden Strom vereinigten. Fanny, die neben dem Piloten saß, studierte mit gesenktem Kopf die Bäche, die hin und wieder flüchtig aufblitzten. Sie war nun diejenige, die bestimmte, wie es weiterging.

Das Grün der Wälder zerbröckelte. Die Bäume blieben zurück, wichen einem niedrigen Latschenbewuchs, der sich bald in seinem eigenen Schatten auflöste, als hätte es die Vegetation endgültig aufgegeben, sich mit dem Himmel zu messen. An ihrer Stelle dehnten sich schwarze und graue Felsmassen, unterbrochen von kahlem Boden, der fast das ganze Jahr hindurch gefroren sein mußte. Schwärzliches Moos, graugrüne Flechten, erstarrter Morast, der der Eindruck völliger Trostlosigkeit hervorrief. Immer höher und höher flogen sie, und bald tauchten die mächtigen Gebirgskämme auf. Langgestreckte Felsgrate, wie emporgeschoben vom gewaltigen Ächzen der Erde, dann neuerliche Abbrüche, klaffende Kerben wie die schwarzen Wassergräben einer unzugänglichen Festung. Der Berg lag vor ihnen. Scharf umrissen reckte er sich in den Himmel, entblößte sich und führte die zerklüftete Bastion seines Vorgebirges vor.

Endlich die strahlende, blendende Weiße, makellos. Die

schneebedeckten Kuppen. Die Gletscherspalten, deren Ränder sich mit dem Einbruch des Herbstes zu schließen begannen. Niémans erkannte Gletscherbäche, die mitten im Fluß erstarrten. Trotz des verhangenen Himmels war die Oberfläche dieser Schlange aus Licht gleißend hell, wie weißglühend. Er setzte seine Sonnenbrille auf, klammerte sich an den Schalensitz und studierte den stigmatisierten Fluß. Auf dem klaren Grund seines Bettes erkannte er blaue Flecken, wie eine gefangene Erinnerung an den Himmel. In dieser Höhe dämpfte der Schnee den Lärm der Rotoren.

Vor ihm prüfte Fanny immer wieder ihr GPS, ein Empfangsgerät für Satellitendaten, mit dem sie ihre Position bestimmte. Sie rückte das Mikrofon an ihrem Helm zurecht und wies den Piloten an: »Dort drüben, im Nordosten – können Sie in diesem Kessel landen?«

Der Pilot nickte. Mit der Wendigkeit eines Spielzeugs flog er in einer knappen Kurve auf einen ausgedehnten Krater zu, der wie ein Bumerang geformt war, mindestens drei Meter lang, und auf die Außenflanke des Gipfels überzugreifen schien. In dieses Becken schob sich eine gewaltige Gletscherzunge vor, die im oberen Teil hell und glatt schimmerte und gedämpfter am Fuß des Hangs, dort, wo das Eis sich ballte, zusammenpreßte und zu Pyramiden und blau leuchtenden Blättern zersplitterte. »Hier. Direkt unter uns. Die große Spalte«, rief Fanny dem Piloten zu.

Der Helikopter steuerte auf den Rand des Gletschers zu, wo die durchscheinenden Grate, stufenförmig übereinandergeschichtet, sich zu einer langen Spalte öffneten – ein dunkler Riß, wie ein Lächeln in einem Gesicht aus Eis. In einer Schneewolke setzte der Hubschrauber auf. Der Sturm der Rotorblätter zeichnete tiefe Furchen in den Schnee.

»Zwei Stunden«, brüllte der Pilot. »Ich komme in zwei Stunden wieder. Sonst wird es zu dunkel.«

Fanny stellte ihr GPS ein und reichte es dem Mann, um ihm mitzuteilen, an welchem Punkt er sie wieder abholen sollte. Der Pilot nickte. Niémans und Fanny, beide mit einem gewaltigen Rucksack, sprangen zu Boden.

Sofort hob der Helikopter wieder ab und war bald wie vom Himmel verschluckt. In der Stille des ewigen Schnees blieben zwei

Gestalten zurück.

Einen Moment verharrten sie stumm und reglos. Niémans hob den Blick und musterte den klaffenden Abgrund im Eis, an dessen Kante sie standen, zwei winzige Menschlein in einer weißen Wüste. Dem Kommissar flimmerte es vor den Augen, sämtliche Sinne waren aufs äußerste geschärft. Es schien ihm, als gewahrte er das leise Flüstern des Eises, dessen Kristalle im Frost heimlich und vertraulich knisterten.

Er warf der jungen Frau einen Blick zu. Sie stand mit durchgedrücktem Rückgrat und gespannten Schultern und atmete tief, als berauschte sie sich an der kalten, reinen Luft. Offensichtlich hatte der Berg ihre Stimmung wieder gehoben. Nur in diesem gleißenden Licht, in dieser dünnen Luft ist sie glücklich, dachte Niémans, und das Bild einer Fee, einer Bergnymphe kam ihm in den Sinn. Er deutete auf die Gletscherspalte und fragte: »Warum diese und nicht eine andere?«

»Weil nur diese hier bis zu den Schichten hinunterreicht, die Sie interessieren. Sie ist an die hundert Meter tief.« Niémans trat einen Schritt näher.

»Hundert Meter? Aber wir müssen doch nur ein paar Meter absteigen, um die Schicht zu erreichen, die aus den sechziger Jahren stammt. Bei zwanzig Zentimetern im Jahr läßt sich das leicht berechnen ...« Fanny lächelte.

»Das ist die Theorie. Aber der Gletscher gehorcht der Statistik nicht. Das Eis in diesem Becken ist stark komprimiert und bewegt sich schräg abwärts. Mit anderen Worten, es dehnt sich und wird weiter und länger. In dieser Spalte entspricht ein Jahr einer Schicht von ungefähr einem Meter Dicke. Ihre Rechnung stimmt nicht, Herr Polizist. Um fünfunddreißig Jahre zurückzugehen, müssen wir ...«

»... mehr als fünfunddreißig Meter absteigen?« Die junge Frau nickte. Irgendwo in einer blauen Nische plätscherte es leise. Das kleine Lachen eines Gletscherbachs. Fanny deutete auf die Furche.

»Es gibt noch einen anderen Grund, weshalb ich mich für diese Spalte entschieden habe. Die letzte Station der Bergbahn ist nur achthundert Meter entfernt. Wenn Sie recht haben, wenn der Mörder sein Opfer tatsächlich in eine Gletscherspalte verschleppt hat, dann

ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß er sich diese Stelle ausgesucht hat: Sie ist zu Fuß am leichtesten zu erreichen.« Fanny kauerte sich nieder und öffnete ihren Sack. Sie nahm zwei Paar Steigeisen aus gehärtetem Stahl heraus und warf Niémans ein Paar zu.

»Befestigen Sie das an Ihren Stiefeln.«

Niémans legte die beiden gezackten Eisen in den Schnee und stellte die Länge entsprechend seiner Schuhgröße ein, zog die Neoprengurte fest und fühlte sich dabei an die Kufen erinnert, die er in seiner Kindheit statt Schlittschuhen an den Sohlen befestigt hatte.

Fanny entnahm ihrem Rucksack unterdessen eine Reihe hohler Spieße mit Gewinde, die in einer länglichen Öse endeten. »Rohreishaken«, kommentierte sie lakonisch, während ihr Atem sich zu schimmerndem Dampf wölkte. Dann holte sie einen Eispickel mit verlängertem Stiel hervor, der aussah, als wäre er mühelos in seine Bestandteile zerlegbar, und schließlich einen Schutzhelm, den sie Niémans reichte. Neugierig betrachtete er diese Ausrüstung, die ihm äußerst raffiniert und zugleich von überzeugender Einfachheit schien, hergestellt aus unbekannten, völlig neuartigen Materialien in der Farbe englischer Drops. »Kommen Sie her.«

Fanny hielt einen gepolsterten Anseilgurt in den Händen, der ihm wie ein unentwirrbares Geflecht aus Riemen und Schnallen erschien, und doch hatte ihm die junge Frau innerhalb weniger Sekunden den Gurt um Taille und Schenkel gelegt und geschlossen. Sie trat einen Schritt zurück wie eine Modeschöpferin, die ihr Modell betrachtet.

»Sehr professionell«, sagte sie lächelnd und ergriff eine Stirnlampe, die aus mehreren Riemen, einem Batteriekasten und einer Leuchte mit verstellbarem Reflektor bestand. Im Spiegel des Reflektors sah Niémans sein eigenes Bild: Mit Kapuze, Helm, Gurten und zackenbewehrten Stiefeln kam er sich vor wie ein futuristischer Yeti. Während Fanny die Lampe an seinem Helm befestigte, erklärte sie: »Das ist eine Azetylenlampe. Sie funktioniert mit Karbid. Ich zeig's Ihnen, wenn es soweit ist.« Sie hob den Blick, schaute ihm in die Augen und sagte in ernstem Ton: »Gletscher sind eine Welt für sich, Herr Kommissar. Vergessen Sie Ihre Reflexe, Ihre gewohnten Verhaltens- und Denkweisen. Mißtrauen Sie allem:

den Lichtverhältnissen, der Härte, dem Aussehen der Wand.« Sie spähte in die Spalte, während sie ihren eigenen Gurt befestigte. »In diesem Bauch dort unten ist alles überwältigend, außergewöhnlich, aber alles kann eine Falle sein. Das ist kein Eis, wie Sie es kennen, sondern derart komprimiert, daß es härter ist als Beton, und doch kann sich unter einer Eisschicht von wenigen Millimetern ein Wasserloch verbergen. Also halten Sie sich ausschließlich an meine Anweisungen.« Fanny verstummte und ließ ihre Worte nachwirken. Ihr Atem zeichnete einen weißen Lichthof um ihr Gesicht. Sie strich sich die Haare zurück und setzte die Kapuze auf. »Wir werden hier absteigen«, fuhr sie fort. »Ein Stück weiter unten gibt es eine Art Stufe, die längs der Wand verläuft; das ist einfacher. Ich gehe zuerst und bringe die Haken an. Die Luftblasen, die freigesetzt werden, wenn ich die Haken ins Eis treibe, wird einen riesigen Riß verursachen, mehrere Dutzend Meter lang. Dieser Spalt kann senkrecht oder waagrecht verlaufen, und Sie müssen sich von der Wand fernhalten. Das veranstaltet einen Höllenlärm, der an sich nichts bedeutet, aber Eisblöcke, Stalaktiten losreißen kann. Sie müssen also Ihre Augen überall haben, Herr Kommissar. Seien Sie auf der Hut und fassen Sie nichts an.« Niémans prägte sich ihre Anweisungen ein. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er einem kraushaarigen Mädchen zu gehorchen hatte. Fanny spürte offensichtlich seinen gekränkten Stolz und sagte in einem Ton, der amüsiert und autoritär zugleich war: »Wir werden jeden Begriff von Zeit und Entfernung verlieren. Unser einziger Anhaltspunkt ist das Seil. Ich habe hier mehrere Säckchen mit je hundert Metern Seil; nur damit kann ich die zurückgelegte Entfernung messen. Sie folgen meinen Spuren und halten sich streng an meine Anweisungen. Keine Privatinitiative und keine spontanen Einfälle. Haben Sie verstanden?«

»Ja«, schnaubte Niémans. »Ist das alles?«

»Nein.«

Fanny musterte den wolken schweren Himmel. »Ich habe mich nur wegen des Sturms auf diese Expedition eingelassen. Wenn die Wolken sich verziehen und die Sonne hervorkommt, müssen wir sofort wieder aufsteigen.«

»Warum?«

»Weil der Abschmelzprozeß sich dann ungeheuer beschleunigt. Dann kommen Sturzbäche von Schmelzwasser von den Wänden herunter und fallen uns auf den Kopf. Das Wasser hat nie mehr als zwei Grad, während wir von der Anstrengung erhitzt sind. Das ist der erste Schock, und schon dabei kann uns das Herz stehenbleiben. Wenn wir das aber überleben, greift der Kälteschock bald auf den gesamten Körper über und macht uns endgültig fertig: taube Gliedmaßen, verlangsamte Bewegungen ... Ich muß Ihnen das nicht näher ausführen. Innerhalb weniger Minuten sind wir zu Statuen erstarrt und hängen bewegungsunfähig im Seil. Also, was immer passiert, wo immer wir uns befinden – sobald der Himmel aufklart, steigen wir so schnell wie möglich auf.«

Ihre Warnung stimmte Niémans nachdenklich. »Das heißt also, daß der Mörder ebenfalls einen Sturm brauchte, um in die Spalte abzusteigen?« fragte er. »Sturm oder Dunkelheit.«

Bei seinen meteorologischen Nachforschungen hatte Niémans erfahren, daß am Samstag kaum eine Wolke den strahlenden Sonnenschein über der gesamten Region getrübt hatte. Falls der Mörder tatsächlich mit seinem Opfer im Gletschereis gewesen war, dann bedeutete dies, daß er den Einbruch der Nacht abgewartet hatte. Aber warum hatte er solche Umstände auf sich genommen? Und warum war er anschließend mit der Leiche ins Tal zurückgekehrt?

Niémans marschierte schwerfällig, behindert durch die Eisen, bis an den Rand des Abgrunds und warf einen Blick in die Tiefe: Diese Kluft war nicht schwindelerregend. Fünf Meter tiefer wölbten sich die Wände sogar aufeinander zu, bis sie sich beinahe berührten, und die Spalte bestand nur noch aus einer schmalen Ritze, die an die halbgeöffneten Schalen einer riesigen Muschel erinnerten.

Fanny trat zu ihm, und während sie eine Reihe von Karabinern, Haken, Schrauben an ihrem Gürtel befestigte, sagte sie: »Der Gletscherfluß verläuft unterhalb dieser Ritze, und deshalb ist die Spalte nach diesem Engpaß sehr viel weiter. Unten fließt das Wasser an den Wänden entlang und erodiert sie. Durch diese Ritze müssen wir hindurch.«

Niémans betrachtete die beiden Eiskanten, die sich nur widerwillig

über der Schlucht zu öffnen schienen.

»Falls wir noch tiefer in den Gletscher absteigen würden, fänden wir dann die Niederschläge vergangener Jahrhunderte?«

»Selbstverständlich. In der arktischen Zone kann man in uralte Zeiten vordringen. In mehreren tausend Metern Tiefe fänden wir die Sintflut, die Noah dazu gebracht hat, seine Arche zu bauen. Ebenso die Luft, die er geatmet hat.«

»Die Luft?«

»Sauerstoffbläschen, die im Eis eingeschlossen sind.« Niémans staunte. Fanny schulterte ihren Rucksack und kniete am Rand der Gletscherspalte nieder. Sie trieb die erste Schraube ins Eis und hängte einen Karabiner in die Öse, durch den sie ein Seil zog. Sie warf einen letzten Blick auf den stürmischen Himmel und sagte übermütig: »Willkommen in der Zeitmaschine, Herr Kommissar.«

24

Sie mußten sich mehrere Meter tief abseilen. Niémans hing mit dem Abseilachter, der mit einem Karabiner an seinem Gurt befestigt war, an einem doppelten Seil, zur Sicherung diente ein Prusikknoten. Um sich hinabzulassen, mußte er nur mit einer Hand den Knoten nach unten schieben, während er mit der anderen das lose Seil führte. Sobald er losließ, blockierte der Prusikknoten, und er baumelte in seinem Sitzgurt. Auf diese einfachen Gesten konzentriert, achtete er auf Fannys Kommandos, die ihn einige Meter unterhalb anwies, wann er sich wieder ein Stück herunterlassen konnte. Mit all diesen Seilen und Verzweigungen, an denen er hing, fühlte sich Niémans wie eine Art Krake erinnert, dessen Tentakel klingelten wie ein Weihnachtsschlitten.

Während er sich abseilte, konnte er die junge Frau nicht sehen, doch er wußte sie unter sich, hörte sie ein Stück tiefer Schrauben in die Gletscherwand treiben und vertraute fraglos ihrer Erfahrung. In

diesem Augenblick dachte er nichts. Durch seine Konzentration drangen nur sehr gemischte, lebhafte und neuartige Empfindungen, der kalte Hauch der Wand, der Druck des Sitzgurts, der seinen Körper in der Schweben über dem Abgrund hielt, die Schönheit des Eises, das dunkelblau leuchtete wie ein Stück Nacht, das dem Firmament entrissen worden war. Den Himmel konnten sie bald nicht mehr sehen. Sie passierten die vorgeschobenen Ränder und drangen ins Innere der Gletscherspalte vor. Niémans hatte das Gefühl, als tauchte er in den gefrorenen Bauch eines ungeheuren Tieres. Unter dieser eisigen Glocke aus hundert Prozent Feuchtigkeit schärfen sich seine Sinne, und jede Empfindung wurde überdeutlich. Verstohlen bewunderte er die dunklen, durchscheinenden Wände, von denen ein inneres Strahlen ausging, wie ein Nachklang des Tageslichts. In der Dunkelheit hallte jeder einzelne Handgriff wie in einer Höhle.

Schließlich setzte Fanny den Fuß auf eine Art Laufsteg, der beinahe horizontal die Wand entlangführte, und kurz nach ihr erreichte auch Niémans diese natürliche Stufe. Die beiden Wände der Gletscherspalte waren wieder enger zusammengedrückt und nur noch ein paar Meter voneinander entfernt. »Kommen Sie näher«, befahl sie.

Niémans gehorchte, und Fanny hantierte an der Lampe auf seinem Schutzhelm – Niémans hätte schwören können, daß sie ein Feuerzeug angezündet hatte –, und sofort flammte ein intensives Licht auf. Der Reflektor auf ihrem Helm warf ihm wieder sein eigenes Spiegelbild zurück, überstrahlt von der Azetylenflamme, die wie ein umgedrehter Kegel aussah und, verstärkt durch den Hohlspiegel, ein grelles Licht verbreitete. Tastend zündete Fanny ihre eigene Lampe an und murmelte: »Wenn Ihr Mörder in dieser Spalte war, dann kam er hier vorbei.«

Niémans sah sie verständnislos an. Der horizontale Strahl seiner Lampe verzerrte das Gesicht der Frau, verwandelte es in ein Wechselspiel aus scharfen Schlaglichtern und beunruhigenden Schatten.

»Wir sind jetzt so tief, wie Sie wollten«, fuhr sie fort und deutete auf die glatte Fläche der Wand. »Dreißig Meter unter der Kuppe –

hier finden Sie den kristallisierten Schnee aus den sechziger Jahren und früher ...«

Fanny zog ein neues Seil hervor und trieb mit ein paar Hammerschlägen eine Rohrschraube in die Wand, hängte einen Karabiner in die Öse und drehte die Schraube mit energischen Bewegungen fest wie einen Korkenzieher. Niémans staunte immer wieder über die Kraft dieser Frau. Er betrachtete die Eissplitter, die aus dem Bohrloch hervorspritzten, und dachte, er kannte wenig Männer, die zu vergleichbaren Leistungen fähig waren. Aneinandergeseilt machten sie sich wieder auf den Weg, doch diesmal in waagerechter Richtung entlang der schimmernden Röhre, direkt über dem Abgrund. Im Licht der Lampen warfen ihre Körper Schatten auf die gegenüberliegende Wand. Alle zwanzig Meter brachte Fanny eine neue Sicherung an, schlug eine weitere Schraube ins Eis und hängte das Seil ein. Dieses Manöver wiederholte sie mehrere Male, und so legten sie hundert Meter zurück. »Noch weiter?« fragte sie.

Der Kommissar sah sie an. Ihr Gesicht, scharfkantig und hart im Licht der Lampe, hatte einen unheilverheißenden Ausdruck angenommen. Er nickte, während er in den Korridor aus Eis spähte, der sich in der unabsehbaren leuchtenden Ferne verlor. Fanny zog ein neues Seilbündel hervor und wiederholte das Manöver: Haken, Seil, zwanzig Meter, Haken, Seil, zwanzig Meter ... Vierhundert Meter brachten sie auf diese Weise hinter sich, doch keine Spur, keine Markierung deutete darauf hin, daß der Mörder vor ihnen hier gewesen war. Bald hatte Niémans das Gefühl, daß die Wände vor seinen Augen zu wanken begannen, auch hörte er immer wieder ein leises Klirren und ein fernes höhnisches Gelächter. Alles wurde hallend, phosphoreszierend, unsicher, und er fragte sich, ob es so etwas wie einen Gletscherrausch gab. Er warf einen Blick auf Fanny, die unbeirrt Schrauben ins Eis drehte und nichts zu bemerken schien.

Beklemmung schnürte ihm die Kehle zu. Vielleicht hatte er Halluzinationen, vielleicht waren dies die ersten Anzeichen, daß sein Körper, sein Gehirn ihn vor Erschöpfung im Stich ließen. Ein Zittern erfaßte ihn, die Kälte, die ihm bis in die Knochen gedrungen war, schüttelte ihn stoßweise. Er klammerte sich an jede Schraube, die er

passierte, schwerfällig bewegten seine Füße sich vorwärts. Seine Augen tränten, während er Fanny einzuholen versuchte, und er fürchtete auf einmal zu fallen, weil seine Beine ihn nicht länger trugen. Und seine Halluzinationen nahmen zu. Die blauen Wände wogten auf und nieder und strahlten immer heller im Licht seiner Lampe. Aus allen Richtungen hallte das Echo leiser, lachender Stimmen. Gleich würde er abstürzen. Ins Leere. In seinen eigenen Wahnsinn. Halb erstickt stieß er hervor: »Fanny ...«

Die junge Frau drehte sich um, und Niémans begriff, daß er nicht phantasierte.

Ihr Gesicht war nicht mehr von den harten Kontrasten der Lampe strukturiert, sondern leuchtete von einem hellen Licht, so intensiv, daß die Quelle sich nicht bestimmen ließ. Fanny hatte ihre strahlende, souveräne Schönheit wiedergefunden. Niémans warf einen Blick rings um sich und sah, daß die Wände in einem farbigen Feuerwerk explodierten. Und daß an manchen Stellen der Wand das Wasser in senkrechten Bächen in die Tiefe stürzte.

Nein, er halluzinierte nicht. Im Gegenteil – er hatte ein Phänomen wahrgenommen, auf das Fanny, die zu sehr mit der Fixierung des Seils beschäftigt war, nicht geachtet hatte. Die Sonne. Am Himmel über ihnen hatte der Sturm die Wolken vertrieben, und es war die Sonne, die dieses helle, diffuse Licht tief in den Gletscher eindringen ließ. Daher auch der intensive Widerschein und das Knacken und Knistern im Eis, das ihn an Gelächter erinnert hatte. Die Temperatur stieg. Der Schmelzprozeß hatte eingesetzt. »Scheiße«, keuchte Fanny, die ebenfalls begriffen hatte. Sofort eilte sie ein paar Schritte zurück und prüfte die Eisschraube, die sie zuletzt eingedreht hatte und deren Gewinde bereits sichtbar war, während von oben das Wasser herabfloß. Ihre Seilschaft würde zwangsläufig abstürzen. Im freien Fall in die Tiefe der Gletscherspalte. »Gehen Sie zur Seite«, befahl Fanny.

Niémans trat einen zögernden Schritt zurück und versuchte, sich nach links zu verlagern. Sein Fuß glitt aus, er zuckte zurück, den Rücken zum Abgrund gewandt, und riß heftig am Seil, um sein Gleichgewicht wiederzufinden. Er spürte und hörte alles gleichzeitig: den Haken, der aus der Wand brach, die Steigeisen, die über das Eis

scharrrten, Fannys Faust, die ihn in letzter Sekunde am Kragen packte und gegen die Wand drückte. Eiswasser spritzte ihm ins Gesicht, und Fanny flüsterte ihm ins Ohr: »Rühren Sie sich nicht von der Stelle.«

Niémans erstarrte, an die Wand gepreßt, keuchend. Fanny drückte sich an ihm vorbei. Er spürte ihren Atem, ihren Schweiß, ihre weichen Locken. Mit atemberaubender Geschwindigkeit schlug sie zwei neue Haken ins Eis und befestigte sein Sicherungsseil.

Während sie diese Handgriffe verrichtete, war aus dem Plätschern, das aus dem Abgrund heraufklang, ein Heulen und Tosen geworden, und das Wasser rauschte in Strömen. An den Wänden flossen Bäche herab, Eisbrocken stürzten in die Tiefe und zerschellten auf dem Sims. Niémans schloß die Augen, fühlte sich davongleiten und war darauf gefaßt, von diesem Spiegelpalast ohne Ecken, Entfernungen, Perspektiven verschlungen zu werden.

Fannys Aufschrei holte ihn in die Wirklichkeit zurück. Er wandte den Kopf und sah links von sich, wie sie sich ins Seil stemmte, als strebte sie von der Wand fort. Mit gewaltiger Anstrengung stand er auf und kämpfte sich durch strömendes Wasser. Abermals rutschte er aus und hing im Gurt, die Finger um das Seil geklammert, drehte sich im Kreis wie ein Erhängter, und als er wieder festen Halt unter den Füßen spürte, durchquerte er einen Sturzbach, um zu ihr zu gelangen. Warum wich sie vor der Wand zurück, dem einzigen halbwegs sicheren Halt über dem Abgrund?

Fanny zeigte mit dem Finger aufs Eis. »Da«, flüsterte sie. »Schauen Sie!«

Niémans brachte sich in eine Position, von der aus er ihrer Blickrichtung folgen konnte. Und traute seinen Augen nicht.

An der durchscheinenden Mauer, einem regelrechten Spiegel aus bewegtem Wasser, war die Silhouette einer im Eis gefangenen menschlichen Gestalt aufgetaucht. In Fötalposition. Den Mund zu einem stummen Schrei aufgerissen. Ein blau angelaufener und von Wunden übersäter Körper, verzerrt durch die feinen Wasserschleier, die unaufhörlich über dieses Bild rannen.

Trotz seiner Betäubung, trotz der Kälte, die sie bald beide umbringen würde, begriff der Kommissar auf der Stelle, daß er hier nur das Abbild der Wahrheit erblickte. Er sicherte sein

Gleichgewicht auf dem abschüssigen Sims und drehte sich um die eigene Achse, bis er die Wand genau gegenüber sehen konnte. »Nein«, murmelte er. »Dort.«

Er konnte den Blick nicht von der gegenüberliegenden Mauer losreißen: Dort steckte die leibhaftige Leiche fest, deren blutige Umrisse sich mit ihrem Spiegelbild deckten.

25

Niémans legte die Akte auf dem Schreibtisch ab und fragte, an Hauptmann Barnes gewandt: »Wieso sind Sie so sicher, daß dieser Mann mit unserem Opfer identisch ist?«

»Seine Mutter war vorhin bei uns«, antwortete der Gendarm in einem Ton, der jeden Zweifel ausschloß. »Sie sagt, ihr Sohn sei heute nacht verschwunden ...«

Der Kommissar stand wieder in einem Büro im ersten Stock der Gendarmerie. Erst jetzt, in dem dicken wollenen Rollkragenpullover, den er trug, wurde ihm allmählich warm. Eine Stunde zuvor hatte es Fanny geschafft, sie beide weitgehend unversehrt aus der Gletscherspalte ans Tageslicht zu befördern. Das Glück hatte auf ihrer Seite gestanden: Im selben Augenblick, als sie aus der Tiefe auftauchten, flog der zurückkehrende Helikopter über sie hinweg.

Seitdem mühten mehrere Bergrettungsmannschaften sich ab, die Leiche aus ihrem eisigen Grab hervorzuholen, während der Kommissar und Fanny Ferreira in die Stadt zurückgekehrt waren und die vorschriftsmäßige ärztliche Untersuchung über sich hatten ergehen lassen. Als Niémans in der Gendarmerie eingetroffen war, hatte Barnes sofort einen weiteren Vermißten erwähnt, der mit der entdeckten Leiche identisch sein könnte: Philippe Sertys, sechszwanzig, unverheiratet und Hilfspfleger im Krankenhaus von Guernon. Niémans, eine Tasse heißen Kaffee in der Hand, wiederholte seine Frage: »Wie können Sie sicher sein, daß es sich

um denselben Mann handelt, solange die Identität des Opfers nicht festgestellt wurde?»

Barnes blätterte eine Weile in einer Aktenmappe, dann antwortete er: »Wegen der Ähnlichkeit.«

»Welcher Ähnlichkeit?»

Barnes legte Niémans das Foto eines jungen Mannes mit schmalen Gesicht, kurzgeschorenen Haaren und auffällig sanften dunklen Augen hin, der beflissen lächelte. In diesem Gesicht lag ein jugendlicher, beinahe kindlicher Ausdruck, zugleich aber eine spürbare Nervosität. Der Kommissar betrachtete das Foto und begriff, was Barnes mit seiner Bemerkung meinte: Dieser Mann hatte tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit Rémy Caillois, dem ersten Opfer. Dasselbe Alter, dieselben hageren Gesichtszüge, derselbe Haarschnitt. Zwei junge Männer, sehr schlank und gutaussehend, deren Miene jedoch einen inneren Aufruhr verriet.

»Das ist ein Serie, Kommissar.«

Niémans trank einen Schluck Kaffee und hatte das Gefühl, als müsse seine noch immer eisige Kehle unter der Berührung mit der heißen Flüssigkeit zerbersten. Er schaute auf. »Wie bitte?»

Barnes trat von einem Fuß auf den anderen, und seine Schuhe knarzten hörbar, wie die Deckplanken eines Schiffs. »Ich habe natürlich nicht Ihre Erfahrung, aber ... Also, wenn das zweite Opfer tatsächlich Philippe Sertys ist, dann kann kein Zweifel mehr bestehen, daß es sich um eine Serie handelt. Um einen Serienmörder, meine ich. Er sucht sich seine Opfer nach dem Aussehen. Dieses ... dieses Gesicht erinnert ihn offensichtlich an irgendein Trauma ...«

Barnes verschlug es die Sprache, als er den wütenden Blick des Kommissars bemerkte. Niémans versuchte, seine ungestüme Reaktion durch ein betontes Lächeln zu mildern. »Capitaine, wir werden diese Ähnlichkeit nicht zu einem Roman aufbauschen. Vor allem nicht jetzt, wo wir noch gar nicht wissen, wer das Opfer überhaupt ist.«

»Ich ... Sie haben natürlich recht.«

Nervös schob der Gendarm seine Akte hin und her, die das gesamte Leben der Stadt zu enthalten schien. Er wirkte verwirrt und zugleich in höchstem Maß erregt, und Niémans meinte in großen

Leuchtbuchstaben seine Gedanken lesen zu können: »Ein Serienmörder in Guernon!« Barnes würde vermutlich bis zu seiner Pensionierung und darüber hinaus ein seelisches Trauma zurückbehalten.

»Wie weit ist die Bergrettung?« fragte Niémans. »Sie werden die Leiche bald herausziehen. Das Eis hat sich wieder darüber geschlossen. Nach Ansicht der Kollegen wurde der Mann in der letzten Nacht dort hinaufgeschafft. Nur bei sehr niedriger Temperatur konnte er derart ins Eis einwachsen.«

»Wann können wir damit rechnen, den Toten zu bergen?«

»Eine Stunde wird es mindestens noch dauern, Kommissar. Tut mir leid.«

Niémans stand auf und öffnete das Fenster, und ein Schwall Kälte drang ins Zimmer. Achtzehn Uhr.

Über die Stadt senkte sich schon die Nacht, ein dichter Schatten, der langsam die Schindeldächer und Holzgiebel verschluckte. Wie eine Schlange zwischen Steinen verschwand der Fluß in der Dunkelheit.

Der Kommissar fror in seinem dicken Pullover. Dieses Provinzleben war nichts für ihn. Vor allem nicht in dieser Provinz: vergraben zwischen Bergen, von Kälte und Stürmen gebeutelt und das halbe Jahr von graubraunem Schneematsch und klirrenden Eiszapfen verfolgt. Eine verschlossene, feindselige, verbitterte Welt, die sich in ihr Schweigen hüllte, wie der Kern einer tiefgefrorenen Frucht.

»Wie weit sind wir nach zwölf Stunden Fahndung?« fragte er, während er sich zu Barnes umdrehte.

»Nirgendwo. Die Nachforschungen haben nichts ergeben. Kein Landstreicher. Kein entlassener oder entsprungener Häftling, dessen Profil mit dem des Mörders übereinstimmt. Auch die Überprüfung von Hotels, Rasthäusern, Eisenbahnen war ergebnislos. Ebenso wie die Straßensperren.«

»Und die Bibliothek?«

»Die Bibliothek?«

Nach der Entdeckung einer zweiten Leiche waren die Bücher auf ein Nebengleis gerückt; dennoch wollte Niémans keine einzige

Schiene der Ermittlungen aufgeben.

»Die Kripo überprüft die Bücher, die von den Studenten ausgeliehen wurden«, erklärte er. Barnes hob die Schultern.

»Ach so ... Dafür sind wir nicht zuständig, da müssen Sie Joisneau fragen ...«

»Wo ist er?«

»Keine Ahnung.«

Niémans wählte die Handy-Nummer des Leutnants. Keine Antwort: abgeschaltet. »Und Vermont?« fragte er mißmutig.

»Immer noch mit seiner Truppe im Gebirge. Sie klappern die Berghütten ab. Mehr denn je ...«

Niémans seufzte. »Sie müssen in Grenoble neue Leute anfordern. Ich will weitere fünfzig Männer. Mindestens. Sie sollen ihre Suche auf den Vallernes-Gletscher und die Seilbahnstrecke ausdehnen, die zu ihm hinaufführt. Sie sollen den ganzen Berg durchkämmen, bis zum Gipfel.«

»Ich kümmere mich darum.«

»Wie viele Straßensperren?«

»Acht. Die Mautstation auf der Autobahn. Die beiden Nationalstraßen und fünf Landstraßen. Guernon steht unter strengster Aufsicht. Aber wie ich Ihnen schon sagte ...« Niémans starrte Barnes fest an. »Capitaine, wir haben bis jetzt nur eine einzige Gewißheit: Der Mörder ist ein erfahrener Alpinist. Verhören Sie sämtliche Personen, die fähig sind, sich auf und in Gletschern zu bewegen, in Guernon und in der Umgebung.«

»Das wird aber ziemlich mühsam. Die Kletterei ist hier der Lokalsport, es gibt kaum jemanden, der sich in den Bergen nicht auskennt ...«

»Ich spreche von einem Experten, Barnes, einem Profi, der imstande ist, sich mit einer Leiche auf dem Rücken dreißig Meter tief in eine Gletscherspalte abzuseilen. Damit habe ich schon Joisneau beauftragt. Finden Sie ihn und stellen Sie fest, wie weit er ist.« Barnes neigte den Kopf. »Jawohl. Trotzdem muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß wir ein Volk von Bergsteigern sind. In jedem Dorf, in jedem Weiler, auf jedem Felsmassiv werden Sie erfahrene Alpinisten finden. Das ist eine Tradition bei uns: In unserer

Region gibt es immer noch Kristallschleifer und Berghirten ... Sie alle haben sich die Liebe zu den Bergen bewahrt. Eigentlich sind nur die Leute von Guernon, der Universitätsstadt, von der Bergsteigerei abgekommen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will Ihnen nur klarmachen, daß man die Suche erheblich erweitern muß. Auf sämtliche Bergdörfer. Und das wird uns Tage kosten.«

»Fordern Sie noch mehr Verstärkung an. Richten Sie in jedem Marktflecken einen Stützpunkt ein. Überprüfen Sie Entfernungen, Ausrüstungen und finden Sie heraus, was die Leute in der fraglichen Zeit getan haben. Bringen Sie mir ein paar Verdächtige, in Gottes Namen!«

Der Kommissar öffnete die Tür und sagte abschließend: »Bringen Sie mir die Mutter her.«

»Welche Mutter?«

»Die Mutter von Philippe Sertys. Ich will mit ihr reden.«

26

Niémans ging hinunter ins Erdgeschoß. Der Gendarmerieposten sah aus wie jede andere Polizeidienststelle in Frankreich und wahrscheinlich auf der ganzen Welt. Durch die Glasscheiben in den Zwischenwänden sah Niémans eiserne Aktenschränke, Schreibtische mit Plastiküberzug, schmutziges Linoleum mit Brandlöchern. Diese farblosen, neonbeleuchteten Büroräume gefielen ihm. Weil sie auf die wahre Natur seiner Arbeit verwiesen: Ein Polizist gehört auf die Straße, ins Freie. Diese trostlosen Räume waren nur das Vorzimmer zur eigentlichen Berufung, ihr grauer Vorhof, aus dem man mit heulenden Sirenen aufbricht. In dem Augenblick sah er sie im Flur sitzen. Sie trug einen marineblauen Gendarmenpullover und um die Schultern eine Biwakdecke. Im Bruchteil einer Sekunde war er

wieder Gefangener des Gletschers, war neben ihr und spürte ihren warmen Atem im Nacken.

Halb aus Nervosität, halb aus Koketterie rückte er seine Brille zurecht. »Wieso sind Sie nicht nach Hause gegangen?« Fanny Ferreira richtete ihre hellen Augen auf ihn. »Ich muß meine Aussage unterschreiben«, sagte sie. »Allmählich wird es zur Gewohnheit. Bei der dritten brauchen Sie nicht mehr mit mir zu rechnen.«

»Der dritten?«

»Leiche.«

»Erwarten Sie denn weitere Morde?«

»Sie nicht?«

Der schmerzliche Ausdruck in Niémans' Gesicht entging ihr offensichtlich nicht, denn sie fügte leise hinzu: »Entschuldigen Sie. Ironie ist für mich eine Art Ventil.«

Damit klopfte sie auf die Bank neben sich, als forderte sie ein Kind auf, sich zu ihr zu setzen. Niémans folgte ihrer Einladung. Den Kopf zwischen die Schultern gezogen, die Arme verschränkt, stampfte er leicht mit den Füßen.

»Ich wollte Ihnen danken«, murmelte er zwischen den Zähnen.

»Ohne Sie wäre ich in diesem Gletscher ...«

»Ich habe nur meine Rolle als Bergführerin erfüllt.«

»Das stimmt. Nicht nur haben Sie mir das Leben gerettet, sondern Sie haben mich exakt dorthin geführt, wohin ich wollte ...«

Fannys Miene wurde ernst. Gendarmen eilten durch den Flur. Donnernde Stiefel und raschelndes Ölzeug. »Wie weit sind Sie denn?« fragte sie. »Mit Ihren Ermittlungen, meine ich. Warum diese unglaubliche Gewalt? Warum diese ... Perversität?« Niémans versuchte zu lächeln, doch der Versuch mißlang. »Wir treten auf der Stelle. Alles, was ich weiß, ist das, was mein Gefühl mir sagt.«

»Nämlich?«

»Daß wir es vermutlich mit einem Serienmörder zu tun haben. Aber nicht im üblichen Sinn – das ist kein Mörder, der seine Zwangsvorstellungen auslebt und mehr oder minder aufs Geratewohl zuschlägt. Dahinter steckt ein ganz bestimmtes Motiv. Präzise und rational.«

»Welche Art von Motiv?«

Er sah sie an. Die Schatten der vorübergehenden Wachposten streiften ihr Gesicht wie Vogelschwingen. »Das weiß ich nicht. Noch nicht.«

Sie verstummten. Nach einer Weile zündete Fanny sich eine Zigarette an und fragte unvermittelt: »Wie viele Jahre sind Sie schon bei der Polizei?«

»Knapp zwanzig.«

»Was hat Sie zu Ihrer Wahl bewogen? Die Aussicht, Schurken zu verhaften?«

Niémans lächelte, diesmal aufrichtig. Aus dem Augenwinkel sah er eine neue Truppe hereinkommen, die Mäntel naß vom Regen. An ihren Mienen erkannte er, daß sie nichts gefunden hatten. Sein Blick kehrte zu Fanny zurück, die tief den Rauch inhalierte. »Wissen Sie, in der Praxis verlieren sich Motivationen dieser Art ziemlich schnell. Außerdem – Gerechtigkeit und das ganze Beiwerk, das hat mich nie gejackt.«

»Was war's dann? Die Bezahlung? Der sichere Arbeitsplatz?« Niémans wunderte sich. »Komische Vorstellungen haben Sie«, sagte er. »Nein, ich glaube, es ging mir um das, was man dabei empfindet, was man erlebt.«

»Die Sorte von Abenteuern, die wir gerade hatten?«

»Zum Beispiel.«

»Verstehe«, sagte sie spöttisch und stieß den Rauch aus. »Ein Mann der Extreme. Der seinem Leben Bedeutung verleiht, indem er es jeden Tag aufs Spiel setzt ...«

»Wieso nicht?«

Fanny imitierte die Haltung des Kommissars – die Schultern nach vorn gebeugt und die Hände wie zum Gebet gefaltet. Sie lachte nicht mehr, sondern schien zu ahnen, daß hinter diesen Redensarten eine tiefere Wahrheit steckte. »Ja, wieso nicht?« murmelte sie, die Zigarette im Mundwinkel. Niémans senkte den Blick und musterte über den Brillenrand die Hände der jungen Frau. Kein Ring. Nur Pflaster, Narben, Risse. Als wäre diese Bergsteigerin mit den Elementen verheiratet, mit der Natur, den existentiellen Erfahrungen.

»Niemand kann einen Polizisten verstehen«, sagte er. »Geschweige denn beurteilen. Wir bewegen uns in einer brutalen,

unzusammenhängenden, gefährlichen Welt mit festen Grenzen. Wer außerhalb lebt, versteht sie nicht. Und wer in ihr lebt, verliert jegliche Objektivität. Das ist die Welt der Bullen. Ein abgeriegeltes Universum. Mit Stacheldraht eingezäunt. Unbegreiflich. Aber eines steht fest: Die Bürokraten, die nicht einmal das Risiko eingehen würden, sich die Finger in der Autotür einzuklemmen, haben uns nichts beizubringen.«

Fanny richtete sich auf, fuhr sich mit beiden Händen in die Haare und strich sie zurück. Niémans fühlte sich an erdverkrustete Wurzeln erinnert. Die Wurzeln eines Schwindelgefühls, das »Sinnlichkeit« hieß. Ein Schauer überlief ihn.

Leise fragte die Frau: »Was haben Sie vor? Was ist Ihr nächster Schritt?«

»Weitersuchen. Und warten.«

»Worauf denn?« fragte sie, wieder angriffslustig. »Auf das nächste Opfer?«

Niémans ging auf ihre Provokation nicht ein. Er stand auf. »Ich warte, bis die Leiche geborgen ist«, sagte er. »Der Mörder hat uns absichtlich auf den Berg gelockt. Die erste Leiche enthielt einen Wink, der auf den Gletscher verwies. Deshalb glaube ich, daß an dem zweiten Toten wieder ein Hinweis zu finden ist, der uns zur dritten Leiche führt ... Und so weiter. Das ist eine Art Spiel, bei dem wir jedesmal verlieren müssen.«

Fanny stand ebenfalls auf und griff nach ihrem Parka, den sie am Ende der Bank zum Trocknen ausgebreitet hatte. »Sie werden mir ein Interview geben müssen.«

»Wovon reden Sie?«

»Ich bin die Chefredakteurin von ›Tempo‹, unserer Unizeitung.« Niémans spürte, wie seine Nerven sich spannten. »Sagen Sie jetzt bloß nicht, daß Sie ...«

»Keine Angst, die Zeitung ist mir völlig egal. Und nichts für ungut – aber so, wie die Ereignisse sich überstürzen, werden ohnehin bald sämtliche Medien des Landes hier aufkreuzen. Dann haben Sie Journalisten am Hals, die sehr viel hartnäckiger sind als ich.«

Der Kommissar quittierte diese Aussicht mit einer wegwerfenden Geste. »Wo wohnen Sie?« fragte er unvermittelt. »Auf dem

Campus.«

»Wo genau?«

»Im Dachgeschoß des Hauptgebäudes. Ich habe dort eine kleine Wohnung neben den Studentenbuden.«

»Dort, wo auch die Wohnung der Caillois ist?«

»Genau.«

»Was halten Sie von Sophie Caillois?«

»Sie ist eine merkwürdige Person«, sagte Fanny mit bewunderndem Ausdruck. »Sehr wortkarg. Und verdammt schön. Die beiden waren verschlossen wie Austern. Ich weiß nicht ... Als hätten sie ein Geheimnis miteinander.« Niémans nickte.

»Denselben Eindruck hatte ich auch. Vielleicht hat das Mordmotiv mit diesem Geheimnis zu tun. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, komme ich später am Abend noch bei Ihnen vorbei.«

»Baggern Sie mich immer noch an?«

Der Kommissar nickte. »Mehr denn je. Und falls es was Neues gibt, sollen Sie's als allererste erfahren, für Ihr Käseblatt.«

»Ich sag's Ihnen noch mal – ich pfeife auf diese Zeitung. Ich bin unbestechlich.«

»Bis heute abend«, sagte er über die Schulter, während er davonging.

27

Eine Stunde später war die Leiche des zweiten Opfers noch immer nicht aus dem Eis geborgen.

Niémans kochte vor Wut. Er hatte sich die lakonische Aussage der Mutter von Philippe Sertys angehört, einer alten Frau, die mit schwer verständlichem Akzent sprach. Ihr Sohn habe sich tags zuvor, wie jeden Abend, gegen einundzwanzig Uhr mit seinem Wagen auf den Weg gemacht – einem gebrauchten Lada, erst kürzlich erstanden. Philippe sei Hilfspfleger am CHRU in Guernon, und sein

Nachtdienst beginne um zweiundzwanzig Uhr. Sorgen habe sie sich erst am nächsten Morgen gemacht, als sie den Wagen in der Garage entdeckt, Philippe jedoch nicht in seinem Zimmer gefunden habe – offensichtlich sei er nach seiner Rückkehr vom Dienst noch einmal ausgegangen. Aber damit waren die Überraschungen noch nicht vorbei: Als sie im Krankenhaus anrief, erfuhr sie, Sertys habe sich am Vortag vom Dienst abgemeldet. Er sei also anderswohin gefahren, zurückgekommen und zu Fuß noch einmal fortgegangen. Was das bedeute, fragte die Frau außer sich und packte Niémans am Ärmel. Wo ihr Kind sei? Ihrer Ansicht nach sei dieser Umstand höchst beunruhigend: Ihr Sohn habe keine Freundin, gehe nie aus und schlafe immer »zu Hause«.

Der Kommissar hatte ihre Erklärungen ohne große Begeisterung zur Kenntnis genommen. Andererseits – wenn Sertys tatsächlich der Tote im Eis war, dann waren diese Hinweise hilfreich zur Bestimmung des wahrscheinlichen Tatzeitpunktes. Der Mörder hatte den jungen Mann in den letzten Stunden der Nacht überrascht, getötet, zweifellos verstümmelt und seine Leiche auf den Vallernes-Gletscher verfrachtet. In der Kälte des frühen Morgens hatte sich die Eiswand über dem Opfer geschlossen. Aber das waren alles nur Vermutungen.

Der Kommissar hatte die Frau zu einem Gendarmen begleitet, der ihre Aussage aufnahm, und war selbst, die Akte unter dem Arm, in seinen Unterschlupf zurückgekehrt, den kleinen Seminarraum in der Universität.

Dort angelangt, tauschte er seine Bergsteigerausrüstung gegen einen seiner Anzüge. Dann, allein in seinem Büro, breitete er sämtliche Unterlagen, die er besaß, auf einem Tisch aus und ging daran, eine vergleichende Studie über Rémy Caillois und Philippe Sertys anzustellen, falls tatsächlich ein Zusammenhang zwischen dem bekannten und dem potentiellen Opfer bestand.

An Gemeinsamkeiten fand er nur sehr wenig. Beide Männer waren Mitte Zwanzig und ähnelten einander im Typ: beide hochgewachsen und sehr schlank, mit regelmäßigen und zugleich verstört wirkenden Gesichtszügen und kurzgeschorenen Haaren. Beide hatten keinen Vater mehr: Sertys senior war zwei Jahre zuvor an Leberkrebs

gestorben. Rémy Caillois hingegen war Vollwaise gewesen: Seine Mutter hatte er im Alter von acht verloren. Und die letzte Gemeinsamkeit: Beide hatten den Beruf ihrer Väter ergriffen – die Caillois waren Bibliothekare, die Sertys Pfleger im Klinikum.

Unterschiede hingegen bestanden reichlich. Caillois und Sertys hatten nicht dieselbe Schule besucht, waren nicht in derselben Umgebung aufgewachsen und gehörten nicht derselben Gesellschaftsklasse an. Aus bescheidenem Milieu stammend, war Rémy Caillois in einer Intellektuellenfamilie aufgewachsen und hatte sein Leben vorwiegend im Schoß der Universität verbracht. Philippe Sertys, Sohn eines obskuren Saalwärters, war mit fünfzehn in die Fußstapfen seines Vaters getreten und hatte im Krankenhaus zu arbeiten begonnen. Er war ungebildet und wohnte immer noch zu Hause, am Stadtrand von Guernon. Rémy Caillois hatte in seinen Büchern gelebt, Philippe Sertys führte eine nächtliche Existenz im Krankenhaus und schien keinerlei nennenswertes Hobby zu haben: Wenn er sich nicht in den keimfreien Gängen der Klinik vergrub, saß er am Spätnachmittag in dem Lokal gegenüber dem CHRU und vertrieb sich die Zeit mit Videospielen. Er hatte seinen Wehrdienst in der Infanterie abgeleistet, Caillois hingegen war ausgemustert worden. Der eine war verheiratet, der andere nicht. Der eine war ein begeisterter Wanderer und Kletterer, der andere schien aus seiner Umgebung nie herausgekommen zu sein. Der eine war schizophran und vermutlich gewalttätig, der andere nach allgemeiner Einschätzung »sanft wie ein Engel«.

Soweit bekannt, waren die Fakten eindeutig: Die einzige Gemeinsamkeit zwischen den beiden Männern war ihr Aussehen – das lange, schmale Gesicht, der Bürstenhaarschnitt, die zaundürre Gestalt. Wie Barnes gesagt hatte: Der Mörder hatte sich seine beiden Opfer offensichtlich aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbilds ausgesucht.

Einen Moment lang erwog Niémans ein sexuelles Verbrechen und stellte sich den Mörder als verkappten Homosexuellen vor, der für diesen Typ Mann schwärmte, doch er verwarf die Idee gleich wieder – der Gerichtsmediziner hatte diese Möglichkeit kategorisch abgelehnt: »Das ist nicht seine Welt. Überhaupt nicht.« In den

Wunden und Verstümmelungen der ersten Leiche hatte der Arzt eine Kälte, eine Grausamkeit und Methodik erkannt, die nichts mit der Wildheit perverser Triebe gemein hatte. Außerdem war an der Leiche keine Spur sexueller Mißhandlungen festgestellt worden. Was dann?

Der Wahnsinn des Mörders war offensichtlich anderer Art. Die Ähnlichkeit der Opfer und der Hinweis auf eine Serie – zwei Morde in zwei Tagen – sprachen jedenfalls für die Annahme eines Psychopathen mit zwanghaften Wahnvorstellungen, der sich anschickte, weiter zu morden. Für diese Hypothese sprachen noch andere Argumente: das an der ersten Leiche hinterlassene Indiz, das zur Entdeckung der zweiten geführt hatte, die Fötalposition, die Verstümmelung der Augen und der Wille, die Leichen an unzugänglichen und theatralischen Orten zu deponieren: die Felswand über dem Fluß, das transparente Gefängnis im Eis ... Dennoch konnte sich Niémans mit dieser Hypothese noch nicht recht anfreunden.

Zunächst wegen seiner Alltagserfahrung als Polizist: Zwar hatten sich die *sérial killers*, ein Import aus den Vereinigten Staaten, der Literatur und des Films bemächtigt, doch in der Realität hatte sich diese grauenhafte Tendenz noch nirgendwo in Frankreich bemerkbar gemacht. In seiner zwanzigjährigen Laufbahn hatte Niémans Pädophile verfolgt, die sich in einer Krise zum Mord hatten hinreißen lassen, Vergewaltiger, die in einem Exzeß an Brutalität getötet hatten, Sodomasochisten, deren grausame Spiele außer Kontrolle geraten waren, aber nie hatte er einen Serienmörder im eigentlichen Sinn erlebt, der eine Liste von Morden ohne ersichtliche Beweggründe und Spuren vorzuweisen hatte. Das war keine französische Spezialität. Der Kommissar legte keinen Wert darauf, das Phänomen zu analysieren, doch die Fakten waren unbestreitbar: Die letzten Mehrfachmörder in Frankreich hießen Landru und Dr. Petiot, und daß sie auf Diebstähle und magere Erbschaft aus gewesen war, roch allzusehr nach Kleinbürgermief. Mit der Welle der Gewalt, den blutrünstigen Ungeheuern, die in Amerika ihr Unwesen trieben, hatten sie nichts gemeinsam.

Der Kommissar betrachtete noch einmal die auf dem Tisch

ausgelegten Fotos von Philippe Sertys und Rémy Caillois. In der Aktenmappe befanden sich außerdem die Aufnahmen der ersten Leiche, und als er sie wiedersah, fiel ihn das Entsetzen an wie ein glühendes Messer. Er konnte nicht einfach dasitzen und die Hände in den Schoß legen. In diesem Augenblick, während er die Polaroidfotos betrachtete, mußte vielleicht ein dritter Mensch die unsäglichsten Qualen erleiden, wurden Augenhöhlen mit einer Klinge bearbeitet, Augen von plastikumhüllten Händen herausgerissen. Es war neunzehn Uhr, die Nacht brach herein. Niémans stand auf und löschte das Neonlicht. Noch stand die Identität der zweiten Leiche nicht fest, doch um die Zeit zu nutzen, wollte er zumindest einen Blick in das Leben von Philippe Sertys werfen. Vielleicht fand er ja etwas. Einen Hinweis. Eine Spur. Oder auch nur eine weitere Gemeinsamkeit zwischen den beiden Männern.

28

Philippe Sertys und seine Mutter lebten in einem Häuschen am Stadtrand, an einer menschenleeren Straße unweit einer Siedlung heruntergekommener Mietshäuser. Ein braunes Dach mit mehreren Ecken, eine schmutzige, einst weiße Fassade, vergilbte Spitzenvorhänge wie ein kariöses Lächeln vor der Dunkelheit im Inneren des Hauses. Die alte Frau war noch auf der Gendarmerie, um ihre Aussage zu Protokoll zu geben, und nirgends brannte Licht. Dennoch läutete er vorsichtshalber. Keine Reaktion.

Niémans ging um das Häuschen herum. Ein heftiger Wind fuhr ihm ins Gesicht, eisig, ein Vorbote des Winters. Links neben dem Haus stand eine Garage. Er warf einen Blick hinein und sah einen schmutzigen Lada, der nicht mehr der jüngste war. Er ging weiter. Hinter dem Haus erstreckten sich ein paar Quadratmeter Rasen: der Garten.

Niémans sah sich noch einmal um und hielt Ausschau nach

unliebsamen Augenzeugen, aber es war niemand zu sehen. Er stieg die drei Stufen zur Haustür hinauf und untersuchte das Schloß, das alt und primitiv war. Mühelos öffnete er die Tür, trat sich auf der Matte die Füße ab und drang ins Haus ein. Er schaltete seine Taschenlampe ein. Durch eine Diele gelangte er in ein armseliges Wohnzimmer: Der weiße Lichtstrahl zeigte ihm einen grünlichen Teppichboden, auf dem hier und dort kleine dunkle Teppiche lagen, Möbel, die nicht zusammenpaßten, ein Bettsofa unter aufgehängten Jagdgewehren, geschmacklosen Krimskrams. Eine Atmosphäre biederer Behaglichkeit, der Rahmen eines eintönigen, engstirnigen Alltags. Er streifte Latexhandschuhe über und durchsuchte vorsichtig die Schubladen. Sie enthielten nichts Interessantes. Versilbertes Besteck, bestickte Taschentücher, persönliche Dokumente: Steuerbescheide, Formulare der staatlichen Krankenversicherung ... Niémans durchblätterte rasch die Papiere und inspizierte anschließend den Rest der Einrichtung. Vergeblich. Es war das Wohnzimmer einer Familie ohne Geschichte. Niémans ging in den oberen Stock hinauf.

Auf Anhieb fand er das Schlafzimmer von Philippe Sertys. Tierposter an den Wänden, Stapel von Illustrierten auf einer Truhe, Fernsehprogrammzeitschriften: alles in diesem Raum deutete auf eine bedrückende geistige Leere hin. Niémans begann mit einer gründlicheren Durchsuchung. Bis auf einige Details, die von einer ausschließlich nächtlichen Existenz zeugten, fand er nichts. Auf einem Regal reihten sich Lampen verschiedener Art und Stärke aneinander, als hätte der Mann versucht, die unterschiedlichen Lichtverhältnisse jeder Jahreszeit nachzustellen – denn vom Tageslicht der Außenwelt schottete er sich durch schwere, fugenlose Fensterläden und schwarze Augenmasken ab. Sertys litt entweder unter massiven Schlafstörungen, oder er besaß die Natur eines Vampirs, der nicht die geringste Helligkeit erträgt. Niémans spähte unter die Bettdecke, die Laken, die Matratze, fuhr mit den Händen unter den Teppich, strich über die tapezierten Wände. Er fand nichts. Vor allem keinen Hinweis auf die Existenz einer Frau in Sertys' Leben.

Er warf noch einen Blick ins Zimmer der Mutter, ohne sich allzu

lange darin aufzuhalten, denn inzwischen schlug ihm die drückende Atmosphäre dieses Hauses aufs Gemüt. Er ging hinunter ins Erdgeschoß, inspizierte kurz die Küche, das Bad, den Keller. Völlig umsonst.

Draußen wehte der Wind mit unverminderter Stärke und rüttelte an den Scheiben.

Er löschte seine Taschenlampe und empfand einen unerwartet angenehmen Schauer. Das Gefühl eines geräuschlosen Eindringens, einer geheimen Zuflucht.

Niémans dachte nach. Er konnte sich nicht täuschen. Nicht in dem Ausmaß. Irgendwo mußte er hier einen Hinweis, ein Zeichen aufspüren, was auch immer es war. Je mehr er sich zu irren schien, desto mehr wuchs in ihm die Überzeugung, daß er in Wahrheit recht hatte – daß es ein Geheimnis aufzudecken gab, daß zwischen Caillois und Sertys eine Verbindung bestand. Der Kommissar hatte eine andere Idee.

Die Garderobe für die Mitarbeiter des Klinikums war in bleiernen Farbtönen gehalten. Wie eine Kompanie Soldaten reihte sich ein Spind an den anderen, in zähneknirschender, prekärer Habtachtstellung. Kein Mensch war zu sehen. Niémans bewegte sich geräuschlos durch den Raum. Er las die Namen auf den kleinen Metallschildern und hatte bald gefunden, wonach er suchte. Er zog wieder seine Handschuhe an und machte sich am Vorhängeschloß des Spinds zu schaffen. Erinnerungen kamen ihm in den Sinn: die nächtlichen Einsätze, die Überfälle mit der verummten Truppe des Antigang-Kommandos. Er sehnte sich nicht nach dieser Zeit zurück. Zwar liebte er es mehr als alles andere, sich Räume zu erobern, die entscheidenden Stunden der Nacht zu beherrschen, doch als echter Eindringling: allein, lautlos und heimlich.

Das Schloß klickte ein paarmal, dann gab es nach. Niémans öffnete die Tür und fand Kittel, Süßigkeiten, alte Zeitschriften. Und weitere Lampen und Schlafrnasken. Er tastete die Wände ab, kramte in den Winkeln und achtete stets darauf, keine Geräusche zu verursachen. Nichts. Er vergewisserte sich, daß der Spind keinen doppelten Boden hatte.

Niémans ließ sich auf die Knie nieder und fluchte innerlich. Offensichtlich versteifte er sich auf eine falsche Fährte: Im Leben dieses jungen Burschen gab es nichts zu entdecken. Und im übrigen war er nicht einmal sicher, ob die tiefgefrorene Gletscherleiche tatsächlich Philippe Sertys war – vielleicht tauchte er ja in ein paar Tagen wieder auf, nachdem er mit einer atemberaubenden Krankenschwester durchgebrannt war. Der Kommissar lächelte über seine eigene Sturheit und fand es an der Zeit, zu verschwinden, ehe ihn jemand in dieser Lage überraschte. Im selben Moment, als er aufstehen wollte, entdeckte er unter dem Schrank eine lockere Linoleumplatte, die ein wenig abstand. Er fuhr mit der Hand unter den Spind, betastete das synthetische Material und hob mit zwei Fingern die Platte an. Er berührte die rauhe Oberfläche des Betons, dann einen Gegenstand. Er hörte ein leises Klirren, streckte die Finger noch weiter aus, dann schloß er sie zur Faust. Als er sie wieder öffnete, hielt er einen Schlüssel mit Ring in der Hand, der sorgfältig unter dem Spind versteckt worden war. Er trug die typischen Einkerbungen, wie sie zu einem Zylinderschloß passen.

Wenn Sertys ein Geheimnis hatte, so verbarg es sich hinter der Tür, zu der dieser Schlüssel gehörte.

Niémans hatte Glück: Im Rathaus traf er gerade noch den Angestellten des Katasteramtes an, der sich eben zum Aufbruch anschickte. Der Mann zuckte nicht mit der Wimper, als er den Namen Sertys hörte. Schon im Mantel, suchte er widerwillig die Angaben, die der Kommissar von ihm verlangte. Während Niémans sich geduldete, rekapitulierte er die Annahme, die ihn hierher gebracht hatte, als ließen sich so die Erfolgsaussichten erhöhen. Philippe Sertys hatte unter seinem Spind im Krankenhaus einen Schlüssel versteckt, der zu einem Sicherheitsschloß gehörte – auf keinen Fall zu seiner Haustür. Dieser Schlüssel konnte zu unendlich vielen Türen, Wandschränken, Lagerräumen passen, zumal im Krankenhaus. Doch warum hatte Sertys ihn versteckt? Eine Eingebung hatte Niémans hierher, ins Grundbuchamt geführt: Er wollte sich vergewissern, ob Philippe Sertys noch eine zweite Unterkunft besaß, eine Hütte, eine Scheune, irgend etwas, hinter dessen gut gesicherter Tür sich ein zweites Leben verbarg.

Murrend schob der Beamte eine altmodische Schachtel aus Karton unter der Trennscheibe des Schalters hindurch. Auf der Vorderseite verkündete ein mit Tinte beschriebenes Schild in einem Kupferrahmen: »Sertys«. Niémans zügelte seine Erregung, öffnete die Schachtel und nahm die amtlichen Unterlagen heraus, die Notariatsakten, den Grundstücksplan. Er prüfte sämtliche Dokumente, die Nummern der Parzellen, lokalisierte sie auf dem beiliegenden Umgebungsplan. Er prägte sich die Adresse des Grundstücks ein. So einfach war das also.

In dem kleinen Häuschen wohnten Philippe Sertys und seine Mutter zur Miete, doch nebenbei war der junge Mann Eigentümer eines zweiten Hauses, geerbt von seinem Vater René Sertys und nach dessen Tod auf den Namen des Sohnes eingetragen.

29

Ein Haus war es eigentlich nicht, wie Niémans bald feststellte, sondern eine Lagerhalle, einsam gelegen am Fuß des Grand Doménon und umringt von verdorrten Nadelbäumen. Von den Wänden blätterte die Farbe, sichtlich jahrzehntealt und schuppig wie die Haut eines Leguans.

Vorsichtig trat Niémans näher. Vergitterte Fenster, innen mit Sackleinwand verhängt. Ein mächtiges Tor und daneben eine gepanzerte Tür. Es hätte ein Lager für Fässer, Eisenrohre, Baumaterial sein können, für Industriegüter aller Art. Doch das Gebäude gehörte einem unauffälligen, wortkargen Hilfspfleger, der vermutlich in einem Gletscher ermordet worden war. Niémans drehte zunächst eine Runde ums Haus und kehrte dann zu der eisernen Tür zurück. Er steckte den Schlüssel ins Schloß, hörte das leise Klicken der Stifte, dann das Geräusch der Federn, die sich in ihrem Metallgehäuse bewegten. Die Tür öffnete sich, und Niémans holte tief Luft, ehe er eintrat. Der Raum war in das bläuliche Licht der

Nacht getaucht, das durch die Ritzen zwischen der Leinwand in den Fenstern und durch die Oberlichter hindurchschimmerte. Der Raum war etliche hundert Quadratmeter groß, düster, baufällig, gestreift von den rechtwinkligen Schatten der Metallverstreben des Dachs. Hohe Pfeiler ragten bis zur Decke.

Mit eingeschalteter Lampe betrat Niémans den Raum. Die Halle war vollkommen leer. Mehr noch, sie war erst kürzlich geräumt worden, denn durch den Staub auf dem Betonboden zogen sich zahlreiche Furchen, zweifellos die Spuren schwerer Gegenstände, die zur Tür gezerzt worden waren. Eine sonderbare Atmosphäre herrschte hier, wie der Nachhall einer panischen Hast.

Der Kommissar sah sich um, schnupperte, tastete. Es war wohl einmal eine Fertigungshalle gewesen, in der offensichtlich sterile Bedingungen erforderlich waren, denn er nahm einen auffälligen Geruch nach Desinfektionsmitteln wahr. Und dahinter witterte er schwach etwas Animalisches.

Niémans ging weiter. Unter seinen Sohlen knirschte jetzt ein weißlicher Staub, durchsetzt von größeren Splittern, die wie Kreide aussahen. Er beugte sich nieder und entdeckte winzige Bruchstücke von Metallgittern, wie Probemuster für Maschendraht oder Fragmente von Luftfiltern. Er steckte etliche dieser Teile in Plastiktüten, dann sammelte er ein wenig Staub und Splitter ein, die einen undefinierbaren, faden Geruch verbreiteten. Backpulver. Oder Gips. Auf keinen Fall Rauschgift. Am Rande dieser jüngsten Entdeckung fiel ihm auf, daß dieser Raum offensichtlich jahrelang stark geheizt worden war: Darauf wiesen die hellen Stellen in allen Ecken des Raumes hin, rechtwinkelig und markiert durch schwärzliche Verfärbungen der Mauer ringsum, daneben Anschlüsse, an denen möglicherweise einst elektrische Heizkörper montiert waren. Niémans legte sich verschiedene widersprüchliche Erklärungen zurecht. Er dachte an eine Tierzucht, für die hohe Temperaturen erforderlich waren. Vielleicht war hier auch eine Art Reinraum gewesen, in dem Laborexperimente stattgefunden hatten, was eine Erklärung für den ausgeprägten klinischen Geruch sein könnte. Er war höchst befremdet, zugleich aber empfand er eine dumpfe, unbegreifliche Angst. Weitaus heftiger und verstörender als

seine Furcht in der Gletscherspalte.

Zwei Gewißheiten besaß er jetzt. Erstens wußte er, daß Philippe Sertys, ein unauffälliger Krankenpfleger, hier einer obskuren Tätigkeit nachging. Und die zweite Gewißheit war, daß der Mann kurz vor seinem Verschwinden gezwungen gewesen war, die Halle in höchster Eile zu räumen.

Niémans ging die Mauern entlang und musterte sie aufmerksam im Schein der Taschenlampe. Vielleicht gab es hier Nischen, lose Planken, irgendeinen Gegenstand, den Sertys vergessen hatte. Er tastete und klopfte die Wände ab, lauschte auf den Klang, achtete auf Materialunterschiede. Die Wände waren mit dickem Packpapier beklebt, unter dem sich zur Wärmedämmung komprimierte Glaswolle befand.

Der Kommissar tastete zwei ganze Mauern ab, bis er in einer Höhe von etwa einem Meter achtzig auf eine rechtwinkelige Vertiefung stieß, die von der leicht gewölbten Oberfläche der Umgebung auffallend abwich. Mit einem Finger folgte er dem Umriß dieses Fachs und stellte fest, daß die Fugen abgedichtet worden waren. Daraufhin riß er das darübergeklebte Papier auf und entdeckte Scharniere und eine zweiflügelige Tür. Er steckte die Fingernägel in den Schlitz in der Mitte und öffnete den Verschluss. Regalbretter. Staub. Schimmel.

Der Kommissar befühlte die Regale: auf dem obersten Brett ertastete er etwas Flaches, überzogen mit klebrigem Plastik, und griff danach. Es war ein kleines Spiralheft.

Sein Herz schlug schneller. Sofort schlug er es auf und blätterte darin. Sämtliche Seiten waren mit winzigen unverständlichen Zahlen gefüllt. Doch auf einer Seite entdeckte er über den Zahlenkolonnen eine Inschrift in großen, schrägen Buchstaben, die im Licht seiner Lampe bräunlich wirkten, wie mit Blut geschrieben und derart ungestüm, daß die Feder an manchen Stellen das Papier geritzt hatte. Niémans hatte den Eindruck eines rasenden Zorns, eines rot spritzenden Geysirs. Als hätte der Schreiber dieser Zeilen nicht anders gekonnt, als seine Wut, seinen Wahnsinn in scharlachroten Buchstaben auszuspeien. Niémans las:

WIR SIND DIE HERREN, WIR SIND DIE SKLAVEN.
WIR SIND ÜBERALL, WIR SIND NIRGENDWO.

WIR SIND DIE VERMESSER.
WIR BEHERRSCHEN DIE PURPURNEN FLÜSSE.

Der Kommissar lehnte sich an die Wand, zwischen braunen Papierfetzen und Fäden von Glaswolle. Er löschte seine Lampe, doch in sein Bewußtsein drang ein gleißendes Licht. Nicht eine Verbindung zwischen Rémy Caillois und Philippe Sertys hatte er entdeckt, sondern etwas Besseres: ein Schemen, ein Geheimnis in dem zurückgezogenen Dasein des Krankenpflegers. Was bedeuteten die Zahlen und diese abstrusen Sätze? Was trieb Sertys in seinem geheimen Unterschlupf?

Niémans wiederholte sich noch einmal seine bisherigen Ergebnisse, wie man die ersten knisternden Reiser eines Feuers in eisigem Wind zusammenrafft. Rémy Caillois war hochgradig schizophran und ein gewalttätiger Mensch, der sich – vielleicht – in der Vergangenheit eines Verbrechens schuldig gemacht hatte. Philippe Sertys hingegen ging in dieser düsteren Werkhalle einer geheimen Beschäftigung nach, deren Spuren er wenige Tage vor seinem Verschwinden – oder seinem Tod – auszulöschen versucht hatte.

Noch hatte er keinen konkreten Beweis, keine klaren Fakten, doch nun erwies sich, daß weder Caillois noch Sertys so durchschaubar waren, wie ihr öffentliches Leben vermuten ließ. Weder der Bibliothekar noch der Krankenpfleger waren unschuldige Opfer.

VI

30

Seit beinahe zwei Stunden saß Karim am Steuer. Er fuhr nach Osten.

Mit zugeschnürter Kehle dachte er an das Gesicht des Kindes. Manchmal schwebte ihm eine Art Ungeheuer vor, ein völlig glattes, konturenloses Gesicht ohne Nase und Wangenknochen, in dem zwei blanke weiße Augäpfel prangten. Oder er stellte sich ein ganz durchschnittliches Kind vor, so unauffällig und nichtssagend, daß es niemandem im Gedächtnis blieb. Dann wieder sah er Züge ohne Eigenleben, surreal und instabil, in denen jeder Betrachter nur sich selbst erblickte – ein schillerndes Gesicht, das nur Spiegelbilder zurückwarf und die unter der Heuchelei eines Lächelns verborgenen Geheimnisse der Seele verriet. Karim schauderte. Er hatte nur diese eine Gewißheit: Der Schlüssel zur Wahrheit war dieses Gesicht. Unwiderruflich. Bei Agen war er auf die Autobahn nach Toulouse eingebogen, war dann dem Canal du Midi gefolgt und vorbei an Carcassonne und Narbonne weiter in Richtung Sète gefahren. Sein Wagen war eine Katastrophe. Eine Kombination aus hustenden Zylindern und rasselnden, klopfenden Einzelteilen. Mehr als hundertdreißig Stundenkilometer schaffte er nicht einmal mit Rückenwind. Karim grübelte vor sich hin. Mit durchgedrücktem Gaspedal fuhr er entlang der Küste, und das Kloster Saint-Jean-de-la-Croix rückte endlich in greifbare Nähe. Die graue Küstenlandschaft mit ihren weichen, unbestimmten Konturen ließ ihn ein wenig zur Ruhe kommen, und er dachte nun über die rationalen Elemente nach, die er bisher zusammengetragen hatte. Die Besuche bei dem Fotografen und dem Pfarrer hatten seinen Ermittlungen eine neue Wendung gegeben. Es war sehr wahrscheinlich, daß die fraglichen Unterlagen der Ecole Jean-Jaurès schon Jahre vor dem Einbruch in der vergangenen Nacht entwendet worden waren. Unterwegs hatte er

noch einmal die Schulleiterin anrufen. Auf die Frage: »Kann es sein, daß alle diese Dokumente schon 1982 verschwunden sind und daß in all den Jahren niemand etwas bemerkt hat?« hatte die Direktorin gesagt: »Ja.« Auf die Frage: »Es ist also denkbar, daß Ihnen das Verschwinden der Dokumente erst heute wegen des Einbruchs aufgefallen ist?« hatte sie ebenfalls geantwortet: »Ja.« Auf die Frage: »Haben Sie je von einer Nonne gehört, die versucht hat, die Klassenfotos aus diesen beiden Jahren an sich zu bringen?« hatte sie geantwortet: »Nein.«

Trotzdem wollte Karim ganz sichergehen, ehe er sich auf den Weg machte. Im Einwohnermeldeamt von Sarzac hatte er Geburtsdaten und Adressen nachgeschlagen und telefonisch mit mehreren ehemaligen Schülern der beiden fraglichen Jahrgangsstufen gesprochen. Keiner von ihnen war noch im Besitz der Klassenfotos aus der dritten und vierten Grundschulklasse. Bei einem war ein Feuer ausgebrochen, dem sämtliche Fotos zum Opfer gefallen waren, bei einem anderen war eingebrochen worden, doch die Diebe hatten merkwürdigerweise nichts als ein paar alte Fotos mitgenommen. Wieder ein anderer erinnerte sich an eine Nonne, die sich für die Fotos interessiert hatte, aber, sagte der Mann, sie sei spät abends erschienen, und er würde sie auf keinen Fall wiedererkennen. Übereinstimmend erklärten seine Gesprächspartner, alle diese Vorfälle hätten sich in ein und demselben kurzen Zeitabschnitt ereignet: im Juli 1982. Einen Monat vor dem Tod des Jungen.

Gegen siebzehn Uhr dreißig, als er am Bassin de Thau entlangfuhr, hielt Karim an einer Telefonzelle und rief Crozier an. Er bewegte sich jetzt außerhalb der Regeln, und die Vorstellung entzückte ihn: Er warf seine Fesseln ab.

»Ich hoffe, du bist auf dem Weg hierher«, brüllte Crozier ins Telefon. »Achtzehn Uhr haben wir vereinbart.«

»Kommissar, ich verfolge eine Spur.«

»Was für eine Spur?«

»Lassen Sie mich weitermachen. Jeder Schritt bestätigt meine ursprüngliche Ahnung. Was gibt's Neues vom Friedhof?«

»Du machst einen Alleingang und erwartest von mir, daß ich dich dabei unterstütze?«

»Antworten Sie mir bitte. Haben Sie den Wagen gefunden?« Crozier seufzte. »Wir haben die Besitzer von sieben Ladas, zwei Skodas und einem Trabant identifiziert, zugelassen in den Départements Lot, Lot-et-Garonne, Dordogne, Aveyron und Vaucluse. Unser Wagen ist nicht dabei.«

»Haben Sie nachgeprüft, wo die Fahrzeughalter in der fraglichen Zeit waren?«

»Nein, aber wir haben auf dem Parkplatz vor dem Friedhof Reifenspuren mit Abriebpartikeln gefunden. Es handelt sich um eine Kautschuksorte mit hohem Kohlenwasserstoffanteil, von ziemlich schlechter Qualität. Das heißt, der Besitzer des Wagens fährt noch die Originalreifen, während alle anderen, die wir aufgespürt haben, auf Michelin oder Goodyear umgestiegen sind. Jeder, der sich diesen Typ Wagen kauft, wechselt als allererstes die Reifen. Wir suchen also weiter. In anderen Départements.«

»Ist das alles?«

»Im Moment ja. Jetzt du. Was hast du zu sagen?«

»Ich komme antizyklisch voran.«

»Was soll das heißen?«

»Je weniger ich finde, desto mehr bin ich überzeugt, daß ich auf dem richtigen Weg bin. Hinter den Einbrüchen der letzten Nacht steht eine sehr viel komplexere Geschichte.«

»Welcher Art?«

»Keine Ahnung. Es hat irgendwas mit dem Kind zu tun, das in der Gruft begraben ist. Mit seiner Entführung oder Ermordung, ich weiß es noch nicht. Ich ruf Sie wieder an.« Er legte auf, ehe der Kommissar weitere Fragen stellen konnte. Kurz vor Sète kam er durch ein kleines Dorf am Meer, wo das Wasser des Golfe du Lion sich mit dem Land zu einem endlosen, schilfgesäumten Sumpfgebiet verband. Er bremste ab und fuhr langsam an einem merkwürdigen Hafen entlang, in dem kein einziges Boot lag: Nur lange schwarze Fischernetze waren zwischen Häusern mit verschlossenen Läden gespannt. Das ganze Dorf war wie ausgestorben.

Ein Geruch nach Dünger lag in der Luft, beißender Jauchegestank, der den Meeresgeruch überdeckte.

Karim Abdouf war beinahe am Ziel. Mehrere Hinweisschilder

zeigten ihm den Weg zum Kloster. Die untergehende Sonne beleuchtete Salzlachen an der Oberfläche der Sümpfe, perspektivisch verkürzt zu messerdünnen Linien. Nach fünf Kilometern entdeckte Karim ein weiteres Schild und bog in eine schmale Teerstraße ein, die rechter Hand in die Höhe führte, kurvenreich und gesäumt von Schilf und zerzaustem Röhricht. Endlich tauchten die Klostergebäude vor ihm auf, und Karim war verblüfft. Zwischen gestrüppüberwucherten Dünen ragten zwei monumentale Kirchen in den Himmel. Die eine hatte zwei fein ziselierte Türme, die in zierlichen, geriefelten Kuppeln endeten und an ein kolossales Zuckerwerk erinnerten, die andere hingegen war ein massiges Bauwerk aus roten Backsteinen mit einem einzelnen behäbigen Turm, dessen Dach flach wie ein Wagenrad war. Zwei Basiliken, die in der Seeluft wie gestrandete Wracks wirkten – merkwürdig fehl am Platz in einer so gottverlassenen Gegend.

Beim Näherkommen erkannte er ein drittes Gebäude, das sich zwischen den beiden Kirchen erstreckte, ein einstöckiges Bauwerk mit schmalen, beinahe sparsamen Fenstern in einer Reihe.

Vermutlich das Kloster selbst, das sein Mauerwerk an sich zu raffen schien, als wollte es jeden Kontakt mit den Sakralbauten vermeiden.

Als Karim den Wagen abstellte, fiel ihm ein, daß er noch nie so eng mit der Religion in Berührung gekommen war – auch nicht so häufig in so kurzer Zeit. Diese Überlegung brachte ihn auf einen Gedanken, den er in der Polizeischule von Cannes-Ecluse gehört hatte, wo in regelmäßigen Abständen Vorträge von Kommissaren stattfanden, die von ihren Erfahrungen berichteten. Einer der Redner hatte Karim besonders beeindruckt: ein großer Typ mit Bürstenhaarschnitt und kreisrunden, in Metall gefaßten Augengläsern. Sein Vortrag hatte ihn fasziniert: Das Verbrechen, hatte der Mann erklärt, finde stets seinen Widerhall im Geist der Augenzeugen und der Angehörigen – man müsse sie als eine Reihe von Spiegeln betrachten, zwischen denen der Mörder sich in irgendeinem toten Winkel verberge.

Auf den ersten Anschein wirkte der Mann wie ein Narr, doch er verstand es, sein Publikum in den Bann zu schlagen. Auch von

atomaren Strukturen hatte er gesprochen. Wenn bestimmte Elemente, scheinbar nichtssagende Details, bei einer Ermittlung immer wieder auftauchten, hatte er gesagt, müsse man sie im Gedächtnis behalten und berücksichtigen, denn mit Sicherheit verberge sich eine tiefere Bedeutung dahinter. Jedes Verbrechen sei vergleichbar mit einem Atomkern, und die wiederkehrenden Elemente seien die Elektronen, die den Kern umkreisten und auf eine unausgesprochene Wahrheit hinwiesen. Karim lächelte. Der Bulle mit seiner Metallbrille hatte recht: Diese Bemerkung galt auch für seinen eigenen Fall. Die Religion war zu einem wiederkehrenden Element geworden. Seit dem Morgen zeichnete sich hier eine Wahrheit ab, der er auf den Grund gehen mußte.

Er ging auf ein kleines steinernes Portal zu und läutete. Nach wenigen Sekunden erschien ein Lächeln im Türspalt. Es war ein altes Lächeln, schwarz und weiß umrahmt. Ehe Karim den Mund aufbrachte, wick die Nonne zur Seite und forderte ihn auf: »Treten Sie ein, mein Sohn.«

Karim betrat eine sehr nüchterne Halle: leere weiße Mauern, nur an einer Wand hing ein Holzkreuz über einem stark nachgedunkelten Bild. Rechts zweigte ein Flur ab, in dem Abdouf ein trübes Licht durch einige offene Türen schimmern sah. Durch eine andere Türöffnung erspähte er Reihen lackierter Stühle auf hellem Linoleumboden – so makellos, wie ein Ort der Einkehr auszusehen hatte, frei von allem überflüssigen Beiwerk. »Folgen Sie mir«, sagte die Nonne. »Wir sind gerade beim Essen.«

»So früh?« wunderte sich Karim.

Die Nonne lachte auf, verschmitzt wie ein junges Mädchen. »Sie kennen offensichtlich nicht den Stundenplan der Karmeliterinnen. Um sechs Uhr ist schon die Vesper.« Karim folgte ihr durch den Flur. Im blanken Linoleumboden spiegelten sich ihre Silhouetten wie in der Oberfläche eines Sees. Sie kamen zu einem großen, grell beleuchteten Speisesaal, in dem etwa dreißig Ordensschwestern fröhlich plaudernd bei ihrer Mahlzeit saßen. Die Gesichter und Schleier hatten eine leicht papierne Brüchigkeit, trocken wie Hostien. Etliche Blicke empfingen den Polizisten, hier und dort auch ein Lächeln, doch kein Gespräch wurde unterbrochen. Karim hörte

mehrere Sprachen heraus: Französisch, Englisch, auch eine slawische Sprache, die wie Polnisch klang. Die Ordensschwester forderte ihn auf, sich ans Ende eines Tisches zu setzen, und alsbald wurde ein tiefer Teller vor ihn hingestellt und mit einer dickflüssigen Suppe gefüllt, in der kleine hellbraune Klöße schwammen. »Essen Sie, mein Sohn. Ein großer Mensch wie Sie ...« Immer wieder »mein Sohn« ... Doch Karim war nicht nach Protesten zumute. Er sah auf seinen Teller hinunter, erinnerte sich, daß er seit dem Vortag nichts gegessen hatte, und merkte auf einmal, wie hungrig er war. Im Handumdrehen löffelte er die Suppe aus und verschlang anschließend mehrere Scheiben Brot mit Käse. Jedes Nahrungsmittel hatte den unverkennbaren, einzigartigen Geschmack hausgemachter Speisen, die aus den Erzeugnissen des eigenen Gartens hergestellt werden. Aus dem Wasserkrug schenkte er sein Glas voll, dann schaute er auf und stellte fest, daß seine Tischnachbarinnen ihn beobachteten und kommentierten.

»Wir haben über ihre Frisur gesprochen«, murmelte die Nonne, die ihn hergeführt hatte, leicht verlegen. »Und was haben Sie gesagt?«

Sie lachte kurz auf. »Wie machen Sie diese Zöpfe?«

»Die entstehen von allein«, antwortete er. »Krause Haare bilden von Natur aus Zöpfe, wenn man sie wachsen läßt. *Dreadlocks* nennen sie die Jamaikaner. Die Männer auf Jamaika schneiden sich nie die Haare und rasieren sich nicht – das wäre gegen ihre Religion, wie bei den Rabbinern. Wenn die *Dreadlocks* lang genug sind, werden sie mit Erde eingerieben, damit sie schwerer werden ...«

Karim verstummte jäh. Schließlich war er nicht gekommen, um zu essen und zu trinken und mit Klosterfrauen über seine Haartracht zu plaudern. Er öffnete den Mund, um den Anlaß seines Besuchs zu erklären, doch die Nonne kam ihm zuvor und fragte in ernstem Ton: »Was wollen Sie, mein Sohn? Warum tragen Sie eine Pistole unter der Jacke?«

»Ich bin von der Polizei und muß mit Schwester Andrée sprechen. Unbedingt.«

Die Ordensschwestern setzten ihre Gespräche ungerührt fort, doch seine Bitte hatten sie sehr wohl zur Kenntnis genommen. »Wir werden sie benachrichtigen«, sagte die Nonne und gab ihrer

Nachbarin einen verstohlenen Wink, dann wandte sie sich wieder an Karim: »Kommen Sie mit.«

Der Polizist verabschiedete und bedankte sich mit einer Verbeugung vor der Tischgesellschaft. Ein Wegelagerer, der seine Gastgeberinnen grüßte. Wieder gingen sie durch den blitzblanken Flur, die Klosterfrau voran, bis sie unvermittelt stehenblieb und sich umdrehte. »Sie wissen, was Sie erwartet, nicht wahr?« fragte sie.

»Was denn?«

»Sie können mit ihr sprechen, aber Sie dürfen sie nicht sehen. Sie können sie hören, aber Sie dürfen ihr nicht nahe kommen.« Karim musterte die Ränder des Schleiers, geschwungen wie ein dunkles Gewölbe. Er dachte an ein Kirchenschiff, eine blau erleuchtete Kuppel, an die Glocken Roms am Ostermorgen – an alle Arten von Klischees, die einem in den Sinn kommen, wenn man versucht, dem Gott der Katholiken ein Gesicht zu verleihen. »Schwester Andrée hat ein Dunkelheitsgelübde abgelegt«, flüsterte die Nonne. »Vor vierzehn Jahren hat sie gelobt, sich für immer vom Tageslicht fernzuhalten, und wir haben ihr Gesicht seither nicht mehr gesehen. Inzwischen muß sie wohl blind sein.«

Draußen verschwanden die letzten Sonnenstrahlen hinter den wuchtigen Gebäuden. Ein eiskalter Wind fegte über den verlassenen Hof. Sie gingen zu der Kirche mit den hohen Türmen, und die Klosterfrau führte ihn zu einer kleinen Holztür im rechten Seitenschiff, die sichtlich jünger war als das Gebäude. Sie kramte in ihren Gewändern, Karim hörte Schlüssel klirren und das Scharren von Metall auf Stein. Vor der offenen Tür ließ die Nonne ihn allein. Die Dunkelheit schien belebt, bewohnt von feuchten Gerüchen, flackernden Kerzen, abgegriffenen Steinen. Karim ging ein paar Schritte und schaute auf, aber es war ihm unmöglich, die Höhe des Gewölbes abzuschätzen. Durch die Fenster fiel nur noch das spärliche Licht der fortgeschrittenen Dämmerung, und die Kerzenflammen schienen in der Kälte, der erdrückenden Größe des Raums zu ersticken.

Er ging vorbei an einem Weihwasserbecken in Muschelform, an den Beichtstühlen und mehreren Seitenkapellen, in denen offenbar Reliquien verwahrt wurden, und gelangte zu einem schmiedeeisernen

Kerzenhalter, in dem viele Kerzen brannten, Flammen in flüssigem Wachs. Der Ort weckte dumpfe Erinnerungen. Trotz seiner Herkunft, trotz der Farbe seiner Haut war eine tiefere Schicht seines Bewußtseins katholisch geprägt. Er entsann sich kalter Mittwochnachmittage im Heim, der Katechismusstunde, die obligatorisch war, ehe die Kinder sich vor den Fernsehapparat setzen durften. Das Kreuzwegmartyrium, die Barmherzigkeit Christi, die wunderbare Brotvermehrung, all dieser Unsinn ... Karim verspürte einen Anflug von Wehmut und eine merkwürdige Zärtlichkeit für seine Erzieher und nahm sich solche Gefühle auf der Stelle übel. Erinnerungen und Schwäche gegenüber seiner Vergangenheit waren ihm verhaßt. Er war ein Kind der Gegenwart, lebte nur für den Augenblick. So sah er sich jedenfalls gern. Er schritt weiter durch das Kirchenschiff. Hinter dem Lettner am Ende der Seitenkapellen erkannte er undeutlich dunkle Teppiche, weiß schimmernde Steine, goldgeschmückte Bilder. Ein leises Rascheln ließ ihn herumfahren. Er brauchte ein paar Sekunden, ehe er die schemenhafte Gestalt in der Dunkelheit ausmachte – und den Griff seiner Glock losließ, den er instinktiv gepackt hatte. In einer Kapelle stand völlig reglos Schwester Andrée.

31

Sie neigte den Kopf, der vollständig verschleiert war. Karim begriff, daß sie ihm ihr Gesicht nicht offenbaren würde, und hatte einen Geistesblitz: Vielleicht trugen die Ordensschwester und der kleine Junge ein gemeinsames Mal, das eine Blutsverwandschaft verriet – vielleicht waren sie Mutter und Sohn. Die Idee faszinierte ihn so sehr, daß er die ersten Worte der Frau überhörte. »Verzeihung, was sagten Sie?« murmelte er. »Ich habe gefragt, weshalb Sie mich zu sprechen wünschen.« Ihre Stimme war tief, aber sanft. Die Roßhaare eines Bogens, der über die Saiten der Geige streicht.

»Ich bin von der Polizei. Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, was Sie von Jude Itéro wissen.« Der dunkle Schleier regte sich nicht.

»Vor vierzehn Jahren«, fuhr Karim fort, »haben Sie in der Kleinstadt Sarzac sämtliche Fotos entwendet oder zerstört, auf denen ein kleiner Junge namens Jude Itéro zu sehen war. In Cahors haben Sie einen Fotografen bestochen. Sie haben Kinder hinters Licht geführt, Feuer gelegt, Einbrüche begangen. Das alles, um ein Gesicht auszulöschen, das auf ein paar Bildern festgehalten war. Warum?«

Die Nonne stand starr wie eine Statue, ihr Schleier war ein schwarzes Gewölbe über dem Nichts. »Ich gehorchte einem Befehl«, sagte sie endlich. »Einen Befehl? Von wem?«

»Von der Mutter des Kindes.«

Karim verspürte ein Prickeln durch seinen ganzen Körper laufen. Die Klosterfrau sagte die Wahrheit. Auf der Stelle verwarf er seine Mutter-Sohn-Hypothese.

Die Nonne öffnete das hölzerne Gitter, das sie von Karim trennte. Mit entschlossenem Schritt strebte sie an ihm vorbei auf die Bestuhlung des Hauptschiffs zu und kniete mit gesenktem Kopf auf einem Betstuhl neben einer Säule nieder. Karim ging eine Reihe weiter und setzte sich, das Gesicht ihr zugewandt. Es roch nach geflochtenem Stroh, Asche und Weihrauch. »Ich höre«, sagte er und musterte scharf den dunklen Fleck, hinter dem sich das Gesicht verbarg.

»An einem Sonntagmorgen im Juni zweiundachtzig kam sie zu mir.«

»Kannten Sie sie?«

»Nein. Wir haben uns hier in dieser Kirche kennengelernt. Von ihrem Gesicht habe ich nie viel gesehen. Sie hat mir weder ihren Namen genannt noch sonst irgendwelche Erklärungen geliefert. Sie sagte nur, sie brauche meine Hilfe – für eine besondere Mission ... Ich sollte die Klassenfotos ihres Kindes vernichten. Sie wollte jede Erinnerung an sein Gesicht auslöschen.«

»Warum denn?«

»Sie hatte den Verstand verloren.«

»Ich bitte Sie, Schwester Andrée. Finden Sie eine andere Erklärung.«

»Sie muß ein traumatisches Erlebnis gehabt haben, das ihren Verstand verwirrte. Sie sagte, ihr Kind würde von Teufeln verfolgt.«

»Von Teufeln!«

»So drückte sie sich aus. Diese Teufel, sagte sie, seien auf der Suche nach seinem Gesicht ...«

»Und das war ihre ganze Erklärung?«

»Ja. Sie sagte, ihr Sohn sei verflucht. Sein Gesicht sei ein Indiz, ein Beweisstück für das Werk der Teufel. Zwei Jahre lang seien sie und ihr Sohn der Verwünschung entgangen, doch nun habe das Unheil sie wieder eingeholt, und die Teufel verfolgten sie von neuem. Ihre Reden waren völlig abstrus. Eine Verrückte. Eine arme Frau.«

Karim ließ sich kein Wort entgehen. Er begriff nicht, was es mit diesem »Beweis« auf sich haben sollte, doch eines war klar: Die zweijährige Schonfrist hatten Mutter und Sohn in Sarzac in streng gewahrter Anonymität verbracht. Wo waren die beiden vorher gewesen?

»Wenn der Junge tatsächlich von bedrohlichen Wesen verfolgt wurde, weshalb vertraute sie dann den geheimen Auftrag ausgerechnet einer Ordensschwester an, an die man sich leichter erinnert als an jeden anderen?« Die Frau gab keine Antwort. »Bitte, Schwester Andrée«, murmelte Karim. »Sie sagte, sie habe alles versucht, um ihr Kind zu verstecken, doch die Teufel seien viel stärker. Deswegen bleibe ihr nichts anderes übrig, als das Gesicht auszutreiben.«

»Wie bitte?«

»Es ging ihr um eine Art Exorzismus. Weil ich Ordensfrau bin, mußte ich diejenige sein, die sich die Fotos beschaffte und anschließend verbrannte. Um das Gesicht ihres Kindes zu befreien.«

»Schwester Andrée, ich verstehe nicht das geringste.«

»Was soll ich Ihnen sagen – es waren die Worte einer armen, umnachteten Frau.«

»Aber warum Sie? Meine Güte, Ihr Kloster ist mehr als zweihundert Kilometer von Sarzac entfernt!«

Die Nonne schwieg wieder eine Weile, dann antwortete sie: »Sie hatte mich gesucht. Sie hatte mich ausgesucht.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich war nicht immer Karmeliterin. Ehe ich meine Berufung erkannte, war ich Ehefrau und Mutter und mußte meinen Mann und meinen kleinen Sohn verlassen, um ins Kloster zu gehen. Aus diesem Grund, dachte die Frau, hätte ich wohl Verständnis für ihren Wunsch. Sie hatte recht.«

Karim starrte gebannt auf den dunklen Schleier. »Aber Sie verschweigen mir doch etwas«, beharrte er. »Verständnis hin oder her – warum haben Sie getan, was sie von Ihnen wollte, wenn Sie die Frau für verrückt hielten? Warum sind Sie wegen ein paar Fotos Hunderte von Kilometern gefahren? Warum haben Sie gelogen, gestohlen, zerstört?«

»Wegen des Kindes. Trotz der Wahnvorstellungen der Frau, trotz ihrer absurden Reden spürte ich, daß das Kind in Gefahr war. Und daß ich ihm nur helfen konnte, wenn ich die Wünsche seiner Mutter erfüllte. Und wenn nur, um diese Raserei zu besänftigen.«

Karim schluckte. Das Prickeln kehrte wieder, intensiver diesmal. Er rückte näher und bat in seinem freundlichsten Ton: »Erzählen Sie mir von der Mutter. Wie sah sie aus?«

»Sie war sehr groß, mindestens einen Meter achtzig, und sehr kräftig. Auffallend breite Schultern hatte sie. Ihr Gesicht habe ich nie genau gesehen, aber ich weiß noch, daß sie eine schwarze Lockenmähne hatte, die ihr ausladend vom Kopf abstand, eine Brille mit sehr großen Gläsern, und sie war immer in Schwarz gekleidet. Weite Pullover aus Baumwolle oder Wolle ...«

»Und der Vater des Jungen? Hat sie je von ihm gesprochen?«

»Nein, nie.«

Karim packte den Betstuhl und beugte sich nahe zu ihr. Die Frau wich instinktiv zurück. »Wie oft ist sie gekommen?« fragte er.

»Fünf- – nein, viermal. Immer sonntags und früh am Morgen. Sie brachte mir eine Liste mit Namen und Adressen – der Fotograf, die Familien, die Fotos besaßen. An den Wochentagen versuchte ich, soweit es mir möglich war, die Bilder an mich zu bringen, suchte die Familien auf, log, stahl. Und es ist richtig, daß ich den Fotografen bestochen habe, mit dem Geld, das sie mir gab ...«

»Hat sie die Fotos dann von Ihnen abgeholt?«

»Nein, ich sagte Ihnen doch: Ich mußte sie verbrennen ... Wenn

sie wiederkam, strich sie einfach die Namen auf ihrer Liste aus ... Als sämtliche Namen abgehakt waren, spürte ich, wie erleichtert sie war. Sie verschwand, und ich habe sie nie wiedergesehen. Ich hingegen begab mich in die Dunkelheit, in die Isolation. Nur der Blick Gottes ist mir noch erträglich. Seit dieser Zeit vergeht kein Tag, an dem ich nicht für den Jungen bete. Ich ...« Sie verstummte jäh und schien mit einemmal eine naheliegende Wahrheit zu erkennen.

»Warum kommen Sie hierher? Warum dieses Verhör? Allmächtiger Vater, Jude ist doch nicht ...«

Karim stand auf. Der Weihrauchgeruch brannte ihm in der Kehle, und er merkte auf einmal, daß er laut, mit offenem Mund atmete. Er schluckte, dann warf er einen Blick auf Schwester Andrée. »Sie haben alles getan, was Sie konnten«, sagte er dumpf. »Aber es hat nichts genützt. Einen Monat später war der kleine Junge tot. Ich weiß nicht, wie und warum er gestorben ist. Aber die Frau war weniger verrückt, als Sie denken. Und gestern abend wurde die Gruft aufgebrochen, in der Jude beerdigt ist. Ich bin mir jetzt fast sicher, daß die Grabschänder dieselben Teufel sind, die sie damals so fürchtete. Die Frau durchlebte einen Alptraum, und dieser Alptraum ist jetzt wieder zum Leben erwacht.«

Die Schwester seufzte mit gesenktem Kopf, ihr Schleier fiel in schwarz-weißen Kaskaden herab. Karim sprach weiter, laut und rauh tönte seine Stimme durch die Kirche, und er wußte nicht mehr, für wen er sprach – ihretwegen, seiner selbst wegen oder um des kleinen Jungen willen.

»Ich bin ein Polizist ohne Erfahrung, Schwester Andrée. Ich bin ein ehemaliger Cauner, und ich ziehe diese Sache im Alleingang durch. Aber in einer Hinsicht hätten es die Kerle der letzten Nacht gar nicht schlechter treffen können.« Wieder packte er den Betstuhl. »Weil ich's mir geschworen habe, mir und dem kleinen Jungen, verstehen Sie? Weil ich von nirgendwoher komme, nichts zu verlieren habe und mich von nichts und niemandem aufhalten lasse. Denn ich bin auf eigene Faust unterwegs, verstehen Sie? Auf eigene Faust!«

Er beugte sich vor; unter seinem harten Griff knackte das Holz.

»Denken Sie nach, Schwester Andrée! An irgend etwas müssen Sie sich doch erinnern, irgendeine Spur, die ich verfolgen kann. Ich muß die Mutter von Jude ausfindig machen!«

»Nein«, sagte die Ordensschwester leise, immer noch mit gesenktem Kopf. »Ich weiß nichts.«

»Denken Sie nach! Wo kann ich die Frau finden? Wohin ging sie, als sie von Sarzac wegzog? Und woher kam sie? Nennen Sie mir irgendein Detail, einen Hinweis, dem ich nachgehen kann!« Schwester Andrée schluchzte erstickt auf. »Sie ... sie nahm ihn immer mit, wenn sie kam.«

»Ihren Sohn?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Nein. Sie ließ ihn in der Stadt. Es gibt dort einen Rummelplatz, nicht weit vom Bahnhof, und dort kümmerte sich wohl jemand um ihn. Diese Kirmes existiert heute noch, aber ich hatte nie den Mut, hinzugehen und mit den Schaustellern zu reden, ich ... Vielleicht erinnert sich einer von ihnen an den kleinen Jungen ... Mehr weiß ich wirklich nicht ...«

»Vielen Dank, Schwester Andrée.«

Karim sprang auf und eilte davon, und seine eisenbeschlagenen Sohlen hallten durch das weite Kirchenschiff. In der eisigen Luft draußen auf dem Kirchplatz blieb er stocksteif stehen, starrte in den Himmel und murmelte vor sich hin: »Verdammt, wo bin ich da hineingeraten?«

32

Der Rummelplatz lag an einer Bahnlinie am Ortsausgang und war ausgestorben wie die ganze Kleinstadt: Die Festbeleuchtung der Buden und die Musik verpufften ins Leere. Kein einziger Schaulustiger, keine Familie, die an einem Montagabend über das

Gelände schlenderten. In der Ferne fletschte das schwarze Meer seine weißlichen Gischtzähne.

Karim trat näher. Ein Riesenrad drehte sich in Zeitlupe. Seine Speichen waren mit kleinen Lampions besetzt, die flackerten wie unter einem Wackelkontakt, weil immer nur die eine Hälfte aufflammte, während die andere erlosch. Im Autoscooter schlugen die Wagen blindlings und mechanisch ihre Haken, und unter den windgeblähten Planen der Stände gab es die immergleichen Attraktionen: Tombolas, Schießbuden, erbärmliche Spektakel – Abdouf wußte nicht, was ihn mehr deprimierte, die Kirche oder dieser Jahrmarkt ...

Ohne große Hoffnung begann er, die Budenbesitzer und Schausteller zu befragen. Er sprach von einem zehnjährigen Jungen namens Jude Itéro und nannte ein Datum: Juli 1982. Die meisten Gesichter starteten ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken, wie zerknitterte Mumien. Manchmal erhielt er als Reaktion ein verneinendes Knurren, dann wieder die ungläubige Gegenfrage: »Wie, vor vierzehn Jahren? Ja, was denn noch alles?« Karim fühlte sich zunehmend mutlos. Es stimmte ja – wer sollte sich an eine so nebensächliche Begebenheit noch erinnern? Wie oft war die Mutter des Jungen denn hiergewesen? An drei, vier, allerhöchstens fünf Sonntagen?

Aus reiner Sturheit klapperte er sämtliche Stände ab, weil er sich einredete, das Kind habe vielleicht eine besondere Vorliebe für diese oder jene Attraktion gehabt oder mit einem der Schausteller Freundschaft geschlossen ...

Doch am Ende seiner Runde war er so schlau wie zuvor. Er ging zum Strand und starrte aufs Meer hinaus. Mit unverminderter Wucht rollten die Wellen wie Schaumzungen ans Ufer und brachen sich an der Mole. Weiter draußen sah das Meer aus wie Teer. Karim hatte das Gefühl, in ein Niemandsland geraten zu sein, in dem es nichts mehr zu holen gab. Eine Kindheitserinnerung fiel ihm ein: die verzauberte Stadt von Pinocchio, wo die bösen Kinder von großartigen Spektakeln in die Falle gelockt und in Esel verwandelt wurden. Was war aus Jude geworden?

Auf dem Rückweg zu seinem Wagen entdeckte Karim einen

kleinen Zirkus auf einer unbebauten Fläche, der ihm zuvor entgangen war. Entschlossen, keine Möglichkeit außer acht zu lassen, ging er auf das Zelt zu. Es war eigentlich kein Zirkus – nur ein recht windschiefes Zelt, in dem ein paar Artistennummern vorgeführt wurden. Über dem wackeligen Eingang verkündete ein Transparent in geschnörkelten Buchstaben: »Los Braseros«. Ein ganzes Programm. Mit zwei Fingern hob der Polizist den Vorhang an, der als Tür diente, und trat ein. Wie angewurzelt blieb er stehen. Sah helllodernde Flammen, begleitet von donnerndem Prasseln. Benzingeruch wehte ihn in Schwaden an. Geblendet meinte er im ersten Moment, eine lichterloh brennende Maschine zu sehen, doch gleich darauf erkannte er menschliche Körper, rot leuchtende Haut, und begriff, daß es sich um Feuerschlucker handelte, die unter trüben Funzeln eine Art Ballett veranstalteten. Männer mit nacktem Oberkörper, glänzend von Schweiß und Benzin, die ihren Flammenatem auf leicht brennbare Fackeln hauchten und einen unheimlichen Tanz aufführten, bei dem sie sich im Kreis stampfend vor und zurück bewegten, immer wieder einen Schluck Benzin nahmen und neue, immer höhere Flammen zum Zeltdach emporspieen. Manche bückten sich, die Arme auf die Knie gestützt, während andere wie lodernde Höllengestalten über die krummen Rücken hinwegsprangen.

Karim dachte an die Teufel, die Jude und seine Mutter jagten. Immer wieder, diesen ganzen langen Alptraum hindurch, hatte dieselbe Atmosphäre geherrscht, dieselbe giftige Unruhe. »Jedes Verbrechen ist ein Atomkern«, hatte der Polizist mit der militärischen Bürstenfrisur gesagt.

Karim setzte sich in eine der hölzernen Sitzreihen und sah den Drachenlehrlingen eine Weile zu, fest entschlossen, hierzubleiben und die Männer zu befragen. Endlich legten die Braseros eine Pause ein, und einer der Feuerschlucker bemerkte ihn und kam mit seiner schwarzen Fackel in der Hand, aus der noch ein paar Flämmchen züngelten, auf ihn zu. Er war gewiß noch nicht dreißig, doch sein Gesicht schien von Jahren zerfurcht, von denen jedes einzelne doppelt zählte. Darunter wohl auch ein paar im Knast. Schwarze Mähne, schwarze Augen, braune Haut. Und der scharfe Blick eines

Mannes, der mit allen Wassern gewaschen ist. »Bist du einer von uns?« fragte er. »Vom Zirkus, meinst du?«

»Fahrendes Volk, meine ich. Schausteller, Zirkusartisten ... Suchst du Arbeit?«

Karim legte die Handflächen aneinander. »Nein. Ich bin Polizist.«

»Ach!«

Der Feuerschlucker trat näher und stellte einen Fuß auf die unterste Sitzreihe, unmittelbar unter Karim. »Wie ein Bulle schaut du aber nicht aus.«

Der Araber spürte die Hitze, die der Körper des Mannes ausstrahlte. »Kommst drauf an, was für Vorstellungen du von Bullen hast«, sagte er.

»Was willst du? Gewerbesteuern eintreiben oder was?« Karim gab keine Antwort. Er ließ den Blick über die geflickte Zeltkuppel schweifen, über die Caukler in der Arena, und schätzte, daß dieser Feuerschlucker 1982 um die Fünfzehn gewesen sein mußte. Bestand irgendeine Chance, daß er Jude begegnet war? Wohl kaum. Doch er wollte sich noch nicht geschlagen geben und fragte: »Warst du vor vierzehn Jahren auch schon hier?«

»Kann sein, ja. Der Zirkus gehört meinen Alten.«

»Ich bin auf der Suche nach einem damals zehnjährigen Jungen, der vielleicht hier war«, stieß Karim hervor. »Im Juli zweiundachtzig, um genau zu sein. An mehreren Sonntagen hintereinander. Ich suche Leute, die sich an ihn erinnern.« Der Feuerschlucker musterte Karim prüfend. »Meinst du das ernst, Mann?« fragte er skeptisch. »Seh ich vielleicht nicht so aus?«

»Wie hieß der Junge?«

»Jude Itéro.«

»Glaubst du wirklich, daß sich irgendwer an einen Knirps erinnert, der vielleicht vor vierzehn Jahren mal in unserem Zirkus war?«

Karim stand auf und trat aus der Sitzreihe. »Vergiß es«, sagte er resigniert und wandte sich zum Gehen, aber der Feuerschlucker packte ihn an der Jacke und hielt ihn fest.

»Du wirst es nicht glauben, aber der Junge war tatsächlich öfter hier. Er saß da und ließ uns nicht aus den Augen, während wir übten. Wie hypnotisiert. Eine Statue.«

»Was?!«

Der Mann stieg zwei Stufen hinauf, bis er mit Karim auf einer Höhe stand, und hauchte ihm seinen Benzinatem ins Gesicht. »Natürlich weiß ich's noch. Ein irre heißer Sommer war das – die Bahngleise waren fast geschmolzen, und wir ständig mit dem Feuer zugange. Jude ist an vier Sonntagen hintereinander aufgekreuzt. Wir waren fast gleich alt. Wir haben miteinander gespielt, und ich brachte ihm das Feuerschlucken bei. Kinderkram. Hält nicht über den Winter.«

Karim starrte den Brasero fassungslos an. »Aber du erinnerst dich noch an ihn, vierzehn Jahre später?«

»Das wolltest du doch hören, oder?«

Der Polizist erhob die Stimme: »Ich frage dich, wieso du dich daran noch erinnerst!«

Der Bursche sprang in den Sand der Manege, schlug die Hacken zusammen und hielt sich die Fackel vor den Mund. Er spie seinen benzingetränkten Speichel darauf, und ein Funkenregen stob auf.

»Dieser Jude hatte was ganz Besonderes, Mann.«

»Im Gesicht?« fragte Karim begierig. »Hatte er was im Gesicht?«

»Nein«, antwortete der Feuerschlucker grinsend. »Nicht im Gesicht.«

»Wo denn?«

Der Brasero stieß ein funkensprühendes Gelächter aus. »Mann!« rief er. »Der Junge war ein kleines Mädchen!«

33

Langsam nahm die Wahrheit Gestalt an.

Das Kind, das ihn viermal im Zirkus besucht hatte, erzählte der Feuerschlucker, war in Wirklichkeit ein Mädchen, spielte seine Rolle aber sehr gewissenhaft: kurzgeschoren und entsprechend gekleidet und sehr burschikose Manieren. Der Mann war kategorisch: »Daß sie

ein Mädchen ist, hat sie mir natürlich nie verraten ... Das war ihr Geheimnis, verstehst du? Bloß daß ich sofort gemerkt habe, daß da was faul ist. Erstens sah sie super aus. Eine echte Kanone. Außerdem die Stimme und ihr Körper – ich meine, sie war immerhin zehn oder zwölf, und in dem Alter macht sich schon was bemerkbar. Und da war noch was. Sie hatte Dinger in den Augen, die ihre Augenfarbe veränderten – schwarze Augen hatte sie, aber von einem Tintenschwarz, das total künstlich aussah. So was fällt auf. Vor allem beschwerte sie sich dauernd, daß ihre Augen tränten und weh taten. Bis in den Kopf hinein, sagte sie ...«

Mehr als alles hatte Judes Mutter die »Teufel« gefürchtet, die ihr Kind vernichten wollten. Zweifellos war das der Grund, weshalb sie aus einem anderen Ort nach Sarzac gezogen war. Dort hatte sie – und das hätte Karim von vornherein bedenken müssen – eine neue Identität angenommen und ihrer Tochter nicht nur einen neuen Namen, sondern auch ein anderes Geschlecht gegeben und damit eine tiefgreifende Verwandlung bewerkstelligt. So bestand keine Chance mehr, daß jemand sie aufspürte oder wiedererkannte. Dennoch waren zwei Jahre später die Teufel an ihrem neuen Wohnort wiederaufgetaucht, in Sarzac. Immer noch suchten sie das Kind und waren nahe daran, es zu entdecken.

Sie zu entdecken.

Die Mutter war in Panik geraten. Hatte sämtliche Dokumente vernichtet, jeden Vermerk in Archiven und Akten getilgt, in dem der Name ihrer Tochter, auch wenn er nur geliehen war, erwähnt wurde. Und vor allem die Fotos, denn eines stand fest: Auch wenn die Teufel den neuen Namen des Kindes nicht wußten, so kannten sie doch sein Gesicht. Nach eben diesem Gesicht fahndeten sie: Das war das Beweisstück. Um das gesuchte Gesicht aufzuspüren, mußten sie sich deshalb in erster Linie auf die Klassenfotos konzentrieren. Aber woher kamen die Verfolger? Wer waren sie? Was waren ihre Beweggründe? »Hat das Mädchen nie von Teufeln gesprochen?« fragte Karim. »Nein. Die Teufel«, sagte Brasero junior und deutete grinsend auf seine Kollegen, »das waren eher wir. Außerdem redete sie nicht viel. Ich sag dir doch, wir waren Kinder. Ich hab ihr bloß das Feuerschlucken beigebracht ...«

»Das hat sie interessiert?«

»Was heißt interessiert – total fasziniert war sie! Sie wollte es unbedingt lernen ... um sich zu verteidigen, sagte sie. Und um ihre Mama zu verteidigen ... Ein ziemlich merkwürdiges Kind.«

»Von ihrer Mutter hat sie nicht gesprochen?«

»Nein. Ich hab sie auch nie gesehen ... Jude blieb ein paar Stunden bei mir, und dann war sie plötzlich weg, spurlos verschwunden. Stil Aschenputtel. So trieb sie es viermal, und dann kam sie nie mehr ...«

»Erinnerst du dich sonst noch an etwas? An ein Detail, das mir weiterhilft, irgendwas Außergewöhnliches?«

»Nein.«

»Ihr Vorname zum Beispiel ... Hat sie dir nie verraten, wie sie wirklich hieß?«

»Nein. Aber jetzt, wo ich dran denke ... Auf eines legte sie allergrößten Wert ...«

»Was war das?«

»Na, ich hab sie natürlich ›Tschud‹ genannt, englisch, wie in dem Beatles-Song. Und das machte sie rasend. Sie wollte ihren Namen unbedingt französisch ausgesprochen haben – ich seh sie noch vor mir, mit ihrem kleinen Mund, wie sie geziert sagte: ›Schüdö‹.«

Der Feuerschlucker lächelte in sich hinein, auf einmal verträumt und in fernen Erinnerungen versunken, und Karim ahnte, daß der Drache in das kleine Mädchen offenbar leidenschaftlich verliebt gewesen war.

»Was willst du eigentlich von ihr? Ist das eine offizielle Ermittlung? Hat sie was ausgefressen? Inzwischen muß sie ja fünf-, sechszwanzig sein ...«

Karim hörte nicht mehr zu. Er dachte an das Mädchen Jude, das zwei Jahre unter falschem Namen zur Schule gegangen war. Wie hatte die Mutter es fertiggebracht, die für die Einschreibung nötigen Papiere zu fälschen? Wie hatte sie es fertiggebracht, ihre Tochter als Jungen auszugeben, zumal vor einer Lehrerin, die jeden Tag mit den Kindern zusammen war?

In dem Moment durchzuckte ihn wieder ein Geistesblitz. »Gibt es hier ein Telefon?« fragte er den Feuerschlucker. »Wofür hältst du uns? Für Penner? Komm mit.« Abdouf folgte ihm.

Der Artist führte ihn zu einem kleinen Holzverschlag am Rand der Manege, wo auf einem Tischchen ein Telefon stand. Karim wählte die Nummer der Ecole Jean-Jaurès. Der Wind rüttelte wütend an den Zeltplanen. Gedankenverloren beobachtete er die Feuerschlucker bei ihrer Arbeit. Es läutete mehrmals, dann meldete sich eine männliche Stimme.

»Ich würde gern die Schulleiterin sprechen«, erklärte Karim und zügelte seine Aufregung. »Und wer sind Sie?«

»Lieutenant Karim Abdouf.«

Keine zwei Sekunden später tönte die atemlose Stimme der Frau aus dem Hörer. Karim hielt sich nicht mit Vorreden auf, sondern fiel sofort mit der Tür ins Haus: »Sie haben mir doch von einer Lehrerin erzählt, die am Ende des Schuljahrs zweiundachtzig aus Sarzac fortgezogen ist.«

»Ja ...«

»Sie sagten, sie hatte einundachtzig die dritte Klasse und im Jahr darauf die vierte.«

»Das ist richtig.«

»Also ist sie Jude Itéro von einer Klasse zur nächsten gefolgt, oder?«

»So können Sie's auch ausdrücken, aber ich sagte Ihnen doch, es kommt häufig vor, daß eine Lehrerin ...«

»Wie hieß die Frau?«

»Warten Sie, ich muß nachschauen.« Die Direktorin raschelte mit ihren Notizen. »Fabienne Pascaud.«

Der Name sagte ihm natürlich nichts. Keine Gemeinsamkeit mit dem Pseudonym des Kindes, nicht einmal ein ferner Anklang. Bei jedem neuen Vorstoß rannte er mit dem Kopf gegen die Wand.

»Wissen Sie ihren Mädchennamen?« fragte er. »Das ist doch ihr Mädchennamen.«

»War sie nicht verheiratet?«

»Verwitwet. So steht's jedenfalls in ihrer Akte. Komisch. Offenbar hat sie ihren Geburtsnamen wieder angenommen.«

»Wie hieß sie denn als Ehefrau?«

»Warten Sie ... Da steht es: Hérault. Geschrieben H-E-R-A-U-L-T.« Wieder eine Sackgasse. Karim war auf der falschen Spur. »Na

gut. Jedenfalls vielen Dank, ich ...«

Plötzlich hielt er inne, vom Donner gerührt. Wenn er recht hatte und diese Lehrerin Judes Mutter war, dann mußte der Familienname des Mädchens ursprünglich Hérault gewesen sein. Und ihr Vorname ... Warum hatte sie denn so vehement auf der französischen Aussprache ihres Namens bestanden? Weil er sie an ihren eigenen, weiblichen Namen erinnert hatte! »Hérault«, murmelte Karim vor sich hin. »Fabienne Hérault. Jude Itéro.« Zwei Schreibweisen, dieselbe Aussprache. »Warten Sie eine Minute«, sagte Karim in den Hörer. Er beugte sich nieder und schrieb mit nervöser Hand in Großbuchstaben in den Sand:

JUDE ITÉRO
JUDITH HÉRAULT

Zwei Schreibweisen, dieselbe Aussprache. Er hätte gern ein Triumphgeheul ausgestoßen. Jude Itéro hieß in Wirklichkeit Judith Hérault. Der Junge war ein Mädchen, und die Mutter war die Lehrerin. Sie hatte ihren Geburtsnamen wieder angenommen, um ihre Spuren zu verwischen, und den Vornamen ihrer Tochter maskulinisiert, vermutlich um das Kind nicht noch mehr zu verstören oder um ihm die Gewöhnung zu erleichtern und dem Risiko vorzubeugen, daß das Mädchen sich in einem unbedachten Moment verriet. Karim ballte die Faust. Er war sicher, daß es sich so und nicht anders abgespielt hatte. In der Schule hatte die Mutter die wahre Identität ihres Kindes vertuschen können, weil sie selbst dort unterrichtete und folglich in der bestmöglichen Position war. Diese Hypothese erklärte, weshalb es ihr in Sarzac so leichtgefallen war, alle Welt hinters Licht zu führen und offizielle Unterlagen verschwinden zu lassen.

»Können Sie beim Schulamt genauere Informationen über diese Lehrerin erfragen?« fragte er die Direktorin. »Heute noch?«

»Ja, bitte!«

»Also ... Na gut, ich kenne Leute dort. Es wird schon gehen. Was wollen Sie wissen?«

»Ich will wissen, wo Fabienne Pascaud-Hérault sich

niedergelassen hat, *nachdem* sie von Sarzac weggezogen ist. Außerdem will ich wissen, wo sie unterrichtet hat, bevor sie an Ihre Schule kam. Vielleicht finden Sie jemanden, der sie gekannt hat. Haben Sie ein Mobiltelefon?»

Die Frau bejahte und gab ihm die Nummer. Sie wirkte leicht befremdet.

»Wie lange brauchen Sie, um persönlich ins Schulamt zu fahren und diese Informationen zu bekommen?«

»Ungefähr zwei Stunden.«

»Nehmen Sie Ihr Handy mit. Ich rufe Sie in zwei Stunden wieder an.«

Karim verließ den Verschlag und winkte den Braseros zum Abschied, die ihren Teufelstanz wiederaufgenommen hatten.

34

Zwei Stunden, die er irgendwie totschiagen mußte.

Karim rückte seine Mütze zurecht und ging zum Wagen. Aus dem Wind war ein Sturm geworden, der die welken Blätter durcheinanderwirbelte und die Luft mit dem salzigen Geruch von Seetang erfüllte. Zwei Stunden. Vielleicht hatte ihm diese Gegend noch mehr zu sagen.

Er versuchte, sich Fabienne und Judith Hérault vorzustellen, zwei einsame Wesen, die einen Sommermonat lang jeden Sonntag hierhergekommen waren. Er malte sich die Szene aus, hielt sich jeden Aspekt und jedes Detail vor Augen, die ihn vielleicht auf eine neue Spur bringen konnten, sah Mutter und Tochter vor sich, die im frühen Morgengrauen in aller Heimlichkeit aufbrachen und in eine Gegend fuhren, wo niemand sie kannte. Die Frau wild entschlossen, das Gesicht ihres Kindes vergessen zu machen, und die Tochter, das androgyne Kind, in der Angst gefangen.

Ein gemeinsames Elend, und doch beide allein. Abdouf stellte sich

dieses merkwürdige Paar vor, wie sie Hand in Hand schweigend dahingingen ... Wie waren sie hierhergekommen? Mit dem Zug? Auf der Straße?

Um die Zeit zu nutzen, beschloß er, sämtliche Bahnhöfe der Umgebung zu besuchen, die Raststätten an der Autobahn, die Gendarmerieposten, und nach einer Spur, einem Protokoll, einer Erinnerung zu fahnden ...

Zwei Stunden: Es war das Beste, was er mit der Zeit anfangen konnte.

Die letzte Glut der untergehenden Sonne färbte die Wolken rot, als er losfuhr. Es war Oktober, und die Herbstnacht kauerte sich schon in ihre frühe Dunkelheit.

Karim fand eine Telefonzelle und rief zuerst bei der Kriminalpolizei von Rodez an. Er fragte nach einem Wagen, der 1982 im Département Lot auf den Namen Fabienne Pascaud oder Fabienne Hérault eingetragen war. Ohne Erfolg. Es gab überhaupt keine Zulassungen auf diese beiden Namen. Er stieg wieder in den Wagen und verlegte sich nun auf die umliegenden Bahnhöfe, ohne die Möglichkeit eines PKWs völlig außer acht zu lassen.

Er suchte vier Bahnhöfe auf und erhielt viermal eine negative Auskunft. In immer konzentrischen Kreisen umrundete er das Kloster und den Rummelplatz. Nur hohe gespenstische Gestalten tauchten im Licht seiner Scheinwerfer auf: Bäume, Felsen, Tunnels ... Er fühlte sich wohl. Adrenalin wärmte seine Gliedmaßen, und die Aufregung hielt jetzt alle seine Sinne wach. Das waren die Empfindungen, die er liebte, die Nacht und der Schauer der Erregung vor Unternehmungen mit fragwürdigem Ausgang, – die Spannung, die er auf den Parkplätzen kennengelernt hatte, als er hinter Säulen versteckt seine ersten Schlüssel zurechtfeilte. Karim fürchtete die Dunkelheit nicht, sie war seine Welt, sein Deckmantel, sein Element, in ihr war er gelassen, heiter, gespannt wie eine schußbereite Waffe, stark und geschickt wie ein Raubtier.

Der fünfte Bahnhof war nur eine Verladestation, vollgepfropft mit alten Waggons und bläulich schimmernden Turbinen. Er fuhr daran vorbei, doch gleich darauf bremste er scharf. Er stand auf einer Brücke über der Autobahn an der Ausfahrt Sète-West, von der aus er

die kleine Mautstation dreihundert Meter weiter sehen konnte. Eine Ahnung gebot ihm, dort nachzufragen. Nichts unversucht lassen, jedem Anhaltspunkt nachgehen, immer. Er fuhr von der Brücke herunter, bog auf die Autobahn ein und schwenkte gleich darauf nach rechts. Hinter einer Ligusterhecke standen mehrere Gebäude aus Fertigteilen: die Büros der Mautstation. Nirgends brannte Licht. Doch bei den Hallen, die an die Baracken angrenzten, erspähte er einen Mann. Er bog noch einmal ab, parkte den Wagen und ging auf die gebückte Gestalt zu, die an der Rückseite eines Lastwagens hantierte. Der scharfe Wind pfiff ihm um die Ohren. Alles ringsum war trocken, ausgedörrt, staubig, wie von einem feinen Salzs Schleier überzogen. Karim stieg über liegende Verkehrsschilder, Schaufeln, Plastikplanen hinweg, und als er neben dem Lastwagen stand – einem Salztransporter –, schlug er mit der flachen Hand auf den Anhänger.

Der Mann fuhr herum; er war winzig und trug eine Mütze, die lediglich die Augen freigab. »Was wollen Sie? Wer sind Sie?« fragte er mit gerunzelten Brauen. »Der Teufel.«

»Ha?«

Karim lehnte sich an den Anhänger und lächelte. »War nur ein Scherz. Ich bin von der Polizei und brauche ein paar Auskünfte.«

»Auskünfte! Bis morgen früh ist keiner da, und ich ...«

»Die Autobahnstationen sind rund um die Uhr geöffnet.«

»Der Kassierer ist in seiner Kabine, und ich hab hier was zu tun.«

»Richtig, du hast was zu tun. Wir beide gehen jetzt ins Büro, du trinkst einen kleinen Kaffee, während ich einen Blick auf den PCI werfe.«

»Den PCI! Was suchen Sie denn überhaupt?«

»Das erkläre ich dir, wenn wir im Warmen sitzen.« Die Inneneinrichtung der Büros entsprach dem Gesamteindruck der Anlage: armselig und provisorisch. Enge Räume, vollgestopft mit Akten, die Türen dünn wie Pappe. Alles war ausgestorben, nur ein Computer war eingeschaltet, und der Monitor erfüllte das Zimmer mit einem bläulichen Licht. Der PCI war die zentrale Verkehrsüberwachung, die das ganze Jahr über Daten registrierte und eine Sammelstelle für Informationen über das gesamte

Straßennetz der Region war. Jeder Unfall, jede Panne, jeder Einsatz des Abschleppdienstes wurde hier gespeichert.

Der Mann wollte den Computer selbst bedienen. Er schob seine Mütze auf die Stirn.

»Juli zweiundachtzig«, murmelte ihm Karim ins Ohr. »Ich will alles wissen. Wie viele Unfälle, Datum und Ort. Wie oft ist der Abschleppdienst ausgerückt. Wie viele Fahrzeugbesitzer haben ihn in Anspruch genommen, und wie heißen sie. Den unbedeutendsten Vorfall, alles.«

Der Mann zog die Handschuhe aus und hauchte sich auf die Finger, um sie zu wärmen. Er hackte eine Weile auf die Tastatur ein, woraufhin auf dem Bildschirm die Daten vom Juli 82 erschienen. Zahlen, Abkürzungen, Kommentare. Nichts Ergiebiges. »Kannst du eine Suche nach Namen durchführen?« fragte Karim, über die Schulter des Männchens gebeugt. »Buchstabier ihn.«

»Ich habe mehrere: Jude Itéro, Judith Hérault, Fabienne Pascaud, Fabienne Hérault.«

»Wie viele gibt's denn davon?« murrte der Mann, während er die Namen eingab.

Doch nach wenigen Sekunden blinkte es auf dem Bildschirm. Karim trat näher. »Was ist los?«

»Der PCI hat was gefunden, unter einem der Namen. Aber nicht im Juli zweiundachtzig.«

»Such weiter.«

Der Mann drückte auf mehrere Funktionstasten, und auf dem dunklen Monitor erschienen in Leuchtbuchstaben die gewünschten Auskünfte. Karim erstarrte, als ihm das Datum ins Gesicht sprang: 14. August 1982. Der Todestag, der auf Judes Grab stand. Und daneben der Name, mit dem der Fall begonnen hatte: Jude Itéro.

»An den Namen erinnere ich mich nicht«, murmelte der Mann. »Aber an den Unfall. Eine scheußliche Sache, in der Nähe von Héron-Cendré ist es passiert. Der Wagen kam von der Straße ab, schlitterte über den Mittelstreifen und prallte gegen die Lärmschutzmauer auf der entgegengesetzten Fahrbahn. Mutter und Sohn, beide im Wrack eingeklemmt. Aber nur der Junge ist gestorben. Er saß vorn. Die Mutter kam mit ein paar Prellungen

davon. Und jede Menge Blut auf der Straße.« Karim schauderte. So hatte also der Fluchtversuch von Fabienne und Judith Héault geendet. Mit hundertdreißig Stundenkilometern an einer Lärmschutzmauer. So absurd war es. Und so einfach. Eine dumpfe Wut stieg in ihm auf: Er konnte nicht glauben, daß all die Umstände und Mühen, all die Vorsichtsmaßnahmen der Frau durch einen Autounfall zunichte gemacht worden waren.

Dabei hatte er es doch von vornherein gewußt: Wie ihr Grabstein bezeugte, war Judith im August 1982 gestorben – er hatte nichts anderes erfahren als die Umstände ihres Todes. Und doch empfand er Trauer, als hätte er vom Tod eines teuren Angehörigen Kenntnis erhalten. Eines Menschen, den er nicht gekannt und trotzdem geliebt hatte, nur wenige Stunden, aber mit ungestümer Leidenschaft. Jenseits von Worten und Jahren, von Raum und Zeit.

»Sprich weiter«, befahl er. »Wie sah der Körper des Kindes aus?«

»Er steckte halb im Motorraum und war völlig eingeklemmt. Ein Wust aus Fleisch und Blech. Jesusmaria. Es hat mehr als sechs Stunden gedauert, bis sie ... naja ... Das vergesse ich jedenfalls nicht so leicht ... Er hatte kein Gesicht mehr, keinen Kopf, nichts.«

»Und die Mutter?«

»Die Mutter – ich weiß nicht, ob es die Mutter war. Sie hieß jedenfalls anders.«

»Ich weiß. War sie verletzt?«

»Nein. Sie ist wirklich gut weggekommen. Ein paar Blutergüsse, Schürfwunden ... So gut wie nichts. Weil der Wagen sich gedreht hat, verstehst du? Und die Wand mit der Beifahrerseite gerammt hat. Der klassische Unfall in dieser Kurve ...«

»Beschreib sie mir.«

»Wen?«

»Die Frau.«

»Na, die vergesse ich auch nicht so leicht. Eine Riesin. Schwarzhäutig mit breitem Gesicht. Und einer enormen Brille. Ganz in Schwarz, mit wallenden Gewändern. Ziemlich auffällig. Sie weinte nicht, schien völlig ungerührt. Wahrscheinlich der Schock, ich weiß nicht ...«

»Wie war ihr Gesicht?«

»Hübsch.«

»Das heißt?«

»Von der pausbäckigen Sorte, ich weiß nicht mehr ... Eine sehr helle Haut, fast durchscheinend.«

Abdouf wechselte das Thema. »Ihr bewahrt doch über jeden Unfall eine Akte auf, oder? Ein Protokoll, mit Totenschein und so weiter?«

Der mürrische Verkehrswächter starrte ihn mit Äuglein wie Kaffeebohnen an, die unruhig hin- und hersprangen. »Was genau willst du eigentlich?«

»Zeig mir die Unterlagen.«

Der Mann wischte sich die Hände an seinem Anorak ab und öffnete einen Schrank mit Lamellentüren. Leise vor sich hinmurmeln las er die Namen der Verunglückten. »Jude Itéro. Da ist er. Aber ich warne dich, das ist ...« Karim nahm ihm die Unterlagen aus der Hand und blätterte darin. Aussagen, Bestätigungen, Protokolle, Versicherungsberichte über den genauen Unfallhergang und die entstandenen Schäden. Fabienne Pascal fuhr einen Leihwagen, den sie in Sarzac gemietet hatte. Ihre Adresse war dieselbe, die sie Dr. Macé angegeben hatte – das einsame, auffällige Häuschen in der steinigen Umgebung. Von dieser Seite also nichts Neues. Verblüffend war allerdings, daß sie den Tod ihres Kindes unter dem Namen Jude Itéro, männlichen Geschlechts, angegeben hatte.

»Das verstehe ich nicht«, sagte der Polizist. »War das Kind denn ein Junge?«

»Na ja ...« Der Mann spähte unter Karims Arm hindurch in die Unterlage. »So steht's jedenfalls da ...«

»Erinnerst du dich nicht an irgendwelche Unklarheiten in diesem Zusammenhang?«

»Was denn für Unklarheiten? Was meinst du damit?« Karim zügelte seine Ungeduld. »Hör zu, ich frag dich lediglich, ob es noch möglich war, das Geschlecht des Kindes zu bestimmen.«

»Bin ich ein Arzt? Die Frau wird doch selber gewußt haben, ob sie mit einem Buben oder einem Mädchen unterwegs war. Und offengestanden, glaube ich nicht, daß man da noch irgendwas bestimmen konnte. Die Leiche bestand ja nur noch aus

Einzelteilen ... zum Teil auf der Straße verstreut ...« Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Ich erspar' dir die Einzelheiten ... Seit fünfundzwanzig Jahren bin ich hier und hab' nicht wenig Unfälle miterlebt ... Das ist immer eine scheußliche Sache.« Seine Hände wogten hin und her, als imitierten sie Nebelschwaden. »Wie eine Art unterirdischer Krieg, verstehst du, ein Krieg, der von Zeit zu Zeit mit einer sagenhaften Brutalität wieder ausbricht.« Wegen des Zustands der Leiche war die Frau offensichtlich in der Lage gewesen, ihre Lüge über den Tod hinaus aufrechtzuerhalten. Aber warum? Fürchtete sie weitere Drohungen? Auch nach dem Tod ihrer Tochter?

Noch einmal durchblätterte er die Akte und entdeckte die Unfallfotos. Blut, zerbeultes Blech, Körperteile – abgerissene Gliedmaßen, die aus dem Wagen geschleudert worden waren. Er ging darüber hinweg – der Anblick war ihm im Moment zuviel. Dann stieß er auf den Totenschein, den Bericht des Arztes und erhielt die Bestätigung, daß sich über die Merkmale des Körpers nur noch spekulieren ließ.

Benommen lehnte sich Karim an die Wand. Sein Blick fiel auf die Uhr: Er hatte in der Tat zwei Stunden totgeschlagen. Und war selbst halbtot.

Es kostete ihn Mühe, weiterzulesen. Auf einem Stück Karton fand er in blauer Farbe einen Fingerabdruck der Toten. Er musterte ihn eine Weile, dann fragte er: »Ist das wirklich ihr Fingerabdruck?«

»Ihr? Wen meinst du damit?«

»Stammt dieser Fingerabdruck von dem Kind?«

»Ich kapier' deine Fragen nicht. Ja, natürlich ... Ich hab doch selber das Stempelkissen gehalten. Die Überreste des Körpers waren im Leichensack, und der Doktor hat die Hand geführt. Eine ganz blutige kleine Hand. Jesusmaria. Wir hatten es alle eilig, wegzukommen. Mann, ich träume noch heute manchmal davon ...«

Karim ließ die Akte in seiner Lederjacke verschwinden. »Okay. Die Unterlagen behalte ich.«

»Ja, nimm sie nur mit. Und viel Glück.«

Der Leutnant riß sich los, Sternchen tanzten vor seinen Augen. Als er auf seinen Wagen zuging, rief das Männchen ihm nach: »Paß auf

dich auf.«

Karim drehte sich um. Der Verkehrswächter stand auf der Schwelle und hielt die Glastür mit der Schulter fest, eine dunkle Gestalt vor dem erleuchteten Ausschnitt. »Was?« fragte Karim.

»Paß auf dich auf, sag ich. Und verwechsle nicht jemand anderen mit deinem Schatten.« Karim lächelte schief. »Wieso?«

Der Mann zog seine Mütze wieder übers Gesicht. »Weil ich es spüre: Du gehst zwischen Toten.«

35

»Was Sie alles von mir verlangen, Lieutenant ... Ich habe meinen Kollegen vom Schulamt tatsächlich erreicht ...«, zwitscherte die Schulleiterin, und eine muntere Aufregung schwang in ihrer Stimme mit. Karim hatte wieder vor einer Telefonzelle gehalten, um die Direktorin über ihr Mobiltelefon anzurufen.

»Der Nachtportier hat sich breitschlagen lassen und uns hereinge ...«

»Was haben Sie gefunden?«

»Die komplette Akte von Fabienne Hérault, geborene Pascaud.

Aber das ist wieder eine Sackgasse. Nach den zwei Jahren in Sarzac verliert sich ihre Spur. Anscheinend hat sie den Schuldienst quittiert.«

»Kann man nicht herausbekommen, wo sie jetzt lebt?«

»Ich wüßte nicht, wie. Ihren Arbeitsvertrag mit dem Erziehungsministerium hat sie noch im selben Jahr gekündigt und sich seither nicht wieder einstellen lassen. Das ist alles. Das Schulamt hatte keinen Kontakt mehr mit ihr.«

Karim stand am Rand eines Wohnviertels in einem Vorort von Sète. Durch die Glasscheiben sah er die geparkten Wagen, deren blankpolierte Karosserien im Licht der Straßenlaternen blitzten. Die Auskunft erstaunte ihn nicht. Fabienne Pascaud hatte die Tür hinter

sich geschlossen. Über ihrem Geheimnis. Ihrer Tragödie. Ihren Teufeln.

»Und wo war sie, bevor sie nach Sarzac kam?«

»In Guernon, einer Universitätsstadt im Département Isère, oberhalb von Grenoble. Aber sie war dort nur ein paar Monate. Davor hatte sie die Leitung einer kleinen Grundschule in Taverlay, einem Dorf auf halber Höhe des Pelvoux, das ist ein Berg dort in der Gegend.«

»Haben Sie irgendwelche persönlichen Daten rausgekliegt?« In mechanischem Ton las sie vor: »Fabienne Pascaud, geboren 1945 in Corivier, einem Isère-Tal. 1970 heiratet sie Sylvain Hérault und erhält im selben Jahr den ersten Preis des Konservatoriums Grenoble im Fach Klavier. Sie hätte wohl Professorin werden können ...«

»Lesen Sie weiter, bitte.«

»1972 schreibt sie sich an der pädagogischen Hochschule ein, schließt in zwei Jahren ihr Studium ab und geht danach an die Grundschule von Taverlay, immer noch im Département Isère. Dort unterrichtet sie sechs Jahre. 1980 schließt die Schule von Taverlay, weil der Schulbus die Kinder auf einer neu gebauten Straße zu einer größeren Schule in einem Nachbarort bringt, auch im Winter. Fabienne wird daraufhin nach Guernon versetzt, was ein Glück ist, denn das liegt nur fünfzig Kilometer von Taverlay entfernt und ist in Philologenkreisen eine berühmte Stadt. Eine Universitätsstadt, sehr angenehm, sehr intellektuell.«

»Sie sagten doch, sie sei Witwe: Wissen Sie, wann Ihr Mann gestorben ist?«

»Warten Sie, warten Sie, dazu komme ich gleich! 1980, als sie nach Guernon kommt, gibt Fabienne den Namen ihres Mannes an – zu dem Zeitpunkt scheint noch alles in Ordnung zu sein. Aber sechs Monate später, in Sarzac, stellt sie sich als Witwe vor. Der Gatte muß also irgendwann während der Zeit in Guernon gestorben sein.«

»Steht in Ihren Unterlagen nichts über ihn? Sein Alter? Seinen Beruf?«

»Hören Sie, das ist ein Schulamt, das dem Erziehungsministerium unterstellt ist. Keine Detektei.« Karim seufzte. »Machen Sie weiter.«

»Kurz nach ihrer Ankunft in Guernon beantragt sie ihre

Versetzung. Irgendwohin, Hauptsache fort von dieser Stadt. Das ist merkwürdig, nicht? Sie erhält sofort eine Stelle in Sarzac. Was nicht verwunderlich ist: Niemand will in unsere schöne Gegend ... Dort nimmt sie ihren Mädchennamen wieder an. Offenbar wollte sie wirklich die Brücken hinter sich abbrechen.«

»Sie sagen gar nichts von ihrem Kind.«

»Sie hatte in der Tat hatte ein Kind. Geboren 1972. Ein Mädchen.«

»So steht es da?«

»Naja, sicher ...«

»Welcher Name ist eingetragen?«

»Judith Hérault. Aber in Sarzac ist von dem Mädchen keine Rede mehr.«

Jede weitere Auskunft bestätigte Karims Hypothese. Er fuhr fort:
»Konnten Sie Leute ausfindig machen, die sie in Sarzac kannten?«

»Ja, ich habe mit der damaligen Schulleiterin gesprochen: Mathilde Sarman. Sie erinnert sich noch sehr gut an Fabienne. Anscheinend eine ungewöhnliche Frau. Geheimnisvoll. Zurückhaltend. Sehr schön. Und sehr stark. Einen Meter achtig groß, enorme Schultern ... Sie spielte oft Klavier. Eine Virtuosin. Ich wiederhole Ihnen, was ich gehört habe ...«

»Hat Fabienne Pascaud in Sarzac allein gelebt?«

»Nach Aussage von Mathilde, ja. Sie lebte allein in einem abgelegenen Tal zehn Kilometer von der Stadt entfernt.«

»Und niemand weiß, wieso sie so unvermittelt von Sarzac fortgezogen ist?«

»Nein, niemand.«

»Oder zwei Jahre früher von Guernon?«

»Nein. Vielleicht müsste man dorthin, ich ...« Sie zögerte kurz, dann fragte sie scheu: »Trotzdem, Lieutenant ... Sie könnten mir wenigstens erklären, in welchem Zusammenhang diese Geschichte mit dem Einbruch in meiner Schule steht, immerhin habe ich einiges für Sie ...«

»Später. Fahren Sie jetzt wieder nach Hause?«

»Äh ... ja, natürlich ...«

»Nehmen Sie alle Unterlagen über Fabienne Pascaud mit und warten Sie meinen Anruf ab.«

»Ich ... Na gut, in Ordnung. Wann, glauben Sie, werden Sie mich anrufen?«

»Ich weiß nicht. Bald. Dann erkläre ich Ihnen alles. Vielen Dank einstweilen.«

Karim legte auf und betrachtete gedankenverloren die geparkten Wagen. Audi, BMW, Mercedes, hervorragende und schnelle Autos – und gespickt mit Alarmanlagen. Er warf einen Blick auf die Uhr: Kurz nach acht. Es war an der Zeit, sich dem alten Raubtier zu stellen. Der Leutnant wählte die Durchwahl von Henri Crozier. Nach dem ersten Läuten erscholl eine brüllende Stimme: »Gottverdammte Scheiße! Wo STECKST DU?!«

»In Sète. Ich folge meiner Spur.«

»Wie bitte? Ich hoffe, du bist auf dem Rückweg zur Dienststelle.«

»Nein. Ich muß noch einen letzten Umweg machen. In die Berge.«

»Ich faß es nicht! Wohin?«

»In eine kleine Universitätsstadt in der Nähe von Grenoble. Guernon.«

Eine Pause trat ein. Dann sagte Crozier: »Hoffentlich hast du einen guten Grund dafür ...«

»Den allerbesten, Kommissar. Genau dorthin führt meine Fährte. Ich rechne damit, in Guernon die Grabschänder aufzuspüren.« Crozier sagte nichts; anscheinend hatte ihm die Dreistigkeit seines Untergebenen die Sprache verschlagen. Karim nutzte den Vorteil zum Angriff: »Gibt es Neues über den Lada?« Der Kommissar zögerte, und Karim hob die Stimme: »Wissen Sie was Neues oder nicht?«

»Man hat das Fahrzeug und seinen Halter ausfindig gemacht.«

»Wie?«

»Ein Zeuge auf der D 143. Ein Bauer, der mit seinem Traktor nach Hause kam. Er sah einen weißen Lada, exakt um zwei Uhr morgens. Er hat sich nur die Departement-Nummer gemerkt, und wir haben das überprüft: Tatsächlich wurde in besagtem Département kürzlich ein weißer Lada zugelassen. Bei der technischen Kontrolle hatte er noch immer die slawischen Reifen. Das ist unser Wagen. Mit, sagen wir, achtzigprozentiger Sicherheit.«

Karim dachte nach: Dieser Zeuge schien ihm suspekt. Er kam allzu

gelegen.

»Warum hat sich dieser Bauer denn gemeldet?« Crozier lachte. »Weil ganz Sarzac in Aufruhr ist. Die Leute von der Kripo sind aufgekreuzt, natürlich mit ihrer üblichen Diskretion. Sie ziehen eine Riesennummer ab, als hätten sie's mit einer echten Grabschändung zu tun.« Crozier fluchte. »Die Medien sind auch schon da. Eine schöne Bescherung.« Karim biß die Zähne zusammen. »Sagen Sie mir den Namen und die Stadt, schnell.«

»Ich verbitte mir diesen Ton!«

»Den Namen, Kommissar. Das ist *mein* Fall! Schließlich bin ich der einzige, der die Fäden in diesem Chaos in der Hand hält!«

Crozier schwieg einen Moment, vermutlich um seine Beherrschung wiederzufinden. Als er sprach, war sein Tonfall gelassen. »Karim Abdouf, in meiner gesamten vierundzwanzigjährigen Laufbahn hat niemand je in diesem Ton mit mir gesprochen. Ich will jetzt genau wissen, was es mit ›deinem‹ Fall auf sich hat. Auf der Stelle. Sonst schreibe ich deinen Arsch zur Fahndung aus.«

Karim erkannte, daß es keinen Sinn mehr hatte, zu feilschen. In wenigen Worten faßte er die Ergebnisse seiner Nachforschungen zusammen. Erzählte die Geschichte von Fabienne Hérault, der durchgebrannten Lehrerin, und ihrer Tochter. Beschrieb ihre absurde Flucht, den Wechsel der Identität, den Autounfall, bei dem das Kind ums Leben gekommen war.

»Das ist doch ein Roman, was du da erzählst«, kommentierte Crozier perplex.

»Der Tod ist ein Roman, Kommissar.«

»Jajaja ... Sicher. Den Zusammenhang zwischen deiner Geschichte und den Vorfällen von heute nacht, den hast du dir doch selber ausgedacht, der existiert doch gar nicht ...«

»Wissen Sie, was ich denke, Kommissar? Fabienne Hérault war keineswegs verrückt. Sondern sie wurde tatsächlich verfolgt. Und ich denke, es waren dieselben Männer, die heute nacht in Sarzac waren.«

»Wieso?«

Karim holte tief Luft. »Ich denke, sie wollten sich vergewissern. Etwas nachprüfen, was sie schon wußten, was aber durch irgendein

Ereignis anderswo plötzlich in Frage gestellt wurde.«

»Und wie kommst du darauf? Wer sollen diese Männer überhaupt sein?«

»Keine Ahnung. Aber ich bin überzeugt, daß die Teufel zurückgekehrt sind.«

»Reine Hirngespinnste.«

»Nein, die Fakten sind doch klar: In der Schule wurde tatsächlich eingebrochen, und das Grab von Jude Itéro wurde tatsächlich geöffnet. Also, sagen Sie mir bitte den Namen des Fahrzeughalters und seiner Stadt. Bitte! Ich will wissen, ob es Guernon ist. Ich bin überzeugt, daß der Schlüssel zu dem Alptraum dort zu finden ist ...«

»Schreib auf: Der Name ist Philippe Sertys. Rue Maurice Blasch Nummer sieben.«

Atemlos fragte Karim: »Und in welcher Stadt? Guernon?« Crozier zögerte kurz. »Guernon, ja«, sagte er. »Ich weiß zwar nicht, mit welchen üblen Tricks du darauf gekommen bist, aber eins muß man dir lassen: Deine Spur ist immerhin die heißeste.«

VII

36

Die Bilder der deutschen Fotografin waren zum Leben erwacht. Athleten mit rasierten Schläfen rannten durch das Berliner Vorkriegsstadion. Leichtfüßig, muskulös, feierlich. Ihr Lauf hatte den abgehackten Rhythmus eines alten Films und dieselbe Bildqualität: grobkörnig und pigmentiert wie die Fläche eines Grabsteins. Er sah die Männer laufen, hörte ihre Tritte auf der Aschenbahn. Spürte ihr rauhes Keuchen, das jeden Schritt synkopierte. Doch bald schoben sich andere, verschwommene Eindrücke darüber. Die Gesichter waren auf einmal zu dunkel, zu verschlossen. Die Brauenbögen zu ausgeprägt, zu weit vorgewölbt. Was verbargen diese Blicke? Während aus den Reihen der Zuschauer ein beunruhigendes, hysterisches Geschrei aufstieg, hoben die Athleten die Köpfe – und offenbarten leere Augenhöhlen. Dieser Mangel hinderte sie jedoch nicht daran, zu sehen und zu laufen. Im Gegenteil: Auf dem Grund der frischen Wunden schien sich etwas zu bewegen ... ein Zungenschnalzen ... ein tierisches Wuseln und Wimmeln ...

Schweißüberströmt fuhr Niémans aus dem Schlaf. Das helle Licht des Computerbildschirms schien ihm in die Augen und blendete ihn – es war wie die Farce eines Verhörs. Diskret versuchte er, seine Fassung wiederzugewinnen, zog den Kopf zwischen die Schultern und warf einen Blick in die Runde: Niemand hatte bemerkt, daß er eingenickt war und das Entsetzen sich seiner Träume bemächtigt hatte – in Gestalt der Fotografien, die Sophie Caillois im Flur hängen hatte. Die Bilder dieser Nazi-Regisseurin, deren Namen er vergessen hatte. Einundzwanzig Uhr.

Er hatte nur fünfundvierzig Minuten geschlafen. Nach seinem Besuch in der Lagerhalle hatte Niémans seine Funde – das Spiralheft, die Metallteile, das weißliche Pulver – über Marc Costes,

der immer noch auf das Eintreffen der Gletscherleiche wartete, an Patrick Astier, den Chemiker in Grenoble, geschickt. Dann war er hierher, in die Universitätsbibliothek gekommen, um die Wörter »Flüsse« und »Purpur« in den Computer einzugeben. Zunächst hatte er die Landkarten studiert, um festzustellen, ob irgendwo etwa ein Kanalsystem dieses Namens existierte. Dann hatte er den Stichwortkatalog nach einem Buch, einer Dissertation, einem Zeitschriftenbeitrag durchsucht – nach irgendeiner Publikation, die diese Begriffe im Titel nannten. Doch er hatte nichts gefunden und war mitten in der Lektüre vom Schlaf übermannt worden. Nach beinahe vierzig durchwachten Stunden hatten seine Nerven ihn im Stich gelassen, und er war zusammengesackt wie eine Marionette, deren Fäden durchtrennt werden.

Der Kommissar ließ noch einmal den Blick über den großen Lesesaal schweifen. An den Tischen, in den verglasten Abteilungen saßen verstreut ein Dutzend Polizisten in Zivil, die immer noch unermüdlich Bücher nach möglichen Anhaltspunkten durchforsteten. Zwei Beamte waren damit beschäftigt, die Liste der Studenten zu erstellen, die sich häufig Literatur über die fraglichen Themen ausgeliehen hatten. Ein anderer war nach wie vor in die Dissertation von Rémy Caillois vertieft. Doch Niémans glaubte nicht mehr daran, auf diesem Weg fündig zu werden, ebensowenig wie die Polizisten, die ungeduldig auf ihre Ablösung warteten. Seit zwei Stunden wußte jeder, daß angesichts der mageren Ergebnisse des Trios Niémans-Barnes-Vermont die Kriminalpolizei von Grenoble den Fall wieder übernehmen sollte.

Tatsächlich waren die Ermittlungen trotz des verstärkten Einsatzes nicht einen Schritt weitergekommen. Vom Stützpunkt Romans waren dreihundert Soldaten requiriert worden, die den Truppen von Capitaine Vermont helfen sollten, das Gelände der umliegenden Berge, des Muret und des Belledonne, zu durchkämmen. Gegen neunzehn Uhr waren sie in Lastwagen angekarrt worden und hatten unter Vermonts Kommando sofort mit ihren nächtlichen Streifzügen begonnen. Zusätzlich zu den Soldaten hatte der Hauptmann überdies vom Stützpunkt Valence zwei Kompanien vom Grenzschutz angefordert. Mehr als dreihundert Hektar waren bereits durchkämmt

worden, doch die systematische Suche hatte bislang nichts ergeben – und würde auch nichts mehr bringen. Hätte der Mörder Spuren hinterlassen, wären sie längst entdeckt worden. Dennoch blieb der Kommissar in Funkkontakt mit Vermont und hatte eigenhändig auf einer Landkarte des geographischen Instituts die entscheidenden Stellen der Ermittlung eingezeichnet: die Fundorte der beiden Leichen, die Lage der Universität, Sertys' Lagerhalle, den Standort jeder Berghütte ...

Die Verkehrsüberwachung wurde verstärkt: Aus den ursprünglich acht Straßensperren waren inzwischen vierundzwanzig geworden, und dieses Netz deckte ein sehr weiträumiges Gebiet rund um Guernon ab. Sämtliche Städte und Dörfer, die Autobahnzu- und -abfahrten, die National- und die Landstraßen wurden kontrolliert.

Auch in den Büros lief die Fahndung auf Hochtouren. Unter Leitung von Hauptmann Barnes wurden die Schwerpunktgebiete der Suche abgegrast, was mehr Zeit in Anspruch nahm, als man vorhergesehen hatte: Unablässig trafen Faxe ein – Aussagen, ausgefüllte Fragebögen, Kommentare ... Auch die Skizentren der Umgebung entgingen der Befragung nicht, und nachdem der Gendarmerieposten zusätzliche Faxgeräte erhalten hatte, wurden parallel zu den eintreffenden Nachrichten weitere Formulare, Botschaften, Rundschreiben abgeschickt.

Seit dem Nachmittag mußten sich überdies alle Personen, die in den vergangenen Wochen mit dem ersten Opfer Kontakt gehabt hatten, vernehmen lassen. Ein anderes Team war noch auf der Suche nach den besten Alpinisten der Umgebung, insbesondere jenen, die schon einmal auf den Vallernes-Gletscher gestiegen waren – wilden Männern, die nicht in Guernon lebten, sondern in Bergdörfern, in die Felsen hoch über der Stadt geschmiegt. Im Gendarmerieposten herrschte ein fortwährendes Kommen und Gehen.

Aus der Truppe von Vermont war ein Team damit beschäftigt, die etwaige Marschroute von Rémy Caillois bei seiner letzten Expedition zu rekonstruieren, während andere den Weg des zweiten Opfers sowie seines Mörders auf die Spitze des Gletschers nachzuzeichnen versuchten. Die verschiedenen möglichen Trassen wurden in den Computer eingegeben, gespeichert, miteinander verglichen.

Mitten in diesem fieberhaften Treiben, hektisch wie Kriegsvorbereitungen, hielt Niémans mehr denn je an seiner Überzeugung fest, daß der Fall nur von innen heraus zu lösen war: Sobald er das Motiv hatte, würde er den Mörder finden. Und sein Motiv war möglicherweise Rache. Bei dieser Hypothese war allerdings größte Vorsicht geboten. Weder die Behörden noch die Öffentlichkeit schätzten Paradoxien in Kriminalfällen: Nach offizieller Meinung galten die Opfer eines Mörders als unschuldig, während Niémans den Beweis antreten wollte, daß in diesem Fall die Opfer ebenfalls Schuld auf sich geladen hatten. Aber wie sollte er dabei zu Werke gehen? Caillois und Sertys hatten ihre Geheimnisse mit in den Tod genommen. Sophie Caillois würde kein Wort mehr sagen, und ihre Beschattung hatte bisher nicht das geringste ergeben. Sertys' Mutter und seine Kollegen in der Klinik, die bereits vernommen worden waren, kannten nur das offizielle Gesicht des Krankenpflegers. Seine Mutter wußte nicht einmal von der Existenz der Lagerhalle, obwohl das Gebäude doch schon im Besitz ihres Ehemannes gewesen war. Also?

Im Augenblick konnte Niémans an nichts anderes mehr denken als an ein weiteres Rätsel, das in den Vordergrund seines Bewußtseins gerückt war und allmählich alle anderen Gedanken verdrängt hatte. Er aktivierte sein Telefon und rief Barnes an. »Gibt es Neues von Joisneau?«

Der junge Leutnant, der mustergültige Polizist, der darauf brannte, sich das Wissen des »Meisters« anzueignen, war nach wie vor verschollen.

»Ja«, knurrte Barnes. »Ich habe einen meiner Jungs ins Blindeninstitut geschickt, um rauszufinden, wo er anschließend hingegangen sein könnte.«

»Und?«

In müdem Ton antwortete Barnes: »Joisneau hat das Institut gegen siebzehn Uhr verlassen. Offenbar ist er dann nach Annecy gefahren, um einen Augenarzt aufzusuchen. Einen Professor, der auch an der Universität Guernon lehrt und die Patienten des Blindeninstituts betreut.«

»Wie heißt er? Haben Sie ihn angerufen?«

»Chernecé. Selbstverständlich haben wir angerufen. In der Praxis und bei ihm zu Hause, aber unter keiner Nummer meldet sich jemand.«

»Haben Sie die Adressen?«

Barnes nannte ihm eine einzige Anschrift: Der Arzt hatte Wohnung und Ordination im selben Haus. »Ich fahre hin«, verkündete Niémans.

»Aber ... wieso denn? Joisneau wird schon wieder auftauchen ...«

»Ich fühle mich verantwortlich.«

»Warum?«

»Wenn der Junge Mist gebaut hat, wenn er ein unnötiges Risiko eingegangen ist, dann nur deshalb, um bei mir Eindruck zu schinden, verstehen Sie?«

In beschwichtigendem Ton antwortete der Gendarm: »Ich bin sicher, Joisneau wird sich bald melden. Er ist ein junger Typ, wahrscheinlich ist die Begeisterung mit ihm durchgegangen.«

»Mag sein. Aber möglicherweise ist er auch in Gefahr. Ohne es zu ahnen.«

»Meinen Sie wirklich?«

Niémans gab keine Antwort. Ein paar Sekunden herrschte Schweigen. Barnes schien den Worten des Kommissars nicht recht zu glauben. Unvermittelt rügte er hinzu: »Ach ja, das hätte ich beinahe vergessen: Joisneau hat im Krankenhaus angerufen. Er wollte in die Akten Einsicht nehmen. Jemand sollte ihm Zugang zum Archiv verschaffen.«

»Was ist das für ein Archiv?«

»Ein riesiges Netz unterirdischer Gänge im Keller des Klinikums, in dem die gesamte medizinische Dokumentation über die Region aufbewahrt wird – Krankheiten, Geburten und Todesfälle.« Niémans' Beklemmung wuchs: Der blonde Junge war also im Alleingang unterwegs und verfolgte eine Spur, die im Blindeninstitut begonnen, ihn zu dem Augenarzt und schließlich zum Archiv des Klinikums geführt hatte.

»Aber im Krankenhaus hat ihn niemand gesehen?« fragte er. Barnes verneinte.

Niémans beendete das Gespräch, und eine Sekunde später wurde er

selbst anrufen. Von Funknachrichten, Codewörtern, Vorsichtsmaßnahmen war inzwischen keine Rede mehr, sämtliche Fahnder arbeiteten unter Hochdruck. Costes meldete sich mit flatternder Stimme: »Soeben wurde mir die Leiche gebracht.«

»Ist es Sertys?«

»Ja. Zweifel sind ausgeschlossen.«

Der Kommissar schnaubte. Alle Elemente, die in den vergangenen drei Stunden über Philippe Sertys bekanntgeworden waren, fügten sich nahtlos ins Bild. Nun konnte er offiziell die Spurensicherung losschicken, um die Lagerhalle gründlich durchsuchen zu lassen.

»Die Verstümmelungen gehen diesmal noch weiter«, fuhr Costes fort.

»Nämlich?«

»Der Mörder hat ihm nicht nur die Augen herausgetrennt, sondern auch die Hände abgeschnitten, schön säuberlich an den Handgelenken. Wegen der Fötalposition der Leiche konnten Sie das nicht sehen: Die Stümpfe sind zwischen den Knien eingeklemmt.«

Die Augen. Die Hände. Niémans ahnte, daß irgendeine dunkle Verbindung zwischen den beiden Organen bestand, daß die Verstümmelungen symbolischen Wert hatten – doch welcher teuflischen Logik sie folgten, konnte er sich noch immer nicht erklären.

»Ist das alles?« fragte er.

»Vorerst ja. Ich fang jetzt mit der Autopsie an.«

»Wie lang wirst du brauchen?«

»Zwei Stunden mindestens.«

»Fang mit den Augen an und ruf mich an, sobald du was weißt. Ich bin sicher, du wirst wieder irgendeinen Hinweis für uns finden.«

»Ich komme mir vor wie ein Botschafter der Hölle, Kommissar.«

Niémans durchquerte den Lesesaal. An der Tür angelangt, entdeckte er in einem der gläsernen Abteile den vierschrittigen Polizisten, der sich mit der Doktorarbeit von Rémy Caillois herumquälte, entschied sich für einen kleinen Umweg und setzte sich zu ihm. »Wie läuft es?«

Der Beamte schaute auf. »Ich schufte.«

Lächelnd musterte der Kommissar das umfangreiche Werk.
»Nichts Neues?«

Der Polizist zuckte die Achseln. »Immer nur Griechenland, die Olympischen Spiele, sportliche Wettkämpfe und das ganze Zeug: Laufen, Speerwerfen, Faustkämpfe – nein, warten Sie, Pankration hieß das richtig und war eine Mischung zwischen Faust- und Ringkampf. Und so weiter. Caillois verbreitet sich über den heiligen Aspekt der körperlichen Anstrengung, der Bestleistung.« Er verzog zweifelnd das Gesicht. »Die Bezwingung des Körpers durch den Geist ist eine Art ... Kommunion mit höheren Mächten. In hellenischer Zeit, sagt er, habe die sportliche Höchstleistung als Königsweg gegolten, um mit den Göttern in Verbindung zu treten ... Zum Beispiel konnte der ›athlon‹, der ursprüngliche Athlet, die Kräfte des Bodens freisetzen und Tier und Mensch und Erde fruchtbar machen, wenn es ihm gelang, seine Grenzen zu überwinden. Tja, wenn ich mir die Raserei bei manchen Fußballspielen anschau, dann glaube ich gern, daß der Sport erstaunliche Kräfte freisetzen kann ...«

»Was ist dir sonst noch aufgefallen?«

»Caillois schreibt, in der Antike seien die Athleten zugleich Dichter, Musiker, Philosophen gewesen. Darüber läßt er sich ziemlich ausführlich aus, der Herr Bibliothekar. Anscheinend tut es ihm leid, daß die Zeiten vorbei sind, in denen Geist und Natur im Menschen eins waren, eine unzertrennliche Einheit bildeten. In diesem Sinn ist der Titel zu verstehen: ›Sehnsucht nach Olympia‹. Die Sehnsucht nach der Zeit, als es noch Übermenschen gab, vergeistigte Sportler, deren Verstand ebenso stark war wie ihr Körper. Dieser großartigen und anspruchsvollen Epoche stellt Caillois unser Jahrhundert gegenüber, in dem die Akademiker keinen Finger rühren und die Athleten nichts in der Birne haben, und sieht in der Trennung von Geist und Körper ein Zeichen übler Dekadenz.«

Niémans fielen die Bilder seines Traums wieder ein, die augenlosen Athleten, die durchs Stadion liefen. Nach Ansicht ihres Mannes, hatte Sophie Caillois ihm erklärt, sei es den Sportlern von Berlin gelungen, diese innige Verbindung zwischen Körper und Geist wiederherzustellen.

Auch an die Champions der Universität dachte er: die Professorenkinder, von denen Joisneau ihm erzählt hatte, die in sämtlichen Fächern, auch im Sport, nur die allerbesten Noten erhielten. Auf ihre Weise näherten sich auch diese Überbegabten der Vorstellung des perfekten Athleten. Als Niémans im Vorzimmer des Rektors die Fotografien der medaillenbehängten Studenten betrachtet hatte, war ihm aufgefallen, daß in allen diesen Gesichtern eine jugendliche Kraft lag, die außergewöhnlich und verstörend war. Eine Kraft des Geistes und des Körpers außerhalb des Normalmaßes. Fleisch gewordene Philosophie? Er lächelte dem jungen Polizisten zu, der ihn mit gequälter Miene ansah. »Anscheinend hast du die Idee ziemlich genau erfaßt«, sagte er. »Ich kämpfe mich durch. Ungefähr jeder zweite Satz ist verständlich.« Er klopfte sich an die Nase. »Aber ich verlasse mich auf meinen Spürsinn. Faschos wittere ich von weitem.«

»Meinst du denn, Caillois war einer?«

»Das kann ich nicht genau sagen ... Die Sache scheint mir komplizierter ... Aber er hat was von einem Faschisten, das stimmt schon – dieser Mythos vom Übermenschen, vom vergeistigten Athleten, das erinnert mich an das ewige Gelabere von der überlegenen Rasse und den ganzen Quatsch ...« Wieder dachte Niémans an die Bilder von den Berliner Olympischen Spielen, die in der Wohnung der Caillois hingen, und war überzeugt, daß hinter diesen Fotos und den Höchstleistungen der Studenten von Guernon ein Geheimnis steckte. Vielleicht bestand hier eine Verbindung – aber welche? »Von Flüssen ist wohl nicht die Rede, oder?« fragte er schließlich. »Von purpurnen Flüssen?«

»Was?«

Niémans stand auf. »Vergiß es«, sagte er und wandte sich zum Gehen.

Der Kripobeamte folgte ihm mit den Augen. »Hören Sie, Herr Kommissar, Sie hätten sich wirklich einen Studenten für diese Schinderei suchen können, jemandem, der qualifizierter ist als ich ...«

»Ich will, daß sich ein Profi mit der Sache befaßt. Jemand, der diesen Text im Zusammenhang mit unseren Ermittlungen liest.«

Wieder sah ihn der Beamte skeptisch an. »Glauben Sie tatsächlich, daß dieses ganze Gewäsch in unserem Fall eine Rolle spielt?«

Niémans legte den Unterarm auf eine Glaswand und beugte sich zu ihm herunter. »Bei einem Kriminalfall spielt jedes Element eine Rolle. Es gibt keine Zufälle oder belanglose Details. Es funktioniert alles wie eine atomare Struktur, verstehst du? Also lies weiter.«

Niémans ging davon und ließ den Mann ziemlich ratlos zurück. Draußen auf dem Campus sah er in der Ferne die Scheinwerfer eines Filmteams. Er kniff die Augen zusammen und erkannte die hagere Gestalt des Rektors Vincent Luyse, der auf der Treppe vor dem Gebäude stand und eine beschwichtigende Presseerklärung abgab. Er entdeckte auch die Logos der regionalen und nationalen TV-Sender, sogar das Schweizerische Fernsehen war erschienen ... Die Journalisten drängelten und stießen und überschütteten ihn mit einem Hagel von Fragen. Der Prozeß hatte begonnen: Mit Feuereifer stürzten sich die Medien auf Guernon. Sehr bald würde sich die Nachricht von den Morden in ganz Frankreich verbreiten und die Panik sich auf die kleine Stadt konzentrieren. Und das war erst der Anfang.

37

Unterwegs rief der Kommissar Antoine Rheims an. »Gibt's was Neues von dem Engländer?«

»Ich bin gerade im Hôtel-Dieu. Er ist immer noch nicht bei Bewußtsein, und die Ärzte sind ziemlich pessimistisch. Die britische Botschaft hat einen Trupp Anwälte ausgeschiedt, direkt aus London. Die Reporter sind auch schon da. Das schlimmste Szenario, das du dir ausmalst, ist immer noch nicht schlimm genug.« Die Satellitenverbindung war hervorragend: Kristallklar drang die Stimme aus dem Telefon.

Niémans stellte sich die Situation auf der Île de la Cité vor und sah

sich selbst, wie er einst in den Krankenhäusern die Prostituierten vernommen hatte, die von ihren Zuhältern verprügelt worden waren, die Gesichter aufgequollen und blutunterlaufen, die Brauen mit dem Schlagring aufgerissen. Auch an die blutigen Gesichter der mutmaßlichen Täter dachte er, die er selbst in die Mangel genommen hatte, sah die ans Bett gefesselten Hände, während ringsum in der fahlen Grabesbeleuchtung des Zimmers Lämpchen blinkten, Bildschirme flimmerten, Apparate summten.

Er sah den Platz vor Notre-Dame vor sich, als er um drei Uhr morgens, in der weiten Stille der künstlich erhellten Nacht, aus dem Hôtel-Dieu gekommen war, müde und zerschlagen. Pierre Niémans war ein Krieger. Und seine Erinnerungen waren in ein metallisches Licht getaucht, blitzend wie eine Klinge, wie Mündungsfeuer auf dem Schlachtfeld. Mit einem Anflug von Wehmut dachte er an die außergewöhnliche Existenz, die er geführt hatte – wenige hätten ihn darum beneidet, doch für ihn war sie der einzige Daseinsgrund. »Und deine Ermittlung?« fragte Rheims.

Sein Tonfall war weniger aggressiv als bei ihrem ersten Gespräch: Die Solidarität unter Kollegen, die gemeinsamen Jahre, das einstige stillschweigende Einverständnis gewannen wieder die Oberhand.

»Wir haben inzwischen zwei Leichen. Und nicht den Schatten einer Spur. Aber ich bleibe am Ball, weil ich weiß, daß ich auf dem richtigen Weg bin.«

Rheims sagte nichts, doch sein Schweigen deutete Niémans als Zeichen des Vertrauens. »Und wie steht's um mich?« fragte er. »Was meinst du?«

»Steht noch kein Verfahren gegen mich an, wegen dem Hooligan?«

Rheims lachte grimmig auf. »Ein Disziplinarverfahren? Darauf warten sie schon allzu lange. Sollen sie noch ein bißchen warten.«

»Worauf?«

»Bis der Engländer stirbt. Um dich des Totschlags zu bezichtigen.«

Gegen halb elf Uhr traf Niémans in Annecy ein. Er fuhr durch lange, hellerleuchtete Hauptstraßen. Rechts und links standen Bäume, und im Licht der Laternen wirkte das spärliche Laub wie ein

alter, zerbröckelnder Stoff, schimmernd wie Seide oder Brokat. Am Ende jeder Allee öffnete sich ein Platz mit kleinen Denkmälern, die wie aus einer Lichtquelle auftauchten: Pavillons, Brunnen, Statuen. Auf mehrere hundert Meter Entfernung waren sie winzig wie Kühlerfiguren oder die kleinen Tänzer auf Spieldosen. Als bestünden die Schätze der Stadt aus Stein, Marmor und Laub, verteilt auf ihre Plätze und Parks. Er fuhr an den Kanälen entlang – ihnen verdankte die Stadt ihr Amsterdamer Flair –, die in der Ferne auf den See und die Lichter der Schweiz zuführten, und hatte Mühe zu glauben, daß er nur ein paar Dutzend Kilometer von Guernon, seinen Leichen, seinem grausamen Mörder entfernt war. Er gelangte ins Wohnviertel. Avenue des Ormes. Boulevard Vauvert. Impasse des Hautes-Brises. Namen, die in den Ohren der einheimischen Bevölkerung nach weißem Marmor klingen mußten, den Zeichen der Macht. Er ließ seinen Wagen am Eingang der Sackgasse stehen, die abwärts führte. Die hohen Häuser drängten sich aneinander, reich geschmückt und erdrückend zugleich, hin und wieder getrennt durch Gärten, die sich hinter graugrünen Mauern verbargen. Die Nummer, die er suchte, gehörte zu einem herrschaftlichen Privathaus aus Quadersteinen mit einer mächtigen Glasveranda. Niémans drückte zweimal auf die Glocke, eine längliche, liegende Raute, die ein Auge imitierte: Der Klingelknopf war die Pupille. Darunter verkündete ein schwarzes Marmorschild: »Dr. Edmond Cherenecé, Facharzt für Augenheilkunde und Augenchirurgie.«

Keine Reaktion. Niémans senkte den Blick. Dieses Schloß war kein Problem für ihn, und auf eine weitere Gesetzesübertretung kam es nicht mehr an. Geschickt hantierte er an den Federn und Stiften, und bald öffnete sich die Tür. Er betrat einen marmorgefliesenen Gang. Hinweisschilder verwiesen auf den Wartesaal, links am Ende des Flurs, doch der Kommissar interessierte sich mehr für eine lederbespannte Tür zur Rechten. Das Sprechzimmer. Er drehte den Knauf und stand in einem langen, großzügigen Raum – der Veranda, wie er erkannte, deren Dach und Wände vollständig verglast waren. Irgendwo in der Dunkelheit rann Wasser.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Niémans am anderen Ende des Raumes eine Silhouette erkannte, die vor einem Waschbecken stand.

»Doktor Chernecé?«

Der Mann drehte sich um, und Niémans ging ein paar Schritte auf ihn zu. Das erste, was ihm deutlich auffiel, waren die gebräunten, naß glänzenden Hände unter dem Wasserstrahl. Sie sahen aus wie knorrige Wurzeln, braun gesprenkelt und überzogen von einem Geflecht hervorgewölbter Adern, die bis zu den kräftigen Handgelenken reichten. »Wer sind Sie?«

Eine tiefe, friedliche Stimme. Der Mann war eher klein, doch sehr korpulent und schien knapp über sechzig. Eine üppige weiße Mähne wogte um seine hohe Stirn, die sonnengegerbt und fleckenübersät war wie die Hände. Ein Profil wie aus Stein gemeißelt, ein Rumpf wie ein Dolmen: Der Mann erinnerte an einen Monolith. Ein geheimnisvoller Felsen – und um so befremdlicher, als der Arzt nur ein T-Shirt und weiße Unterhosen trug.

»Pierre Niémans, Polizeikommissar. Ich habe geläutet, aber niemand hat aufgemacht.«

»Wie sind Sie dann hereingekommen?«

Wie ein Zauberkünstler im Zirkus ließ Niémans seine Finger spielen. »Man behilft sich«, sagte er.

Der Mann lächelte souverän und nahm dem Polizisten seine rüden Manieren offenbar nicht übel. Mit dem Ellenbogen drehte er den Wasserhahn zu und durchquerte den gläsernen Raum auf der Suche nach einem Handtuch. Im blauen Licht der Nacht erkannte Niémans die Untersuchungsinstrumente eines Augenarztes, Mikroskope, anatomische Darstellungen des menschlichen Auges, von innen und außen.

In gleichmütigem Ton erklärte Chernecé: »Es war doch schon heute nachmittag ein Polizist hier. Was wollen Sie denn jetzt?« Niémans stand nur noch wenige Meter von ihm entfernt und nahm erst jetzt das auffälligste Merkmal des Mannes wahr, das ihn unter Tausenden anderer hervorhob: die Augen, die völlig farblos waren – die Iris grau, starr und wachsam wie der Blick einer Schlange, mit Pupillen, die wie winzige Aquarien aussahen, in denen mörderische Wesen hin und her schwammen, gepanzert mit eisernen Schuppen.

»Ich bin seinetwegen hier«, erklärte Niémans. »Was wollte er von Ihnen?«

Der Mann lächelte nachsichtig. »Wir originell. Ein Polizist, der nach dem anderen fahndet?«

»Wann war er bei Ihnen?«

»Gegen achtzehn Uhr, würde ich sagen.«

»So spät? Wissen Sie noch, was er Sie gefragt hat?«

»Selbstverständlich. Er hat sich nach den Patienten eines Instituts in der Nähe von Guernon erkundigt. Einer Klinik für Augenkrankheiten, die ich betreue.«

»Was wollte er denn wissen?«

Chernecé öffnete einen Mahagonischrank, nahm ein maßgeschneidertes weißes Hemd heraus und schlüpfte mit geschmeidigen Bewegungen hinein. »Die Ursache der verschiedenen Augenleiden. Ich erklärte ihm, es seien vorwiegend erblich bedingte Krankheiten. Daraufhin wollte er wissen, ob auch eine äußere Ursache denkbar sei, eine Vergiftung beispielsweise oder eine falsche ärztliche Behandlung.«

»Und was haben Sie ihm geantwortet?«

»Daß der Gedanke absurd sei. Diese genetischen Leiden sind durch die Isolation der Stadt und die sich daraus ergebende relative Häufigkeit von Verwandtenehen bedingt. Wenn Blutsverwandte heiraten, ist die Chance, daß sich rezessive, das heißt latent vorhandene Anlagen manifestieren, sehr viel höher. Das Phänomen ist seit langem aus vielen abgelegenen Bergdörfern bekannt und wurde in jüngerer Zeit am Beispiel der Region um den Lac Saint-Jean im Québec und der Amisch-Gemeinden in den Vereinigten Staaten ausführlich beschrieben. Dasselbe ist in Guernon der Fall – obwohl man annehmen möchte, daß eine Universität zum internationalen Austausch führen sollte. Aber die Leute in diesem Tal bleiben offensichtlich lieber unter sich... Das ist bekannt. Weshalb also eine andere Erklärung für dieses Phänomen suchen?«

Ohne eine Spur von Verlegenheit gegenüber Niémans stieg der Augenarzt, der seine Rede in Unterwäsche gehalten hatte, in eine Hose aus marineblauem, matt schimmerndem Stoff. Dieser Chernecé war in der Tat ein Mann von ausgesuchter Eleganz. »Hat er Ihnen noch weitere Fragen gestellt?« fragte Niémans. »Von Transplantationen hat er gesprochen.«

»Welcher Art?«

»Von Augentransplantationen. Seine Fragen waren mir, offengestanden, ein Rätsel.«

»Hat er Ihnen nicht erklärt, in welchem Zusammenhang sie stehen, worum sich seine Ermittlungen drehen?«

»Nein. Aber ich habe ihm bereitwillig geantwortet. Er wollte wissen, ob eine Entfernung der Augäpfel zu chirurgischen Zwecken denkbar wäre, beispielsweise im Hinblick auf eine Hornhautverpflanzung.«

»Und?«

Chernecé verharrte reglos mitten im Raum und fuhr sich mit dem Handrücken über das Kinn, wie um die Länge seiner Bartstoppeln zu prüfen. Die Schatten der Bäume, die durch die Glasscheiben fielen, tanzten über den Boden.

»Ich habe ihm erklärt, daß solche Operationen völlig unangemessen sind. Hornhautverpflanzungen sind heutzutage kein Problem mehr: Als Ersatz werden entweder konservierte Leichenhornhaut oder Kunststofftransplantate verwendet – in der Entwicklung geeigneter Materialien hat man große Fortschritte erzielt. Die Netzhaut hingegen läßt sich nicht verpflanzen: Wir sind noch immer nicht in der Lage, die Retina zu konservieren, von einer Transplantation kann also keine Rede sein.« Er lachte kurz auf. »Wissen Sie, diese Geschichten von Organhandel, das sind eher die Phantasien der Laien.«

»Hat er sonst noch etwas gefragt?«

»Nein. Er schien enttäuscht.«

»Haben Sie ihn an irgend jemanden verwiesen? Haben Sie ihm eine Adresse genannt?«

Chernecé lachte leutselig. »Meine Güte, man möchte meinen, Sie haben Ihren Kollegen verloren!«

»Antworten Sie mir bitte. Hat er irgend etwas erwähnt, woraus sich Rückschlüsse auf seine weiteren Schritte ziehen lassen? Hat er nicht gesagt, wohin er anschließend wollte?«

»Nein. Natürlich nicht.« Seine Miene wurde verschlossen. »Ich würde trotzdem ganz gern wissen, worum es eigentlich geht.« Niémans zog die Polaroidfotos der Leiche aus seinem Mantel hervor

und legte sie auf den Schreibtisch. »Darum«, sagte er. Chernenec setzte seine Brille auf, schaltete die Schreibtischlampe ein und musterte die Fotografien. Die offenen Lider. Die leeren Augenhöhlen. »Jesus ...«, murmelte er.

Er schien entsetzt und fasziniert zugleich, während er sich in den Anblick vertiefte. Niemand entdeckte eine Kollektion verchromter Stilette, die in einem chinesischen Federkasten steckten, und beschloß, weitere Fragen zu stellen – wenn man schon einen Fachmann vor sich hatte, konnte man ihn genauso gut als Fachmann zu Rate ziehen.

»Ich habe zwei Leichen in diesem Zustand. Halten Sie es für denkbar, daß Verstümmelungen wie diese von einem Profi vorgenommen wurden?«

Chernenec hob den Kopf. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Eine Weile starrte er stumm vor sich hin, dann fragte er: »Mein Gott, was wollen Sie denn damit andeuten?«

»Ich spreche von der Entfernung der Augen. Es gibt auch Nahaufnahmen.« Er reichte ihm mehrere Fotos, auf denen nur die leeren Augenhöhlen zu sehen waren. »Finden Sie irgendwelche Anhaltspunkte, die darauf hindeuten, daß die Operation von einem Experten durchgeführt wurde? Sachkundige Schnitte? Der Mörder hat die Augäpfel ja sehr sorgfältig herausgetrennt, ohne die Lider zu beschädigen: Ist das etwa eine gängige chirurgische Praxis? Sind dafür genaue anatomische Kenntnisse erforderlich?« Chernenec nahm sich die Bilder wieder vor und studierte sie gründlich.

»Wer kann so etwas tun?« fragte er langsam. »Wer ist zu einer derartigen ... Ungeheuerlichkeit fähig? Wo ist das passiert?«

»In der Umgebung von Guernon. Herr Doktor, beantworten Sie bitte meine Frage: Wurde diese Operation von einem professionellen Chirurgen durchgeführt?«

»Tut mir leid«, sagte Chernenec. »Ich habe keine Ahnung.«

»Welche Technik hat er Ihrer Ansicht nach angewandt?« Der Arzt hielt sich die Abzüge dicht vor die Augen. »Ich denke, er hat die Elastizität des Lids ausgenutzt und eine Klinge unter die Augäpfel geschoben ... um die Sehnerven und die Augenmuskeln zu durchtrennen. Und vermutlich hat er dann das Auge mit der

Breitseite der Klinge herausgeholt. Wie mit einer Münze oder einem Löffelstiel, verstehen Sie?« Niémans steckte die Fotos wieder ein. Der braungebrannte Arzt folgte aufmerksam jeder einzelnen Geste, als sähe er die Bilder noch durch den Mantelstoff. Sein Hemd wies Schweißflecken auf.

»Ich würde Ihnen gern eine allgemeine Frage stellen«, sagte Niémans. »Lassen Sie sich Zeit zum Nachdenken, ehe Sie mir antworten.«

Die Veranda schien bewohnt von den bewegten Schatten der Bäume. Der Arzt wich aus dem Lichtkreis der Lampe ins Halbdunkel zurück und sah den Kommissar erwartungsvoll an. »Welche Gemeinsamkeit sehen Sie zwischen den Augen und den Händen eines Menschen? Welche Verbindung können Sie sich zwischen diesen beiden menschlichen Organen vorstellen?«

Der Augenarzt ging ein paar Schritte durch den Raum. Er hatte seine Fassung wiedergefunden, die Gelassenheit eines Wissenschaftlers.

»Die Gemeinsamkeit ist offenkundig«, sagte er. »Das Auge und die Hand sind die einzigen unverwechselbaren Teile unseres Körpers.«

Niémans hielt den Atem an. Seit dem Gespräch mit dem Pathologen ahnte er, worauf es hinauslaufen würde. »Erklären Sie das genauer«, forderte er den Arzt auf.

»Unsere Iris ist einzigartig. Die Tausende von Fasern, aus denen die Regenbogenhaut besteht, bilden ein individuelles Muster, das bei jedem Menschen verschieden ist. Ein biologisches Kennzeichen, das in den Genen angelegt ist. Die Iris ist so unverwechselbar wie die Fingerabdrücke. Und darin sehe ich die Gemeinsamkeit zwischen Augen und Händen: Sie sind die einzigen Körperteile, die sozusagen eine Signatur tragen. Eine biometrische Signatur, wie die Fachleute sagen. Berauben Sie einen Körper der Augen und der Hände, und Sie zerstören die äußeren Identifikationsmerkmale. Wer ist ein Mensch, der ohne diese Merkmale stirbt? Niemand. Ein anonym Toter, der seine sichtbare Identität verloren hat. Was die Symbolik betrifft, so kann ich mir kein schlimmeres Ende vorstellen. Wie die Beerdigung in einem Massengrab.«

Seine farblosen Augen brachen das Licht der Lampe und wirkten so noch transparenter als zuvor. Der ganze Raum ähnelte jetzt einer gläsernen Iris, und die anatomischen Darstellungen, die Silhouette des Mannes vor der Nacht, die kahlen Klauen der Bäume hinter den Glasscheiben sahen unwirklich aus wie ein Spiegelbild.

Der Kommissar dachte an Caillois' Hände mit ihren glatten Fingerkuppen, die der Mörder nicht abgetrennt hatte – weil es nicht nötig war: Ohne Fingerabdrücke waren sie ohnehin anonym. Der Mörder beraubte seine Opfer also der biologischen Signaturen.

»Ich persönlich«, fuhr der Arzt fort, »glaube sogar, daß die Augen eine exaktere Identifikation erlauben als die Hände. Die Polizei sollte das eigentlich bedenken.«

»Warum sagen Sie das?«

Chernecé lächelte. Er hatte seine professorale Souveränität wiedergefunden.

»Manche Wissenschaftler sind der Ansicht, an der Iris lasse sich nicht nur der Gesundheitszustand des Körpers ablesen, sondern die gesamte Geschichte, die Entwicklung eines Menschen. Haben Sie noch nie von der Irisdiagnostik gehört?« Auf unerklärliche Weise war Niémans überzeugt, daß diese Worte ein Schlaglicht auf den gesamten Fall warfen. Noch wußte er nicht, was der Mörder mitteilen wollte, doch er ahnte, daß der Augenarzt mit seiner Einschätzung den Nagel auf den Kopf traf.

»Die Indologie«, fuhr Chernecé fort, »ist Ende des letzten Jahrhunderts entstanden. Sie ist ein empirisches Verfahren und wurde von einem deutschen Falkner entwickelt, der beobachtet hatte, daß bei einem seiner Raubvögel verblüffende Veränderungen in der Iris auftraten, nachdem der Vogel sich ein Bein gebrochen hatte. Eine Art Kerbe bildete sich, und während die Knochen heilten, überlagerte ein Muster gekreuzter weißer Linien die ursprüngliche verletzungsbedingte Irisveränderung. Als hätte der Unfall im Auge des Vogels sein Echo gefunden. Ich bin überzeugt, daß dieses körperliche Echo existiert. Wer weiß? Vielleicht wollte Ihr Mörder durch die Entfernung der Augäpfel den Widerhall eines Ereignisses tilgen, das man ihm von den Augen ablesen konnte?«

Niémans stellte seine letzte Frage: »Warum sind Sie heute

nachmittag nicht ans Telefon gegangen?»

»Ich hatte den Apparat ausgesteckt«, antwortete der Arzt lächelnd. »Montags habe ich keine Sprechstunde, und ich wollte den Nachmittag und den Abend dazu verwenden, meine Praxis in Ordnung zu bringen ...«

Chernecé ging noch einmal zum Schrank und nahm ein Jackett heraus, das er mit einer ausladenden, wohlbemessenen Geste anzog. In seinem dunkelblauen, gerade geschnittenen Anzug stand er vor Niémans und sagte, als sei ihm der Grund dieses Besuchs endlich klargeworden: »Haben Sie mich zu erreichen versucht? Das tut mir leid. Das alles hätte ich Ihnen natürlich auch am Telefon sagen können. Ich bedaure, daß Sie Ihre Zeit vergeudet haben.«

Kein Wort davon meinte er ernst. Aus jeder Pore seiner sonnengebräunten Stirn sickerten Egoismus und Gleichgültigkeit. Die geschändeten Augenhöhlen von Rémy Caillois hatte er schon wieder vergessen.

Niémans betrachtete die Augenmodelle, die Blutgefäße, die sich über die weißen Augäpfel zogen wie eine Fortsetzung der Schatten, die von den kahlen Zweigen durch die gläsernen Wände in den Raum fielen. »Ich habe keineswegs meine Zeit vergeudet«, sagte er.

Draußen erwartete den Kommissar eine weitere Überraschung. An seinem Wagen lehnte im Licht einer Straßenlaterne ein Mann, der auf ihn zu warten schien: offenbar nordafrikanischer Herkunft, genauso groß wie er selbst, mit langen Rastalocken, bunter Mütze und Satansbart, der ihm vom Kinn herabhing. Ein erfahrener Polizist ist imstande, einen gefährlichen Mann auf den ersten Blick zu erkennen. In diese Kategorie gehörte der lange Kerl, trotz seiner lässigen Haltung. Der Mann erinnerte ihn an die Dealer, die er während seiner Pariser Nächte so oft gejagt hatte, und er wäre jede Wette eingegangen, daß er irgendwo an seinem Körper eine Schußwaffe versteckt hatte. Niémans trat näher, die Hand auf seinem MR 73, und traute seinen Augen nicht: Der Araber lächelte ihm entgegen.

»Kommissar Niémans?« fragte er, als der Polizist nur noch wenige Meter entfernt war.

Der Araber fuhr mit der Hand in die Jacke, und im selben Moment zückte Niémans seine Waffe und legte an. »Keine Bewegung!«

Der Mann lächelte sein sphinxähnliches Lächeln – eine Mischung aus Selbstsicherheit und Ironie – und strahlte eine Kraft aus, wie Niémans sie selbst bei den ausgekochtesten Verbrechern selten erlebt hatte. In gelassenem Ton sagte er: »Nur die Ruhe, Kommissar. Ich heiße Karim Abdouf und bin Leutnant bei der Polizei. Capitaine Barnes hat mir gesagt, daß ich Sie hier finde.« Er vollendete seine Handbewegung und hielt seinen Dienstausweis ins Licht. Zögernd steckte Niémans seine Waffe wieder ein und musterte prüfend die verblüffende Erscheinung. Unter der Haarmähne blitzten etliche Ohringe hervor. »Du bist nicht aus Annecy?« fragte er argwöhnisch. »Nein. Ich komme aus Sarzac. Département Lot.«

»Kenne ich nicht.«

Karim steckte seinen Ausweis wieder ein. »Das glaube ich gern. Wir sind nicht sehr bekannt.« Niémans lächelte den langen Lulatsch an. »Was für eine Sorte Bulle bist du denn?« fragte er.

Die Sphinx schnippte mit einem Finger gegen die Antenne des Wagens. »Ich bin der Bulle, der Ihnen fehlt, Kommissar.«

38

Auf dem Rückweg nach Guernon hielten die beiden Polizisten an einer kleinen Raststätte an der N 56, um einen Kaffee zu trinken. In der Ferne waren die Scheinwerfer und Blaulichter einer Straßensperre der Gendarmen zu erkennen, vor der sich eine Autoschlange gebildet hatte.

Niémans hörte sich aufmerksam und verwundert die hastige Rede dieses unversehens aufgetauchten Polizisten an, seinen höchst unwahrscheinlichen Fall, der auf einmal mit den Morden von Guernon in Zusammenhang zu stehen schien. Dennoch fand er die Geschichte verschoben und unverständlich – eine geheimnisvolle

Mutter und ihre Flucht, ein kleines Mädchen, das sich in einen Jungen verwandelt hatte, Teufel, die das Gesicht des Kindes auszulöschen versuchten, weil sie es für ein gefährliches Beweisstück hielten ... Niémans war schon geneigt, das Ganze für ein ausgemachtes Hirngespinnst zu halten, als ihm der Leutnant aus Sarzac den konkreten Beweis präsentierte, daß Philippe Sertys in der Nacht von Sonntag auf Montag in ein Grab auf dem Friedhof einer Kleinstadt im Département Lot eingebrochen war.

Und diese Information war entscheidend.

Im Licht seiner eigenen Erkenntnisse über Philippe Sertys waren dem Mann Grabschändungen durchaus zuzutrauen. Natürlich mußte man erst die auf dem Friedhofsparkplatz in Sarzac gefundenen Abriebspuren mit den Reifen des Lada vergleichen, doch falls diese Indizien den Verdacht des Arabers bestätigten, hatte Niémans den ersten konkreten Beweis, daß Sertys kein unschuldiges Opfer war, sondern selbst etwas auf dem Kerbholz hatte. Unklar war ihm allerdings, wie sich die übrigen Elemente, von denen Karim Abdouf ihm berichtet hatte – diese verrückte Geschichte über Mutter und Tochter, die von »Teufeln« verfolgt wurden –, in seine eigene Ermittlung einfügen sollten. »Was ist deine Vermutung?« fragte er.

Karim antwortete, während er nervös an einem Stück Zucker herumfingerte: »Aus einem mir unbekannten Grund sind die Teufel in der letzten Nacht wiedererwacht, und Sertys kam in das Kaff, in dem ich wohne, um in der Schule und auf dem Friedhof irgend etwas nachzuprüfen, das mit der Flucht der Frau im Jahr zweiundachtzig zu tun hat.«

»Demnach wäre Sertys einer deiner Teufel?«

»Richtig.«

»Das ist absurd«, gab Niémans zurück. »In dem Jahr war Philippe Sertys gerade mal zwölf. Kannst du dir vorstellen, wie ein Kind eine Familienmutter terrorisiert und quer durch Frankreich jagt?«

Karim Abdouf runzelte die Stirn. »Ich weiß. Es paßt alles noch nicht so ganz.«

Niémans lächelte und bestellte sich einen zweiten Kaffee. Er war sich noch nicht sicher, ob er Abdoufs Geschichte glauben sollte. Ebensowenig, wie er sicher war, ob man einem Burschen von einem

Meter fünfundachtzig mit Rastalocken und Ohrringen trauen sollte, der eine nicht zugelassene Automatikpistole bei sich hatte und einen Audi fuhr, der offensichtlich geklaut war. Doch die Geschichte, die er erzählte, war nicht abstruser als seine eigene Hypothese von der Schuld der Opfer. Und dieser junge Araber hatte eine Leidenschaft, eine Begeisterung an sich, die durchaus ansteckend waren.

Schließlich entschloß er sich, ihm zu vertrauen. Er gab ihm den Schlüssel zu seinem Privatbüro in der Universität, damit Karim dort die gesamten Unterlagen studieren konnte. Danach erklärte er ihm in gedämpftem Ton seinen Fall und seine eigene, tiefe Überzeugung: Die Opfer hätten irgendeine Schuld auf sich geladen, wofür der Mörder nun Rache übte. Er zählte ihm die spärlichen Hinweise auf, die seine Vermutung stützten: die Schizophrenie und Brutalität von Rémy Caillois, die abgelegene Lagerhalle im Besitz von Philippe Sertys und das Heft mit dem rätselhaften Inhalt. Er berichtete auch von den »purpurnen Flüssen«, ohne die sonderbaren Worte erklären zu können, und faßte den gegenwärtigen Stand der Ermittlung zusammen: Man warte auf die Ergebnisse der zweiten Autopsie, denn die Leiche berge möglicherweise wieder eine Botschaft. Er hege die vage Hoffnung, fügte er hinzu, daß all die Netze, die über der Umgebung ausgeworfen worden waren, früher oder später einen entscheidenden Hinweis liefern würden. Und schließlich berichtete er von Eric Joisneau und seinen schlimmen Befürchtungen.

Abdouf stellte mehrere Fragen über das Verschwinden des Leutnants, das ihn in höchstem Maß zu interessieren schien. »Hast du denn eine Meinung dazu?« fragte Niémans seinerseits. Abdouf lächelte schief. »Dieselbe wie Sie, Kommissar. Ich glaube, der Junge hatte ein Problem. Er hat den Finger auf irgend etwas Wichtiges gelegt und wollte die Sache im Alleingang durchziehen, um es Ihnen ordentlich zu zeigen. Ich fürchte, er hat einen kapitalen Hirsch geschossen, und der Schuß ist nach hinten losgegangen. Ich hoffe, ich irre mich, aber es kann sein, daß Sie mit Ihren Befürchtungen recht haben und Joisneau – vielleicht – die Identität des Mörders aufgedeckt hat, was ihn – vielleicht – das Leben gekostet hat.«

Sie schwiegen beide. Durch das Fenster schaute Niémans auf die Lichter der Straßensperre in der Ferne. Seitdem er aus seinem kurzen

Schlaf in der Bibliothek aufgeschreckt war, hatte ihn diese Sorge gequält.

»Halten Sie mich nicht für zynisch, Kommissar«, fuhr Karim fort. »Schon den ganzen Tag, seit heute morgen, entdecke ich Dinge, die mich Schlimmes vermuten lassen, und jetzt stoße ich hier in Guernon auf einen Mörder, der seinen Opfern die Augen aussticht. Und auf Sie, Pierre Niémans, einen der größten Cracks der französischen Polizei, der in dieser Geschichte ungefähr genauso auf dem Schlauch steht wie ich ... Also wundere ich mich über gar nichts mehr. Ich bin überzeugt, daß diese Morde in direktem Zusammenhang mit meinem eigenen Fall stehen, und glauben Sie mir: Ich bin fest entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen.«

Sie standen auf, zahlten und gingen. Inzwischen war es halb zwölf. Draußen fiel ein leichter Nieselregen. An der Straße standen noch immer die Gendarmen und trotzten dem widrigen Wetter. Geduldig standen die Autofahrer in der Schlange und warteten auf die Kontrolle. Manche streckten den Kopf aus dem Fenster und musterten skeptisch die im Regen glänzenden Maschinengewehre.

Aus alter Gewohnheit warf der Kommissar einen Blick auf seinen Funkempfänger: Costes hatte eine Nachricht hinterlassen. Sofort rief er ihn zurück. »Was gibt's? Bist du mit der Autopsie fertig?«

»Noch nicht ganz, aber ich würde Ihnen gern was zeigen. Hier im Krankenhaus.«

»Kannst du mir nicht am Telefon davon erzählen?«

»Nein. Außerdem erwarte ich jeden Moment die Ergebnisse von Astier, der die Analysen durchgeführt hat. Kommen Sie her. Bis Sie hier sind, bin ich auch soweit.«

»Gibt es was Neues?« fragte Karim, als Niémans das Mobiltelefon einsteckte.

»Vielleicht. Ich muß zum Gerichtsmediziner. Und du?«

»Ich wollte eigentlich mit Philippe Sertys reden, aber das geht ja jetzt nicht mehr. Also folgt der nächste Schritt.«

»Und der wäre?«

»Die Umstände des Todes von Judiths Vater herausfinden. Er ist hier in Guernon gestorben, und ich bin so gut wie sicher, daß die Teufel dabei ihre Hand im Spiel hatten.«

»Was vermutest du? Mord?«

Niémans schüttelte zweifelnd den Kopf. »Wir haben die Gendarmerie- und Polizeiarchive der gesamten Region aus den letzten fünfundzwanzig Jahren durchforstet und nicht die Spur eines Vorfalls dieser Sorte gefunden. Und ich sag dir doch: Sertys war ein Kind, als ...«

»Wir werden schon sehen, was herauskommt. Jedenfalls bin ich mir sicher, daß ich auf eine Verbindung zwischen diesem Tod und dem Namen eines der beiden Opfer stoßen werde.«

»Wo willst du anfangen?«

»Auf dem Friedhof.« Karim lächelte. »Das ist inzwischen eine Spezialität von mir. Meine zweite Natur sozusagen. Ich will mich vergewissern, daß Sylvain Hérault tatsächlich in Guernon begraben ist. Ich habe mich bereits mit dem Standesamt von Taverlay in Verbindung gesetzt und die Eintragung der Geburt von Judith Hérault, der einzigen Tochter von Fabienne und Sylvain Hérault, gefunden: geboren 1972 im Klinikum von Guernon. Soviel zur Geburtsurkunde. Bleibt noch der Totenschein.« Niémans reicht ihm eine Karte mit den Nummern seines Mobiltelefons und des Funkempfängers. »Vertrauliche Mitteilungen bitte über den Pager«, sagte er.

Karim Abdouf steckte die Karte ein und erklärte in halb spöttischem, halb belehrendem Ton: »Bei der Aufklärung eines Verbrechens ist jedes Faktum, jeder Zeuge ein Spiegel, der einen Aspekt der Wahrheit wiedergibt ...«

»Wie bitte?«

»Auf der Polizeischule habe ich einen Ihrer Vorträge gehört, Kommissar.«

»Na und?«

Karim stellte den Jackenkragen auf. »Tja, was die Spiegel angeht, sieht es mit unseren jeweiligen Ermittlungen so aus.« Er hob beide Handflächen, einander zugewandt. »Sie spiegeln sich gegenseitig, verstehen Sie? Und ich bin mir verdammt sicher, daß der Mörder in den toten Winkeln auf uns wartet.«

»Wie kann ich dich erreichen?«

»Gar nicht – ich werde mich bei Ihnen melden. Ich hatte ein Handy

beantragt, aber das Budget von Sarzac reicht dafür nicht aus.«

Der junge Polizist verbeugte sich nach arabischer Manier und war fort.

Niémans ging zu seinem eigenen Wagen, und während er einstieg, sah er dem Audi nach, der in einem Wasserschleier röhrend davonfuhr. Mit einem Mal fühlte er sich älter, verbrauchter, steif geworden von der Nacht, den Jahren, der Unsicherheit. Ein Gefühl von Leere schnürte ihm die Kehle zu. Doch gleichzeitig verspürte er eine neue Kraft: Er hatte einen Verbündeten gewonnen. Einen schlagkräftigen Verbündeten.

39

Kristalle in schillerndem Violett, Blau, Grün, Gelb. Bunte Prismen, ein Kaleidoskop in den Farben des Regenbogen unter der durchscheinenden Oberfläche.

»Was ist das?« fragte Niémans, die Augen vor dem Mikroskop. »Glas«, antwortete Costes in ungläubigem Ton. »Diesmal hat der Mörder winzige Glassplitter hinterlassen.«

»Und wo haben Sie die gefunden?«

»Wieder in den Augenhöhlen. Unter den geschlossenen Lidern. Wie kleine kristallisierte Tränen, die im Gewebe hafteten.« Die beiden Männer standen in der Leichenhalle des Klinikums, der junge Arzt in einem blutbefleckten Kittel. Zum ersten Mal sah ihn Niémans so gekleidet und in dieser Umgebung, zwischen weißen, kalten Kacheln. Die Kleidung und der Ort verliehen ihm eine befremdliche, eisige Autorität.

»Wasser, Eis, Glas«, fuhr der Arzt fort. »Die Verwandtschaft der Materialien ist offenkundig.«

»Ich bin durchaus noch in der Lage, Offenkundiges zu registrieren«, murrte Niémans, während er auf die Leiche zuing, die in der Mitte des Raumes unter einem Tuch aufgebahrt worden war.

»Aber was bedeutet es? Ich meine, zu welchem Ort führt es uns? Ist an diesen Glassplittern irgend etwas Besonderes?«

»Ich warte noch auf die Ergebnisse von Astier. Er ist sofort ins Labor gefahren, um eine genaue Analyse durchzuführen und die Herkunft des Glases zu bestimmen. Außerdem hat er den Staub und die Splitter untersucht, die Sie aus der Lagerhalle mitgebracht haben. Über die Tinte, mit der das Heft beschrieben wurde, weiß er schon Bescheid, aber das Ergebnis ist eher enttäuschend: Es ist eine ganz gewöhnliche Tinte, wie man sie überall kaufen kann. Was die Zahlen angeht, läßt sich leider nichts sagen, solange keine weiteren Elemente vorliegen... Wir haben lediglich ein graphologisches Gutachten angefordert und festgestellt, daß es Sertys' Schrift ist.«

Niémans fuhr sich mit der Hand über seine Bürstenhaare: Die Indizien aus der Lagerhalle hätte er beinahe vergessen. Eine Weile sprach keiner ein Wort. Doch als Niémans aufschaute, bemerkte er im Blick des Arztes ein Funkeln der Erkenntnis, das ihm vorkam wie die Befriedigung über eine gelöste mathematische Gleichung. Irritiert fragte er: »Was ist los?«

»Nichts. Nur ... Wasser, Eis, Glas. In jedem Fall sind es Kristalle.«

»Das weiß ich selber! Wie oft denn noch?« fuhr Niémans auf.

»Aber sie symbolisieren jeweils unterschiedliche Temperaturen.«

»Was soll das heißen?«

Costes verschränkte die Arme. »Die Struktur dieser Materialien entsprechen verschiedenen Stufen auf einer Temperaturskala«, erklärte er. »Die Kälte von Eis. Die Umgebungstemperatur von Wasser. Und die extreme Hitze, bei der Quarzsand zu Glas schmilzt.«

Niémans fegte die Bemerkung mit einer zornigen Gebärde beiseite. »Na und? Was sagt uns das über den Mörder?« Costes zog den Kopf ein, als weiche er wieder in seine Schale der Schüchternheit zurück. »Nichts. War nur eine Feststellung ...«

»Erzähl mir lieber was über die Verstümmelungen.«

»Abgesehen von der Abtrennung der Hände ist der Tote im selben Zustand wie die Leiche von Caillois, trägt allerdings keine Spuren von Folter.«

»Sertys wurde nicht gefoltert?«

»Nein. Offensichtlich wußte der Mörder bereits, was er wollte, und kam direkt zur Sache. Amputation der Hände und Entfernung der Augäpfel, Erdrosselung. Trotzdem müssen die Schmerzen unerträglich gewesen sein, denn der Mörder hat allem Anschein nach mit den Verstümmelungen begonnen. Hat die Hände abgeschnitten, die Augen entfernt und erst danach seinem Opfer den Garaus gemacht.«

»Wie wurde Sertys erdrosselt?«

»Mit derselben Technik wie Caillois. Einem Metalldraht. Mit dem der Mörder sein Opfer zuerst gefesselt hatte. Wie beim ersten Mal. Die Einschnitte an den Handgelenken und am Hals sind identisch.«

»Und die Hände? Wie hat er die Knochen durchtrennt?«

»Schwer zu sagen. Sie wurden weder gesägt noch geschnitten, und ich habe den Eindruck, daß der Mörder auch zu diesem Zweck das Kabel verwendet hat. Wie einen Faden, mit dem man Butter schneidet, verstehen Sie? Er muß es ihm um die Handgelenke gelegt und festgezurt haben, und das mit einer irren Kraft. Wir suchen einen Koloß, Kommissar. Eine Naturgewalt.« Niémans dachte nach. Obwohl die Autopsieergebnisse eine relative Präzision vermittelten, gelang es ihm nicht, sich den Mörder vorzustellen. Nicht einmal seine Umrisse. Irgend etwas störte, hielt ihn zurück, und er sah den Mörder allenfalls als eine Einheit, eine Macht, eine globale Energie. »Die Tatzeit?« fragte er.

»Vergessen Sie's. So tiefgefroren, wie die Leiche war, besteht keine Möglichkeit, darüber irgendeine Aussage zu machen.« In dem Augenblick wurde abrupt die Tür aufgerissen, und ein baumlanger Kerl mit fahlem Gesicht, platter Nase und hellen, weit aufgerissenen Augen stürmte herein. Costes stellte die Herren einander vor: Der Neuankömmling war Patrick Astier, der ein Plastiksäckchen auf den Tisch warf und sofort mit der Tür ins Haus fiel. »Ich habe die Zusammensetzung der Glassplitter. Sand aus Fontainebleau, Soda, Pottasche, Bleioxid, Glaubersalz, Borax. Nach dem jeweiligen Anteil der Bestandteile läßt sich die Herkunft ableiten. Dieses Glas wird häufig in der Bauindustrie verwendet, für große Scheiben, Glassteine und so weiter. Der Mörder verweist uns auf irgendeinen Ort oder ein Gebäude dieser Art, vielleicht ein Gewächs ...«

Astier verstummte verdutzt: Niémans hatte sich abgewandt und marschierte auf die Tür zu, nachdem ihn blitzartig die Erkenntnis überkommen hatte: das verglaste Sprechzimmer des Augenarztes. Er fluchte innerlich. Das konnte kein Zufall sein: Edmond Chernecé war das dritte Opfer.

»Wo wollen Sie denn hin?« rief Marc Costes ihm nach, als er schon bei der Tür war.

Über die Schulter antwortete Niémans: »Ich weiß wahrscheinlich, wo der Mörder das nächste Mal zuschlägt. Wenn es nicht schon zu spät ist.«

Er war bereits im Flur, als Astier ihn einholte und am Ärmel packte.

»Kommissar, ich habe auch die Zusammensetzung des Staubs aus dem Lager ...«

Über den Brillenrand hinweg sah Niémans ihn an. »Was?«

»Sie wissen doch, die Trümmer, die Sie aus dem Lager mitgebracht haben.«

»Und?«

»Das sind Knochen, Kommissar. Tierknochen.«

»Von welchen Tieren?«

»In erster Linie von Ratten. Es klingt verrückt, aber dieser Kerl, Sertys, hat wahrscheinlich nur Nagetiere gezüchtet, und ...« Ein weiterer Schauer. »Später«, schnaubte Niémans. »Später. Ich komme wieder.«

Niémans hieb mit der Faust auf das Steuerrad ein, während er mit mehr als hundertfünfzig Stundenkilometer über die Nationalstraße raste.

Wenn Dr. Edmond Chernecé das nächste Opfer war, dann war er der dritte Schuldige. Nach Rémy Caillois. Nach Philippe Sertys.

Und wenn Chernecé schuldig war, dann hatte er Eric Joisneau aus dem Weg geschafft.

Gottverdammte Scheiße. Der Kommissar biß die Zähne zusammen, um nicht zu brüllen. Seitdem er losgefahren war, grübelte er über seine Fehler nach. Zog die Bilanz seines Versagens. Wegen der dämlichen Hunde hatte er sich geweigert, das Blindeninstitut aufzusuchen, und hatte damit die erste konkrete Spur verpaßt.

Von dem Augenblick an hatte er sich vollständig verzettelt. Während er wie eine Krabbe herumtappte, während er in Gletscherspalten den Helden spielte und seine Zeit mit Mutter Sertys vertrödelte, war Eric Joisneau im Institut gewesen und hatte eine wichtige Erkenntnis gewonnen. Seine Entdeckung hatte ihn geradewegs zu Chernecé geführt. Doch zu dem Zeitpunkt bewegte er sich mit einer Geschwindigkeit vorwärts, die zuviel für ihn war: Der Junge war nicht imstande gewesen, die Konsequenzen seiner Entdeckungen einzuschätzen. Er hatte dem Arzt nicht genügend mißtraut und ihn nach einem entscheidenden Aspekt befragt, einer Wahrheit, die für den Augenarzt selbst gefährlich war. Das war der Grund, weshalb Joisneau nach seinem Besuch bei Chernecé nie mehr aufgetaucht war.

In seinem Geist kristallisierte sich die filigrane Struktur einer neuen, schrecklichen Gewißheit heraus, für die er nicht einen einzigen Beweis hatte – nur seinen Instinkt: Caillois, Sertys und Chernecé hatten gemeinsame Sache gemacht. Gemeinsam hatten sie irgendeinen Fehler begangen. Der tödlich war.

WIR SIND DIE HERREN, UND WIR SIND DIE SKLAVEN.
WIR SIND ÜBERALL, UND WIR SIND NIRGENDWO.

WIR SIND DIE VERMESSER.
WIR BEHERRSCHEN DIE PURPURNEN FLÜSSE.

Bezog sich dieses *Wir* auf die drei Männer? Waren Caillois, Sertys und Chernecé die »Beherrscher der purpurnen Flüsse«? Hatten sie ein Komplott gegen die ganze Stadt geschmiedet – und war diese Verschwörung das Mordmotiv?

Diesmal stand die Tür halb offen. Niémans schwenkte sofort nach rechts und betrat die gläserne Veranda. Ringsum Halbdunkel und Stille. Wie starre, arrogante Gestalten standen die optischen Geräte im Raum. Er zog seine Waffe und schlich durchs Zimmer. Niemand zu sehen. Nur die wildbewegten Schatten der Bäume fielen durch die Glasfront herein.

Er ging zurück ins eigentliche Haus, warf einen Blick in das dunkle Wartezimmer und durchquerte das marmorne Vestibül. Vorbei an einem Schirmständer, aus dem mehrere Spazierstöcke mit Elfenbein- oder Hirschhornknäuf ragten, gelangte er zu einem Salon mit schweren Vorhängen und wuchtigen Möbeln, an den sich zwei altmodisch eingerichtete Schlafzimmer reihten. Auch hier keine Menschenseele. Keine Spur eines Kampfes. Kein Anzeichen einer Flucht.

Mit ausgestreckter Waffe stieg Niémans über die Treppe ins obere Stockwerk hinauf. Er betrat ein kleines Büro, das nach Möbelwachs und Zigarrentabak roch, und entdeckte auf einem abgewetzten Kelim etliche Koffer aus weichem Leder mit goldenen Schließen. Er ging weiter und witterte auf einmal einen anderen Geruch:

Dieser Raum stank nach Gefahr, nach Tod. Durch ein ovales Fenster sah er die windgepeitschten Baumwipfel und begriff, daß diese Luke sich oberhalb der Veranda mit ihrem gläsernen Dach befand. Mit einer abrupten Geste riß er das Fenster auf und spähte hinab auf die durchscheinende Fläche, und das Blut gefror ihm in den Adern.

Auf den regennassen Scheiben erblickte er das Spiegelbild eines Körpers, dessen Konturen durch die Unebenheiten des Glases wie zerfranst wirkten. Die Arme ausgebreitet, die Füße nebeneinander gestellt – die Haltung eines Gekreuzigten. Ein Märtyrer über einem grünlichen See.

Mit zugeschnürter Kehle studierte er dieses Bild, ohne die tatsächliche Stellung der Leiche daraus ableiten zu können, bis ihm das optische Spiel auf einmal aufging. Er streckte den Kopf aus dem

Fenster und spähte entlang der Fassade nach oben. Die Leiche hing direkt über der Luke.

Wie eine grausige Galionsfigur war Edmond Chernecé an die Wand geheftet, und der Wind zerzauste seine weiße Mähne. Der Kommissar zog den Kopf zurück, verließ das kleine Büro und stieg eine schmale hölzerne Stiege in den Speicher hinauf. Auch hier gab es ein Fenster. Er riß es auf und beugte sich weit bis auf die Dachrinne hinaus, um die sterbliche Hülle von Edmond Chernecé aus möglichst geringer Entfernung zu sehen. Das Gesicht hatte keine Augen mehr. Gähmend klafften die leeren Höhlen Wind und Regen entgegen. Die Arme, blutige Stümpfe ab dem Handgelenk, waren weit ausgebreitet. Ein dichtes, verworrenes Geflecht schimmernder Eisenkabel, die sich tief in das dicke, gebräunte Fleisch gruben, hielt die Leiche in dieser Position fest. Regentropfen peitschten Niémans ins Gesicht, während er sich hinausbeugte und fassungslos starrte. Rémy Caillois. Philippe Sertys. Edmond Chernecé. Wie Sturmböen fielen ihm seine Gewißheiten an. NEIN: Dieser Mörder war kein perverser Homosexueller, der es nur auf ein Gesicht, einen bestimmten Körperbau abgesehen hatte. NEIN: Er war kein Serienmörder, der sich aufs Geratewohl unschuldige Opfer aussuchte, um sich an ihnen auszutoben. Dieser Mörder war ein Mensch, der wohlüberlegt vorging und mit dem Leben auch die Identität auslöschte, die unverwechselbaren Kennzeichen eines Individuums. Ein Mensch, der ein präzises Motiv hatte: Rache.

Niémans zog sich in den Speicher zurück. Bis auf das Hämmern in seinen Schläfen vernahm er keinen Laut im Haus des Toten. Er wußte, daß der Alptraum noch nicht zu Ende war: Irgendwo in diesem Haus befand sich die Leiche von Joisneau. Ein paar Stunden vor seinem gewaltsamen Tod hatte Chernecé selbst einen Mord begangen.

Niémans durchsuchte sämtliche Räume, die Küche, den Salon, die Schlafzimmern, spähte in jede Nische, in Schränke und hinter Betten. Er erkundete den Garten, stöberte in einem Schuppen unter den Bäumen. Dann entdeckte er im Erdgeschoß unterhalb der Treppe eine Tapetentür und riß sie auf. Der Keller. Er stürzte die Treppe

hinunter, während er den Hergang rekonstruierte: Wenn er um halb elf Uhr abends den Arzt in der Unterwäsche überrascht hatte, so deshalb, weil der soeben sein blutiges Geschäft beendet hatte – den Mord an Joisneau. Deshalb hatte er sich am Telefon nicht gemeldet. Deshalb hatte er sorgfältig sein Sprechzimmer aufgeräumt, nachdem er den jungen Leutnant vermutlich mit einem der verchromten Stilette aus dem chinesischen Federkasten erstochen hatte. Und deshalb hatte er einen neuen Anzug angezogen und die Koffer gepackt. Blind und dumm hatte Niémans sich höflich mit dem Henker unterhalten, der kurz zuvor sein unheilvolles Werk vollbracht hatte.

Im Keller entdeckte er eine spinnwebenverhangene Konstruktion aus Metall, in denen Hunderte von Weinflaschen lagerten.

Dunkle Flaschenböden, rotes Siegelwachs, ockerfarbene Etiketten. Er durchsuchte jeden Winkel des Kellers, rollte Fässer zur Seite, verschob Weinregale, brachte sie zum Einsturz. Wein ergoß sich über den Boden, betäubende Dünste umwaberten ihn.

Schweißüberströmt und fluchend stieß er endlich auf eine Falltür im Boden. Er sprengte den Riegel und öffnete die Klappe. Eine Grube verbarg sich darunter.

In diesem Verschlag fand er Joisneau, halb versenkt in einer schwärzlichen, ätzenden Flüssigkeit. Ringsum lagen grüne Plastikflaschen, die ein scharfes Desinfektionsmittel enthalten hatten. Beißende chemische Dämpfe stiegen auf. Die Säure hatte ihre verheerende Verwüstung bereits begonnen, ließ Körpergase entweichen, fraß sich ins Fleisch und verwandelte es in gemächlich blubbernde Blasen, aus denen Rauch aufstieg, vernichtete nach und nach den Menschen, der Eric Joisneau gewesen war, Beamter der Kriminalpolizei von Grenoble. Vom Grund dieses schauerlichen Grabs starteten die offenen Augen des Jungen den Kommissar an.

Niémans wich zurück und stieß einen wilden Schrei aus. Er spürte, wie seine Rippen sich hoben und spreizten wie das Gestänge eines Regenschirms, und er erbrach sein Gedärm, seine Wut, seine Schuld, an das Weinregal geklammert, während die Flaschen mit Getöse auf dem Boden zerschellten.

Er wußte nicht genau, wieviel Zeit auf diese Weise verstrich, in Alkoholdünste und Säuredämpfe gehüllt. Doch bald stieg aus der Tiefe seines Bewußtseins, langsam wie eine giftige schwarze Flut, eine weitere Wahrheit auf, die mit dieser Hinrichtung nichts zu tun hatte, sondern ein neues Licht auf die Mordserie von Guernon warf.

Marc Costes hatte auf die Verwandtschaft der Materialien hingewiesen, die an allen drei Verbrechen beteiligt waren: Wasser, Eis, Glas. Niémans begriff jetzt, daß nicht das Material an sich eine Rolle spielte. Wichtig waren die Umstände bei der Entdeckung der Leichen.

Rémy Caillois war als Spiegelbild im Wasser gefunden worden. Philippe Sertys als Spiegelbild im Gletschereis. Edmond Chernecé als Spiegelbild auf dem Glasdach. Der Mörder inszenierte seine Morde so, daß man *zuerst* das Abbild der Leiche, nicht die Leiche selbst entdeckte. Aber was bedeutete das?

Warum nahm der Mörder so viele Umstände auf sich, um diese Verdoppelung zu bewerkstelligen?

Die Beweggründe der Strategie konnte Niémans sich nicht erklären, doch er ahnte, daß zwischen den Spiegelungen und der symbolischen Leugnung der Identität, der Einzigartigkeit des Wesens durch Entfernung von Händen und Augen, ein Zusammenhang bestand. Er erkannte darin zwei einander ergänzende Aspekte ein und desselben Urteils, verkündet von einem erbarmungslosen Gericht: Die Angeklagten wurden zur totalen Vernichtung ihres Wesens selbst verurteilt.

Was hatten diese Männer getan, um auf ein Spiegelbild reduziert und jedes individuellen Merkmals beraubt zu werden?

VIII

41

Die Friedhöfe von Guernon und Sarzac hatten wenig Ähnlichkeit miteinander. In Guernon ragten Grabsäulen aus weißem Marmor wie kleine, symmetrische Eisberge aus tiefgrünen Rasenflächen, die Kreuze richteten sich empor wie neugierige Gestalten auf den, Zehenspitzen. Nur das welke Laub brachte hier und dort eine Unregelmäßigkeit ins Spiel – gelbe Flecken auf smaragdgrünem Grund. In tiefer Dunkelheit ging Karim Abdouf systematisch und geduldig jeden Weg ab und las im Licht seiner Taschenlampe Namen und Grabinschriften auf Marmor, Stein und Eisen.

Noch hatte er das Grab von Sylvain Hérault nicht gefunden. Im Gehen dachte er über seine bisherigen Ergebnisse nach, über die jähe Wendung der letzten Stunden. So schnell wie möglich war er hierher gefahren und hatte eigens zu diesem Zweck einen prachtvollen Audi »requiriert«. Er hatte geglaubt, in Guernon einen Grabschänder zu stellen, und war statt dessen in eine Mordserie geraten. Seitdem er die kompletten Unterlagen über Niémans' Ergebnisse gelesen und sich eingepreßt hatte, kam ihm seine eigene Ermittlung wie eine Reihe ineinander verschachtelter Kästchen vor: Hatte man das erste geöffnet, kam das nächste zum Vorschein, aus diesem wiederum das nächste, und so weiter. Der Einbruch in der Schule und die Öffnung der Gruft in Sarzac hatten das tragische Schicksal einer Familie offenbart. Und dieses Schicksal hatte ihn nun nach Guernon geführt, zu einer Serie von Verbrechen. Die Person Sertys war der Angelpunkt zwischen den beiden Fällen, und Karim war entschlossen, seinen Weg zu verfolgen, bis er auf weitere Gemeinsamkeiten, weitere Verbindungen stieß.

Aber was ihn am meisten faszinierte, war nicht diese unglaubliche Abwärtsspirale, sondern die Tatsache, daß er sich unversehens neben Pierre Niémans wiederfand, dem Kommissar, der ihn während seiner

Zeit auf der Polizeischule so tief beeindruckt und geprägt hatte. Der Bulle mit seiner Theorie über Spiegel und atomare Strukturen. Ein Mann der Praxis, ungestüm, cholerisch, verbissen. Ein brillanter Fahnder, der in der Welt der Verbrechensbekämpfung einst einen Löwenanteil beansprucht hatte, doch wegen seines unbezähmbaren Charakters und seiner psychotischen Anfälle von Gewalttätigkeit schließlich aufs Abstellgleis geschoben worden war. Karim dachte ständig an diese neue Allianz. Stolz war er, natürlich. Und sehr aufgeregt. Aber auch ein wenig verstört, weil er erst an diesem Tag an ihn gedacht hatte, wenige Stunden, bevor er ihm leibhaftig begegnet war. Inzwischen war er die letzte Allee des Friedhofs abgeschieden, ohne einen Sylvain Hérault zu finden. Es blieb nur noch ein auf zwei Säulen gestütztes Gebäude, das von außen wie eine Kapelle aussah. Es war das Krematorium. Mit ein paar raschen Schritten stand er vor dem Eingang. Nichts unversucht lassen, jedem Anhaltspunkt auf den Grund gehen, immer. Ein breiter, hallenähnlicher Bogengang öffnete sich vor ihm: das Kolumbarium. In den Bogenwölbungen reihten sich die Nischen übereinander, in denen die Urnen beigesetzt waren; auf den Marmortafeln, die sie verschlossen, waren Namen und Daten eingraviert. Langsam schritt er die Halle ab, während er aufmerksam die wie Briefkästen übereinander angeordneten kleinen Tafeln musterte. Schrift und Motive wechselten, hin und wieder brachte ein welker Blumenstrauß in einer Nische ein wenig Farbe ins Bild, dann begann die eintönige Litanei wieder von vorn. Am Ende der Halle erhob sich eine riesige Marmortafel mit dem Text eines Gebets. Karim trat näher. Ein feuchter, unsicherer Wind, der beinahe zerstreut wirkte, wehte herein und trieb dürre Blütenblätter vor sich her. In dem Augenblick entdeckte er die Grabtafel, im allerletzten Bogen vor dem Ende der Halle. Er trat näher und las: Sylvain Hérault. Geboren im Februar 1951, gestorben im August 1980. Karim hätte nie vermutet, daß Judiths Vater eingeäschert worden war. Diese Art der Bestattung widersprach Fabiennes Nähe zur katholischen Kirche.

Doch nicht das war es, was ihn am meisten verblüffte. Es waren die Blumen, die vor der Tafel arrangiert waren: rot, lebendig, mit üppigen, feuchten Blättern. Karim befühlte die Blüten: Dieser Strauß

war ganz frisch, er konnte erst an diesem Tag gebracht worden sein. Er drehte sich um, verharrte mitten im Schwung und schnippte mit den Fingern. Immer wieder eine neue Spur.

Abdouf verließ das Krematorium und ging die Friedhofsmauer entlang auf der Suche nach einem Haus, einer Baracke, der Unterkunft eines Wächters. Er fand schließlich einen kleinen, hinfalligen Pavillon gleich hinter der Aufbahrungshalle. Aus einem Fenster schien ein trübes Licht.

Geräuschlos öffnete er die Eisenpforte und stand in einem winzigen Vorgarten, der vollständig vergittert war, wie ein überdimensionierter Käfig. Irgendwo erklang ein Gurren. Was war denn das schon wieder?

Karim ging ein paar Schritte – und das Gurren wiederholte sich, deutlicher, Flügelrauschen durchschnitt die Stille wie ein scharfes Papiermesser. Er kniff die Augen zusammen und erkannte in der Dunkelheit eine Mauer mit Nischen, die ihn sehr an das Krematorium erinnerte. Tauben. Hunderte grauer Tauben, die in dunkel gestrichenen bogenförmigen Öffnungen vor sich hindösten. Karim stieg die drei Stufen zur Tür hinauf und läutete. Beinahe sofort wurde ihm geöffnet.

»Was willst du Saukerl?« Der Mann zielte mit einer Schrotflinte auf ihn. »Ich bin von der Polizei«, erklärte Karim gelassen. »Lassen Sie mich Ihnen meinen Dienstausweis zeigen ...«

»Na klar, du bist ein Bulle! Und ich bin der Heilige Geist. Keine Bewegung!«

Rückwärts stieg Karim die Stufen wieder hinunter. Die Beschimpfung hatte ihn elektrisiert. Es brauchte weniger als das, um Mordgelüste in ihm zu wecken.

»Keine Bewegung, sag ich!« brüllte der Totengräber und richtete die Flinte auf Karims Gesicht. In seinen Mundwinkeln hatten sich Schaumbläschen gebildet.

Karim wich noch weiter zurück, sehr langsam. Der Mann zitterte und kam seinerseits eine Stufe herab. Er schwang sein Gewehr wie ein wackerer Bauer seine Mistgabel gegen einen Vampir in einem billigen Gruselfilm. Im Hintergrund flatterten die Tauben, die offensichtlich die Spannung spürten. »Ich blas dir das Hirn raus,

ich ...«

»Das würde mich wundern, Alter. Dein Gewehr ist leer.« Der Mann grinste: »Ach ja? Es ist frisch geladen, Arschloch.«

»Mag sein, aber du hast vergessen, die Kugel in den Lauf zu schieben.«

Der Mann warf einen kurzen Blick auf seine Flinte, und diese Unaufmerksamkeit nutzte Karim aus. Mit einem Satz sprang er die zwei Stufen hinauf und stieß mit der linken Hand den Gewehrlauf beiseite, während er mit der Rechten seine Glock aus dem Holster riß. Er schob den Mann gegen den Türrahmen und blockierte sein Handgelenk an der Kante.

Der Totengräber ächzte und ließ das Gewehr fallen. Als er wieder aufblickte, starrten seine Augen in die schwarze Mündung der Automatik, wenige Zentimeter vor seiner Stirn. »Hör zu, du Idiot«, schnaubte Karim. »Ich brauche ein paar Auskünfte. Du beantwortest mir meine Fragen, und ich verziehe mich, ohne Ärger zu machen. Kompliziert wird's, wenn du dich blöd stellst. Sehr kompliziert. Vor allem für dich. Also spielst du mit?«

Dem Wächter quollen die Augen aus den Höhlen; er nickte. Aus seinem Gesicht war jegliche Angriffslust verschwunden und einer ungesunden Röte gewichen – dem »Panikrot«, das Karim so gut kannte. Er packte den Mann bei seiner faltigen Kehle und drückte zu.

»Sylvain Hérault. August 1980. Eingeäschert. Erzähl.«

»Hérault?« stammelte der Totengräber. »Sagt mir nichts.« Karim zog ihn zu sich und stieß ihn von neuem gegen die Kante des Türstocks. Der Wächter verzerrte das Gesicht, auf der Höhe seines Nackens spritzten ein paar Blutstropfen an die Wand. Im Taubenschlag war Panik ausgebrochen, und die gefangenen Tauben flatterten wild durcheinander.

»Sylvain Hérault«, knurrte Karim. »Seine Frau ist sehr groß. Dunkles Kraushaar. Brille. Und sehr schön. Wie ihre Tochter. Denk nach.«

Der Alte nickte mit kleinen nervösen Zuckungen. »Okay, ich erinnere mich ... Das war eine sehr komische Beisetzung ... Es war keiner da.«

»Wie, es war keiner da?«

»Es war so: Nicht mal seine Frau ist gekommen. Sie hat die Einäscherung bezahlt und wurde in Guernon nie wieder gesehen. Ich hab die Leiche verbrannt ... total allein.«

»Woran ist der Mann gestorben?«

»Ein Unfall ... Ein Autounfall.«

Karim dachte an die Autobahn und die Fotos der verstümmelten Kinderleiche. Die Gewalt der Straße: ein neues Leitmotiv, ein wiederkehrendes Element. Abdouf hatte seinen Griff gelockert. Die Tauben flogen hektisch auf und nieder und prallten stur immer wieder gegen den Maschendraht des Käfigdachs. »Ich will die genauen Umstände erfahren. Was weißt du darüber?«

»Er wurde von einem Irren gerammt, der dann Fahrerflucht beging. Auf der Landstraße. Er selber war mit dem Rad unterwegs ... auf dem Weg zur Arbeit ... Der Autofahrer muß besoffen gewesen sein ... Ich ...«

»Fand eine Untersuchung statt?«

»Weiß ich nicht ... Man hat jedenfalls nie herausgefunden, wer's war ... Die Leiche wurde auf der Straße gefunden, völlig zerfetzt.«

Karim war verwirrt. »Er war auf dem Weg zur Arbeit, hast du gesagt; was für eine Arbeit war das?«

»Ein Kristaller war er, oben im Gebirge.«

»Was ist ein ›Kristaller‹?«

»Das sind die Leute, die in den Bergen nach Kristallen suchen ... Anscheinend war er der beste von allen, aber er ist auch enorme Risiken eingegangen ...«

Karim wechselte die Richtung: »Warum war niemand bei seiner Beerdigung?«

Der Mann rieb sich den schmerzenden Nacken und warf einen verstörten Blick auf seine ramponierten Tauben. »Sie waren neu hier ... kamen aus irgendeinem Kaff in den Bergen ... Taverlay heißt es, glaube ich ... Keiner wäre auf die Idee gekommen, zu seiner Beerdigung zu gehen. Niemand war da! Obwohl, die Frau hätte wenigstens ...«

Karim stellte seine letzte Frage: »Vor der Nische mit der Urne liegt ein Blumenstrauß. Frisch. Von wem stammt er?« Der Wächter verdrehte die Augen. Eine verletzte Taube taumelte gegen seine

Schulter, und er zuckte zusammen. Dann stammelte er: »Da liegen immer Blumen ...«

»Wer legt sie dorthin?« fragte Karim noch einmal. »Seine Frau? Fabienne Hérault selbst?« Ein energisches Kopfschütteln. »Wer dann?«

Der Alte zögerte, als fürchtete er, die Worte auszusprechen, die ihm auf den zitternden Lippen lagen. Weiche graue Federn sanken auf den Boden herab. Schließlich murmelte er: »Es ist Sophie Caillois.«

Karim war wie vor den Kopf geschlagen. Schon wieder eine neue Verbindung zwischen den beiden Fällen – und aus einer Richtung, die er am wenigsten vermutet hätte! Er schnappte nach Luft. »WER?« schrie er den Mann an.

»Ja ... Die ... die Frau von Rémy Caillois. Sie kommt jede Woche. Manchmal öfter ... Als ich in den Nachrichten von dem Mord gehört habe, wollte ich's den Gendarmen sagen ... Das schwöre ich ... Ich wollte es melden ... Könnte ja im Zusammenhang mit dem Verbrechen stehen ...«

Karim stieß den Alten von sich, gegen das Gitter und zwischen sein Getier, riß die eiserne Pforte auf und rannte zum Wagen. Sein Herz hämmerte wild.

42

Karim fuhr bis zum Hauptgebäude der Universität. Vor dem Eingang stand ein Polizist: zweifellos der Beamte, der für die Überwachung von Sophie Caillois zuständig war. Mit ostentativem Desinteresse fuhr er an ihm vorbei rund um den Bau und fand einen Nebeneingang, spärlich beleuchtet von einer trüben Lampe: eine verglaste Doppeltür unter einem Vordach aus angeschlagenem Beton, das mit einer Plastikplane halbwegs abgedeckt worden war. Hundert Meter von der Tür entfernt stellte Karim seinen Wagen ab

und zog den Plan des Universitätsgeländes hervor, den er sich aus Niémans' Hauptquartier geholt hatte und in dem die Wohnung der Caillouis eingezeichnet war: Nummer 34. Er stieg aus und ging durch den Regen auf die Tür zu, schirmte mit beiden Händen die Augen ab und spähte ins Innere. Die beiden Flügel waren mit einem Motorradschloß abgesperrt, einem alten Modell in Form eines Bogens. Der Regen wurde heftiger und donnerte im Technorhythmus auf die Plane, und das Getöse vertrieb seine anfänglichen Bedenken: Mit dem Absatz trat er die Scheibe ein.

Er entfernte notdürftig die Glassplitter, stieg durch den Türrahmen und stand in einem schmalen Flur, durch den er in eine riesige, düstere Eingangshalle gelangte. Durch die verglaste Tür des Haupteingangs warf er einen Blick auf den wachhabenden Polizisten, der fröstelnd draußen in der Kälte stand. Rechter Hand entdeckte er den Treppenschacht und hastete mit großen Sätzen die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal. Die Notbeleuchtung half ihm, sich zu orientieren, ohne die Neonlampen einschalten zu müssen, und er achtete darauf, sich möglichst geräuschlos fortzubewegen und weder die hängenden Stufen noch die senkrechten Stangen in der Mitte des Schachts in Schwingung zu versetzen.

Im achten Stock, in dem die Studentenzimmer und die Wohnungen der Universitätsmitarbeiter lagen, herrschte tiefe Stille. Karim hielt sich an Niémans' Anweisungen auf dem Plan und folgte dem Flur, während er die handgeschriebenen Namensschilder über den Türglocken entzifferte. Unter seinen Sohlen spürte er die Nachgiebigkeit der Linoleumplatten. Auch um ein Uhr morgens hätte er damit gerechnet, ein Licht unter einem Türspalt hervorschimmern zu sehen, eine Musik, eine Radiostimme zu hören, irgendeinen Hinweis auf die Gegenwart der Menschen, die in dieser Abgeschiedenheit lebten. Doch er vernahm keinen Laut. Vielleicht hatten sich Studenten in ihren Buden verschanzt, starr vor Angst, daß der Mörder auch zu ihnen kommen und ihnen die Augen ausstechen könnte. Karim ging weiter und fand endlich die Tür, die er suchte. Um den Lärm der Glocke zu vermeiden, klopfte er einmal sacht an die Holztür. Keine Reaktion.

Er klopfte noch einmal, sehr leise. Nichts geschah, und von

drinnen war kein Laut zu hören. Nicht das geringste Rascheln. Was merkwürdig war, denn die Anwesenheit des Postens unten vor der Eingangstür ließ darauf schließen, daß Sophie Caillois zu Hause war. Aus einem langjährigen Reflex heraus musterte Karim das Schloß mit dem Blick des Fachmanns und hoffte, daß die Tür nicht abgesperrt war. Er zog seine Latexhandschuhe an und beförderte einen Satz Haken aus den Tiefen seiner Lederjacke hervor. Er wählte einen aus, der ihm geeignet schien, schob ihn zwischen Türrahmen und Riegel und stemmte sich gegen die Tür, während er sie gleichzeitig nach oben drückte. Innerhalb von Sekunden war sie offen. Karim trat ein, so lautlos wie ein sanftes Atmen.

Er spähte in jedes Zimmer. Niemand war da. Sein sechster Sinn sagte ihm, daß die Frau sich aus dem Staub gemacht hatte. Für immer. Er nahm seine Suche wieder auf, diesmal gründlicher, bemerkte die sonderbaren Bilder an den Wänden – Athleten mit Nazifrisuren in Schwarzweiß, an Ringen hängend oder im Sprint rund um ein Stadion. Er stöberte in Schubladen und Schränken – ohne Ergebnis. Sophie Caillois hatte keine Nachricht hinterlassen, und nichts deutete auf ihre Abreise hin. Dennoch war sich Karim sicher, daß sie die Koffer gepackt hatte. Und daß er die Wohnung noch nicht verlassen konnte. Irgendeine Nebensächlichkeit hinderte ihn daran, ohne daß er hätte sagen können, was es war. Er drehte sich um, ging durch den Flur auf und ab, trat noch einmal ins Wohnzimmer, um das kleine Sandkorn im logischen Getriebe dieses Augenblicks aufzuspüren. Endlich wußte er, was ihn störte.

Ein Leimgeruch hing in der Luft. Tapetenkleister, schätzte er, noch ziemlich frisch. Karim ging die Wände entlang und musterte sie aufmerksam. Hatten die Caillois etwa neu tapeziert, kurz bevor die Gewalt in ihr Leben eingebrochen war? Und war das ein Zufall? Karim verwarf den Gedanken sofort: In dieser Sache gab es keine Zufälle, nicht das geringste Element, das nicht Teil des Alptraums war.

Aus einem Impuls heraus schob er mehrere Möbel beiseite und zog vorsichtig von unten eine Tapetenbahn ab. Nichts. Karim stockte: Er war außerhalb seines Zuständigkeitsbereichs, illegal hier eingedrungen und im Begriff, die Wohnung einer Frau zu verwüsten,

die nun zu einer Hauptverdächtigen geworden war. Er zögerte eine Sekunde, schluckte, dann löste er eine weitere Bahn ab. Wieder nichts. Karim wandte sich einer anderen Wand zu und hob mit den Fingernägeln den Tapetenrand an, zog ein großes Stück ab und legte damit großflächig den darunterliegenden Putz frei.

Auf der Mauer erblickte eine Inschrift, bräunliche Buchstaben. Zuerst konnte er nur ein einziges Wort lesen: FLÜSSE. Daraufhin riß er auch die Bahn links daneben ab, und unter Kleisterspuren erschien die Botschaft im ganzen:

ICH GEHE ZURÜCK ZUR
QUELLE DER PURPURNEN FLÜSSE
JUDITH

Es war eine Kinderschrift, und die Tinte kam ihm vor wie getrocknetes Blut. Die Inschrift war tief in die Wand gegraben, wie mit einem Messer eingeritzt. Der Mord an Rémy Caillois. Die »purpurnen Flüsse«. Judith. Von Verbindungen, Verwandtschaften, Echos konnte keine Rede mehr sein. Aus zwei getrennten Fällen war ein einziger geworden.

Auf einmal vernahm er hinter sich ein leises Rascheln. Karim fuhr herum, während er gleichzeitig seine Waffe zog und mit beiden Händen packte, doch er sah nur noch einen Schatten, der durch die halboffene Tür floh. Er stieß einen Schrei aus und stürzte hinterher.

Die Gestalt verschwand bereits um die Ecke des Flurs. Das Geräusch der eiligen Schritte hatte eine panische Stimmung in dem langen Korridor ausgelöst, der nur auf das geringste Anzeichen von Gefahr zu lauern schien, um zum Leben zu erwachen. Verstohlen und lautlos öffneten sich Türen, verstörte Gesichter spähten durch den Spalt.

Im Laufschrift erreichte Karim die erste Ecke, stockte kurz und rannte sofort wieder los, durch den nächsten geraden Abschnitt, während er im Treppenhaus schon die hängenden Stufen schwingen hörte.

Er stürzte sich in den Treppenschacht. Die Metallverstreben vibrierten in ihrer ganzen Höhe, während die Schattengestalt die

Granitstufen hinabließ. Karim war ihr auf den Fersen. Mit so großen Sätzen stürmte er abwärts, daß seine Sohlen jeden Treppenarm nur ein einziges Mal berührten.

Die Stockwerke huschten an ihm vorbei, er holte auf. Nur noch wenige Atemzüge trennten ihn von seiner Beute. Sie rannten nun durch dasselbe Stockwerk, zu beiden Seiten des Metallgestänges zwischen den einzelnen Armen, und Karim sah den schwarzglänzenden Rücken einer Regenhaut links unter sich. Er streckte eine Hand durch die Verstrebrungen und packte die Gestalt in Schulterhöhe am Ärmel, doch sein Griff war nicht fest genug. Sein Arm winkelte sich ab, verkeilte sich in den Stangen, und die Gestalt entkam. Karim lief wieder los. Er hatte ein paar Sekunden verloren.

Endlich erreichte er die große Eingangshalle. Völlig menschenleer. Völlig still. Der Wachposten draußen vor der Tür hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Karim stürzte auf die Seitentür zu, durch die er eingedrungen war. Hier war niemand. Wie ein dichter Vorhang fiel der Regen und versperrte ihm die Sicht nach draußen.

Er fluchte. Stieg durch die zerbrochene Scheibe und ließ den Blick über den regenverhangenen Campus schweifen. Kein Mensch zu sehen, kein Wagen. Nur der Lärm der Tropfen, die wütend auf die Plane prasselten. Karim senkte seine Waffe und drehte sich um in der inständigen Hoffnung, daß die Gestalt vielleicht noch im Gebäude war.

Doch im selben Moment, als er wieder durch die Tür steigen wollte, traf ihn von hinten eine Sturzflut und ließ ihn gegen den metallenen Rahmen taumeln. Einen kurzen Augenblick wußte er nicht, wie ihm geschah, und ließ seine Waffe los. Ein eiskalter Schwall Wasser fiel auf ihn herab. Auf dem Boden kauern, warf Karim einen Blick über sich und begriff, daß die Plane das Gewicht des angesammelten Regens nicht mehr halten können, nachgegeben und ihren Inhalt über ihn ergossen hatte. So jedenfalls erklärte er sich den Guß.

Doch dann tauchte hinter der herabhängenden Plane, die noch an zwei Schnüren baumelte, die Gestalt wieder auf, schwarz und glitzernd: ein schwarzer Regenumhang, die Beine in einer enganliegenden Radfahrerhose, das Gesicht verummt mit einer

Mütze, die nur die Augen freiließ, und darüber ein Fahrradhelm, glänzend wie der Kopf einer lackierten Hummel. In den Händen hielt sie Karims Waffe und zielte direkt auf sein Gesicht. Der Polizist riß den Mund auf, doch es kam kein Ton heraus. Eine Sekunde lang verharrte die Gestalt völlig reglos, dann drückte sie plötzlich auf den Abzug und feuerte unter ohrenbetäubendem Getöse das gesamte Magazin auf ihn ab. Karim duckte sich, schützte sein Gesicht mit den Händen, brüllte mit heiserer Stimme in den Höllenlärm aus Detonationen, splitterndem Glas und Wolkenbruch.

Mechanisch zählte er sechzehn Schüsse, und als die letzten Geschoßhülsen vom Boden abprallten, schaute er auf, doch er sah nur noch, wie eine nackte Hand die Waffe fallen ließ, dann war die Gestalt hinter dem Wasservorhang verschwunden. Es war eine olivbraune Hand, knotig wie eine Liane, mit Kratzspuren und kurzgeschnittenen Nägeln. Eine Frauenhand.

Karim starrte sekundenlang auf seine Glock, aus der ein gekräuselter Rauchfaden aufstieg, auf den mit winzigen Rauten geriffelten Griff. In seinem Schädel dröhnten immer noch die Detonationen, und seine Nase nahm den intensiven Korditgeruch wahr. In dem Moment erschien endlich der Polizist, der den Haupteingang bewachte, die Waffe in der Hand.

Doch Karim saß da wie vom Donner gerührt und hörte kaum das aufgeregte Geschrei. Nach der Apokalypse, die über ihn hereingebrochen war, besaß er nun zwei Wahrheiten.

Die eine: Die Mörderin hatte ihn am Leben gelassen. Die andere: Er hatte ihre Fingerabdrücke.

43

»Was wollten Sie bei Sophie Caillois? Sie sind hier außerhalb Ihres Zuständigkeitsbereichs, Sie haben gegen die grundlegendsten Gesetze verstoßen – sind Sie sich eigentlich darüber im klaren, was

für Konsequenzen das für Sie hat?« Karim sah zu, wie Capitaine Vermont zunehmend in Wut geriet, sein blanker Schädel und sein Gesicht sich scharlachrot färbten. Er nickte bedächtig und bemühte sich um eine zerknirschte Miene.

»Ich habe Capitaine Barnes schon alles erklärt. Die Morde von Guernon hängen mit einem Fall zusammen, in dem ich ermittle ... Eine Geschichte, die in Sarzac, im Département Lot passiert ist, wo ich stationiert bin.«

»Das ist ja das Allerneueste! Das erklärt weder Ihre Anwesenheit in der Wohnung einer wichtigen Zeugin noch den Tatbestand des Hausfriedensbruchs.«

»Ich hatte mit Kommissar Niémans vereinbart, daß ...«

»Vergessen Sie Niémans. Er wurde suspendiert.« Vernon schob ein Rechtshilfeersuchen über den Schreibtisch. »Die Jungs von der Kripo Grenoble sind gerade angekommen.«

»Tatsächlich?«

»Kommissar Niémans steckt bis zum Hals in Scherereien. Er hat nach einem Fußballspiel im Parc-des-Princes einen englischen Hooligan zusammengeschlagen. Die Sache sieht übel aus. Er wird nach Paris zurückbeordert.«

Karim begriff nun, weshalb Niémans in Guernon ermittelte. Nach diesem neuerlichen Fehler, der ganz zu seinem Stil paßte, hatte sich der eisenharte Bulle offensichtlich in Vergessenheit bringen wollen. Doch er konnte sich nicht vorstellen, daß Niémans noch in der Nacht nach Paris zurückkehrte. Nein. Er konnte sich nicht vorstellen, daß er den Fall aufgab – sicher nicht, um der Obrigkeit Rechenschaft abzulegen. Pierre Niémans würde zuerst den Mörder und sein Motiv aufspüren. Mit ihm, Karim, an seiner Seite. Soviel stand fest.

Doch er hütete sich, dem Gendarmen zu widersprechen. »Hat die Kripo den Fall denn schon übernommen?« fragte er. »Noch nicht«, antwortete Vermont. »Wir müssen sie erst auf den neuesten Stand bringen.«

»Scheint so, als würde Niémans Ihnen nicht besonders fehlen.«

»Da täuschen Sie sich. Er ist zwar ein Psychopath – meiner Ansicht nach –, aber zumindest kennt er die Welt des Verbrechens sehr genau. Mit den Leuten aus Grenoble müssen wir wieder ganz

von vorn anfangen. Und was wird uns das bringen, frage ich Sie?»

Karim stützte beide Ellenbogen auf den Schreibtisch und beugte sich vor.

»Rufen Sie Kommissar Henri Crozier von der Polizeidienststelle Sarzac an. Überprüfen Sie meine Aussage. Zuständigkeit hin oder her, meine Ermittlungen überschneiden sich mit den Verbrechen von Guernon. Eines der Opfer, Philippe Sertys, hat letzte Nacht auf dem Friedhof von Sarzac ein Grab aufgebrochen. Das war wohl seine letzte Tat, kurz bevor er ermordet wurde.« Vermont verzog skeptisch das Gesicht.

»Schreiben Sie mir einen Bericht«, sagte er. »Mordopfer, die Friedhöfe schänden, Bullen, die von überallher auftauchen ... Was denn noch alles? Wenn Sie glauben, die Geschichte ist nicht so schon kompliziert genug ...«

»Ich ...«

»Der Mörder hat wieder zugeschlagen.«

Karim drehte sich um: Im Türrahmen stand Niémans, aschfahl und sichtlich erschöpft. Karim dachte an die Figuren auf den Grabmälern, die er in den letzten Stunden gesehen hatte.

»Edmond Chernecé«, fuhr Niémans fort. »Augenarzt in Annecy.« Er trat auf den Schreibtisch zu und starrte Karim an, dann Vermont. »Erdrosselung mit einem Kabel. Keine Augen, keine Hände. Diese Serie nimmt kein Ende.«

Vermont schob seinen Stuhl gegen die Wand. Nach ein paar Sekunden murmelte er in klagendem Ton: »Man hat's Ihnen doch gesagt ... Jeder hat's Ihnen gesagt ...:«

»Was? Was hat man mir gesagt?« brüllte Niémans. »Daß es ein Serienmörder ist. Ein Psychopath. Wie bei den Amis! Wir müssen die amerikanischen Methoden anwenden. Experten zu Rate ziehen, ein Täterprofil erstellen lassen ... Ich weiß nicht ... Sogar ich, ein Gendarm aus der Provinz, ich ...«

»Eine Serie ist es, aber kein Serienmörder!« bellte Niémans. »Der Kerl ist nicht wahnsinnig, sondern er nimmt Rache. Sein Motiv mag noch so fragwürdig sein, es ist jedenfalls rational nachvollziehbar. Zwischen den drei Männern besteht eine Verbindung, die ihre Ermordung erklärt! Gottverdammte Scheiße, das ist es, was wir

herausfinden müssen!«

Vermont schwieg resigniert. Karim nutzte die momentane Stille und fing an: »Kommissar, lassen Sie mich Ihnen ...«

»Das ist jetzt nicht der rechte Zeitpunkt.«

Niémans richtete sich auf und glättete mit fahrigen Gebärden seinen Mantel. Diese Geste der Eitelkeit paßte wenig zu seiner sonstigen Härte, seiner Verslossenheit. Karim ließ nicht locker: »Sophie Caillois hat die Fliege gemacht.«

Die Augen hinter den kreisrunden Gläsern wandten sich ihm zu. »Wie bitte? Wir haben doch einen Mann postiert ...«

»Er hat nichts gesehen. Und meiner Ansicht nach ist sie inzwischen über alle Berge.«

Niémans starrte Karim an wie ein wildes, urzeitliches Tier, das eigentlich nicht mehr existieren sollte.

»Was ist denn das schon wieder für eine Scheiße?!« röhnte er. »Wieso ist sie abgehauen?«

»Weil Sie von Anfang an recht hatten.« Karim sprach zu Niémans, doch dabei sah er Vermont an. »Die Opfer haben miteinander ein Geheimnis. Und dieses Geheimnis steht mit den Morden in Zusammenhang. Sophie Caillois ist geflohen, weil sie den Zusammenhang kennt. Höchstwahrscheinlich fürchtet sie, das nächste Opfer zu werden.«

»Herrgott ...«

Niémans rückte seine Brille zurecht. Ein paar Sekunden schwieg er nachdenklich, dann forderte er Karim mit einer Kopfbewegung auf, fortzufahren.

»Ich hab was Neues, Kommissar. Bei den Caillois habe ich eine Schrift an der Wand entdeckt, unter der Tapete. Darin ist die Rede von den ›purpurnen Flüssen‹. Unterzeichnet mit ›Judith‹. Sie waren doch auf eine Verbindung, einen Berührungspunkt zwischen den Opfern aus – das ist zumindest einer, die Verbindung zwischen Caillois und Sertys: Judith. Das ist das kleine Mädchen, hinter dem ich her war, das ausgelöschte Gesicht. In ihr Grab ist Sertys eingebrochen. Und Caillois hat eine Botschaft erhalten, die mit ihrem Namen unterschrieben ist.«

Der Kommissar wandte sich zur Tür. »Komm mit«, sagte er zu

Karim.

Vermont sprang erbost auf. »Schon recht, haut nur ab! Macht nur weiter mit eurer Geheimniskrämerei!«

Niémans schob Karim vor sich her durch die Tür, während hinter ihnen die Stimme des Hauptmanns kreischte: »Sie sind aus dem Fall raus, Niémans! Sie sind abgesetzt! Verstehen Sie? Sie haben nichts mehr zu sagen ... nichts mehr! Sie sind ein Windhauch, ein Luftzug! Hören Sie sich das Geschwafel dieses Rastaheinis ruhig an ... Der eine ausrangiert, der andere ausgeflippt ... schönes Team! «

Niémans hatte ein leerstehendes Büro ein paar Türen weiter betreten. Er schaltete das Licht an, warf die Tür zu und schloß den Wutanfall des Gendarmen aus, der ungehört verhallte. Er schob Karim einen Stuhl hin und sagte bloß: »Erzähl von vorn.«

44

Karim setzte sich nicht, sondern begann sofort in aufgeregtem Ton: »Die Schrift an der Wand lautete folgendermaßen: ›Ich gehe zurück zur Quelle der purpurnen Flüsse. ‹ Sah aus wie mit Blut geschrieben. Und mit einer Klinge statt mit einem Stift. Ziemlich unheimlich. Zumal die Nachricht mit ›Judith‹ unterzeichnet war. Sicherlich Judith Herault‹. Der Name einer Toten, Kommissar. Gestorben im Jahr zweiundachtzig.«

»Ich versteh' das nicht.«

»Ich genausowenig«, sagte Karim. »Aber ich kann mir ein paar Dinge zusammenreimen, die am letzten Wochenende passiert sind.«

Auch Niémans war stehengeblieben. Er nickte bedächtig, und Karim fuhr fort: »Folgendes. Der Mörder beseitigt zuerst Rémy Caillouis, irgendwann im Lauf des Samstags. Er verstümmelt die Leiche und hievt sie in die Felswand. Aber gleich am nächsten Tag bezieht er Stellung auf dem Campus und beobachtet, was Sophie Caillouis so treibt. Das Mädels rührt sich zuerst nicht von der Stelle.

Schließlich geht sie doch aus dem Haus, sagen wir am späten Vormittag. Vielleicht sucht sie ihren Mann in den Bergen, ich weiß nicht. Währenddessen dringt der Mörder in ihre Wohnung ein und schreibt sein Verbrechen an die Wand: »Ich gehe zurück zur Quelle der purpurnen Flüsse.«

»Weiter.«

»Später kommt Sophie Caillois nach Hause und entdeckt die Schrift an der Wand. Sie erfaßt die Bedeutung der Worte. Sie begreift, daß die Vergangenheit sie allmählich einholt und daß ihr Mann wahrscheinlich tot ist. Sie gerät in Panik, bricht das Siegel der Verschwiegenheit und ruft Philippe Sertys an, der ein Komplize ihres Mannes ist oder gewesen ist.«

»Wie kommst du darauf?«

Karim senkte die Stimme: »Ich kann mir vorstellen, daß Sertys, Caillois und seine Frau sich seit ihrer Kindheit kennen und sich irgendwann vor langer Zeit etwas zuschulden kommen ließen. Daß sie irgendeine Tat begangen haben, die mit den »purpurnen Flüssen« und Judiths Familie zu tun hat.«

»Karim, ich hab's dir schon gesagt: In den achtziger Jahren waren Caillois und Sertys ungefähr zehn, wie kommst du auf die Idee ...«

»Lassen Sie mich ausreden. Philippe Sertys kommt also in die Wohnung der Caillois und sieht die Schrift, kapiert ebenfalls die Anspielung auf die »purpurnen Flüsse« und flippt aus. Trotzdem reagiert er geistesgegenwärtig: Die Inschrift muß beseitigt werden, weil sie sich auf irgendwas bezieht, das sie unter allen Umständen verheimlichen müssen. Obwohl Caillois tot ist, obwohl ein Mörder hinter ihnen her ist, der sein Verbrechen mit »Judith« signiert, haben Sertys und Sophie Caillois in dem Moment nur eines im Sinn, nämlich die Spuren ihrer Schuld zu tilgen, soviel steht fest. Der Krankenpfleger beschafft sich also ein paar Tapetenrollen und kleistert die eingeritzte Botschaft zu. Deswegen riecht es in der ganzen Wohnung nach Leim.« Niémans sah ihn nachdenklich an, und Karim nahm an, daß auch dem Kommissar dieses Detail aufgefallen war, als er die Frau vernommen hatte. Er fuhr fort: »Den ganzen Sonntag warten sie. Oder sie versuchen noch einmal, Caillois zu finden, ich weiß nicht. Am Spätnachmittag entschließt sich

Sophie endlich, die Gendarmen zu benachrichtigen. Gleich darauf wird die Leiche in der Felswand entdeckt.«

Karim verstummte. »Hast du noch eine Fortsetzung?« fragte Niémans.

»In der Nacht fährt Sertys nach Sarzac.«

»Und wieso?«

»Weil den Mord an Rémy Caillois eine ›Judith‹ begangen hat, die seit fünfzehn Jahren tot und begraben ist. In Sarzac. Und das weiß Sertys.«

»Das ist an den Haaren herbeigezogen.«

»Mag sein. Aber Sertys war letzte Nacht in Sarzac, soviel ist sicher. Mit einem Komplizen, der vielleicht das dritte Opfer ist: Chernecé. Sie haben das Archiv der Schule durchstöbert, dann waren sie auf dem Friedhof und haben Judiths Grab geöffnet. Wo sucht man einen Toten? Zuerst in seinem Grab.«

»Weiter.«

»Ich weiß nicht, was Sertys und der andere in Sarzac finden. Ich weiß nicht, ob sie den Sarg überhaupt geöffnet haben, weil ich keine Gelegenheit hatte, das Grab zu untersuchen. Aber ich denke mir, daß sie nichts wirklich Beruhigendes finden. Also kehren sie nach Guernon zurück, mit einer Heidenangst im Bauch. Meine Güte, stellen Sie sich das mal vor: Da ist ein Gespenst unterwegs, das die Absicht hat, sämtliche Personen auszumerzen, die ihm zu Lebzeiten Schaden zugefügt haben ...«

»Du hast nicht den geringsten Beweis für das, was du da erzählst.«

Karim ging über diese Bemerkung hinweg. »Inzwischen ist es also Montag, frühmorgens«, fuhr er unbeirrt fort. »Bei seiner Rückkehr wird Sertys von dem Gespenst überrascht. Das ist der zweite Mord. Diesmal keine Folter: Der Geist hat inzwischen erfahren, was er wissen wollte. Er muß nur noch seine Rache vollenden. Mit der Seilbahn bringt er die Leiche auf den Berg. Es ist alles vorausgeplant: Schon an seinem ersten Opfer hat er eine Botschaft hinterlassen, die zweite Leiche wird ebenfalls eine Spur legen. Und der Mörder hört nicht mehr auf. Ihre Hypothese von einer brutalen Rache erweist sich als absolut richtig, Niémans!«

Der Kommissar setzte sich, müde, mit hängenden Schultern. Auf

seiner Stirn stand Schweiß. »Aber Rache wofür? Wer ist der Mörder?«

»Judith Hérault. Oder vielmehr jemand, der sich für Judith ausibt.«

Niémans schwieg und starrte auf den Boden. Karim beugte sich zu ihm nieder. »Ich habe das Grab von Sylvain Hérault gefunden, Niémans«, fuhr er eindringlich fort. »Er wurde verbrannt, und seine Urne ist im Krematorium beigesetzt. Über seinen Tod an sich habe ich nichts herausgefunden. Er wurde überfahren, als er mit dem Fahrrad auf dem Weg zur Arbeit war, und der Todesfahrer hat sich aus dem Staub gemacht. Vielleicht sollte man da nachhaken, ich weiß noch nicht ... Aber gerade vorhin hat mir diese Grabstätte wieder ein neues Element mitgeteilt: Das Fach, in dem seine Urne steht, ist mit einem Blumenstrauß geschmückt. Frisch. Ich hab' mich erkundigt: Wissen Sie, wer seit Jahren jede Woche frische Blumen bringt? Sophie Caillois.« Niémans schüttelte ungläubig den Kopf. »Das darf doch nicht wahr sein«, sagte er. »Und welche Erklärung hast du dir dafür ausgedacht?«

»Meiner Ansicht nach fühlt sie sich schuldig.« Der Kommissar machte sich nicht die Mühe zu antworten. »In Gottes Namen, es paßt doch alles zusammen!« brüllte Abdouf. »Ich kann mir Sophie Caillois nicht als Verbrecherin vorstellen, als eine, die aktiv Schuld auf sich geladen hat. Aber sie teilt ein Geheimnis mit ihrem Mann, über das sie nie ein Wort verloren hat, sei es aus Liebe, aus Angst oder aus irgendeinem anderen Grund. Aber seit Jahren legt sie heimlich Blumen vor die Urne von Sylvain Hérault, aus Achtung vor dieser kleinen Familie, der ihr Mann grausam zugesetzt hat. Niémans«, rief er, »denken Sie doch nach! Die Leiche ihres Mannes wurde gefunden. Dieser Mord, begangen von ›Judith‹, ist offensichtlich die Rache einer Person, die damals ein Kind war. Und trotz allem, was passiert ist, geht die Frau heute auf den Friedhof und bringt Blumen zum Grab des Vaters. Diese Morde wecken nicht den Haß von Sophie Caillois, sondern verstärken nur ihr Schuldgefühl, ihre Erinnerungen. Verdammt, Niémans, ich bin sicher, daß ich recht habe. Bevor sie sich verflüchtigt hat, wollte sie der Familie Hérault noch eine letzte Ehre erweisen.« Niémans gab keine Antwort. Tiefe

Schatten lagen in den Furchen seines Gesichts. Sekunden verstrichen, das Schweigen zog sich hin. Endlich sagte Karim heiser: »Niémans, ich habe Ihre Ermittlungsakten sehr genau gelesen und darin noch weitere Hinweise gefunden, die auf Judith Hérault deuten.« Der Kommissar seufzte. »Na, sag schon. Du läßt dich ja doch nicht davon abbringen.«

Karim begann, durch das Zimmer auf und ab zu marschieren wie ein wildes Tier im Käfig.

»Aus Ihren Akten geht hervor, daß Sie über den Mörder nur eines mit Sicherheit wissen: daß er ein fähiger Alpinist ist. So – welchen Beruf hatte Sylvain Hérault? Kristallsucher. Er kroch in den Bergen herum, um Kristalle im Felsen aufzuspüren. Es heißt, er war ein hervorragender Kletterer. Sein ganzes Leben verbrachte er in Felswänden, in der Nähe von Gletschern. Dort, wo Sie die ersten beiden Leichen gefunden haben.«

»Wie mehrere hundert weitere erfahrene Alpinisten in der näheren Umgebung. Ist das alles?«

»Nein. Auch das Feuer ist merkwürdig.«

»Was für ein Feuer?«

»Im ersten Autopsiebericht ist mir ein Detail aufgefallen, eine Bemerkung des Gerichtsmediziners, die mir seitdem nicht mehr aus dem Kopf geht. Caillois' Leiche hatte Brandwunden, und Costes schreibt in seinem Bericht, daß der Mörder, der Beschaffenheit der Wunden nach zu urteilen, die Messerschnitte höchstwahrscheinlich mit Benzin benetzt und anschließend ausgebrannt hat, wozu er möglicherweise einen Zerstäuber benutzte, um einen Nebel zu erzeugen.«

»Was ist daran so merkwürdig – mal abgesehen von der Perversität?«

»Die Sache mit dem Zerstäuber. Es ist durchaus denkbar, daß der Mörder kein Gerät dazu verwendet hat – ich meine, wozu soviel Aufwand: Wenn er im Gebirge herumklettert, hat er schon genug zu schleppen. Auch der menschliche Mund ist als Zerstäuber geeignet.«

»Ich verstehe nicht, worauf du hinauswillst.«

»Weil Sie einen besonderen Umstand noch nicht wissen: Judith Hérault hat als Kind das Feuerschlucken gelernt. Klingt unglaublich,

ich weiß, aber es ist die Wahrheit. Ich habe mit dem Zirkusmenschen gesprochen, der es ihr beigebracht hat, ein paar Wochen vor ihrem Tod. Sie war total fasziniert davon und sagte, sie würde ihre neu erworbenen Kenntnisse als Waffe einsetzen, um ihre Mama zu schützen.«

»In Gottes Namen, Karim, Judith ist tot!«

»Es gibt noch einen letzten Hinweis, Kommissar. Noch weniger konkret als die anderen, aber auch dafür ist ein Platz in dem Puzzle, das wir da haben. Im ersten Autopsiebericht schreibt der Gerichtsmediziner, daß die Leiche mit einem Metalldraht erdrosselt wurde, zum Beispiel mit dem Bremskabel eines Fahrrads oder einer Klaviersaite. Sertys wurde auf dieselbe Weise umgebracht, oder?«

Der Kommissar nickte, und Karim fuhr fort: »Vielleicht bedeutet es nichts, aber Fabienne Hérault war Pianistin. Eine Virtuosin in ihrer Jugend. Stellen Sie sich mal vor, daß die drei Opfer tatsächlich mit einer Klaviersaite erwürgt wurden – könnte man nicht auch darin eine symbolische Verbindung sehen? Ein Band, das in Form einer Metallsaite an die Vergangenheit anknüpft?« Niémans stand auf. »Dämliche Konstruktionen«, knurrte er. »Willst du mir einreden, wir sind auf der Suche nach einem Gespenst?«

Karim wand sich in seiner Lederjacke wie ein verlegener Junge. »Ich weiß nicht ...«

Nun begann Niémans auf und ab zu wandern. »Hast du an die Mutter gedacht?« fragte er.

»Ja, sicher«, antwortete Karim. »Aber sie war's nicht. Hören Sie, Kommissar, ich hab das Beste für den Schluß aufgespart. Als ich nämlich in der Wohnung der Caillois war, hat mich ein Gespenst überrascht. Ich bin ihm nachgerannt, aber es ist mir entwischt.«

»Wie bitte?«

Karim lächelte zerknirscht. »Ich bin beschämt.«

»Wie sah es aus?« fragte Niémans.

»Sie – es war *ein* weibliches Gespenst. Ich habe ihre Hände gesehen, ihren Atem gehört. Das war eine Frau, kein Zweifel. Ungefähr einen Meter siebzig groß. Sie kam mir ziemlich kräftig vor, durchtrainiert, aber Judiths Mutter war es nicht. Die Mutter ist wirklich riesig – so groß wie ich und mit Schultern wie ein

Dockarbeiter. Darin stimmen mehrere Zeugenaussagen überein.«

»Wer ist es dann?«

»Ich weiß es nicht. Sie trug eine schwarze Regenhaut, einen Fahrradhelm und eine Skimütze vor dem Gesicht. Mehr kann ich nicht sagen.«

»Man müßte sie zur Fahndung ausschreiben, aber ...«

»Wonach fahnden wir denn? Nach einer nächtlichen Radfahrerin?«

Karim lächelte. »Vielleicht hab' ich was Besseres.« Er zog seine Glock hervor, die er in eine durchsichtige Plastiktüte gewickelt hatte.

»Darauf sind ihre Fingerabdrücke!« verkündete er. »Sie hatte deine Knarre in der Hand?«

»Sie hat sogar das Magazin leergefeuert, über meinen Kopf hinweg. Das ist eine originelle Mörderin, Kommissar. Ihre Rachemethoden sind psychopathisch, aber außer ihren Opfern will sie niemandem etwas Böses.«

Niémans ging zur Tür und riß sie auf. »Geh rauf in den ersten Stock. Die Leute von der Kripo haben einen Computer mitgebracht, mit dem sich Fingerabdrücke vergleichen lassen, ein brandneues Teil mit direktem Anschluß an MORPHO. Aber sie bringen das Programm nicht zum Laufen. Einer von der technischen Truppe hilft ihnen: Patrick Astier. Geh rauf zu ihm – wahrscheinlich ist Marc Costes bei ihm, der Gerichtsmediziner. Die beiden stehen auf meiner Seite. Rede mit ihnen, erkläre ihnen alles und vergleiche deine Abdrücke mit dem daktyloskopischen Archiv von MORPHO.«

»Und wenn die Abdrücke uns nichts sagen?«

»Dann suchst du die Mutter. Ihre Aussage ist entscheidend.«

»Niémans, ich suche die Frau seit mehr als zwanzig Stunden. Sie versteckt sich. Und sie versteckt sich gut.«

»Schau dir deine bisherigen Ergebnisse noch einmal an. Vielleicht hast du irgendeinen Hinweis außer acht gelassen.« Karim fuhr auf: »Ich hab überhaupt nichts außer acht gelassen!«

»Doch, du hast es sogar selber gesagt. Das Grab des kleinen Mädchens in deinem Kaff ist bestens gepflegt. Also kümmert sich jemand regelmäßig darum. Wer? Sophie Caillouis wird es nicht sein. Beantworte diese Frage, dann findest du auch die Mutter.«

»Ich habe den Friedhofswärter vernommen. Er hat nie jemanden

gesehen ...«

»Vielleicht kommt sie nicht persönlich. Es gibt Gärtnereien, die auch Gräber pflegen, was weiß ich. Finde es heraus, Karim. Du mußt sowieso nach Sarzac zurück, um den Sarg zu öffnen.« Karim schauderte.

»Wir müssen wissen, was die Einbrecher gesucht haben«, fuhr Niémans fort. »Oder was sie gefunden haben. Im Sarg wirst du übrigens auch die Adresse des Bestattungsunternehmens finden – ein Sarg ist wie ein Pullover: Die Marke steht innen.« Karim schluckte. Bei dem Gedanken, auf den Friedhof von Sarzac zurückzukehren, stundenlang durch die Nacht zu fahren, um neuerlich die Gruft zu betreten, war ihm recht unbehaglich zumute. Doch Niémans rekapitulierte gnadenlos: »Zuerst die Fingerabdrücke. Dann der Friedhof. Bis zum Morgengrauen haben wir Zeit, den Fall aufzuklären. Du und ich, Karim. Kein anderer. Danach müssen wir in den Schoß der Familie zurück und Rechenschaft ablegen.« Karim schlug seinen Kragen hoch. »Und Sie?«

»Ich sehe zu, ob ich die Quelle der purpurnen Flüsse finde, auf den Spuren meines jungen Polizisten Eric Joisneau. Er allein hatte einen Teil der Wahrheit entdeckt.«

»Hatte?«

Niémans' Gesicht verzerrte sich. »Er wurde von Chernecé umgebracht, bevor unser Mörder – oder unsere Mörderin – ihn selbst erwischte. Ich fand seine Leiche in ätzender Flüssigkeit in einer Grube im Keller des Arztes. Chernecé, Caillois und Sertys waren Abschaum, Karim, davon bin ich inzwischen überzeugt. Und ich glaube, Joisneau hatte eine Spur entdeckt, die genau in diese Richtung führte. Das hat ihn das Leben gekostet. Finde du die Identität des Mörders, ich finde sein Motiv. Find heraus, wer sich hinter dem Gespenst von Judith verbirgt – ich werde herausfinden, was es mit den purpurnen Flüssen auf sich hat.« Die beiden Männer traten hinaus in den Flur und entfernten sich ohne einen Blick auf die Gendarmen.

»Nichts zu machen, Leute. Wir stecken fest.«

»Was soll's, wir haben ja sowieso keine Spur eines Fingerabdrucks ...«

In einem kleinen Raum im ersten Stock umringten mehrere Polizisten einen Computer, den ein Geflecht von Kabeln mit einem Scanner verband, und starrten entmutigt auf den Bildschirm.

Vor dem Monitor saß ein blonder Hüne mit tellergroßen Augen und mühte sich ab, die Parameter eines Programms einzustellen. Karim erkundigte sich nach seinem Namen: Es war Patrick Astier persönlich. Neben ihm stand Marc Costes – ein dunkelhaariger Bursche mit krummem Rücken und dicken Brillengläsern.

Drängelnd und stoßend und mit philosophischen Betrachtungen über die Zuverlässigkeit der modernen Technologie verließen die Polizisten den Raum. Karim würdigten sie keines Blickes. Dieser trat näher und stellte sich Costes und Astier vor. Nach Austausch weniger Worte wußten die drei, daß sie auf derselben Wellenlänge waren. Jung und engagiert, setzten sie sich über ihre eigene Angst hinweg und konzentrierten sich ausschließlich auf die Sache. Während Karim genau erklärte, was ihn herführte, geriet Astier zusehends in Begeisterung und rief: »Scheiße, die Fingerabdrücke des Mörders! Die werden wir sofort in den Computer eingeben!«

Karim wunderte sich. »Funktioniert er denn?« fragte er. Astier lächelte. Ein schmaler Schlitz in der Porzellanmaske seines Gesichts. »Natürlich funktioniert er.« Mit dem Daumen deutete er über die Schulter auf die Tür, durch die der Trupp Polizisten verschwunden war. »Die sind's, die nicht so recht funktionieren.«

Mit wenigen raschen Bewegungen öffnete Astier eine vernickelte kleine Kiste, die Karim in einer Zimmerecke entdeckt hatte. Darin befand sich das nötige Zubehör, um Fingerabdrücke sichtbar zu machen und Einkerbungen aller Art auszugießen. Astier nahm einen Magnetpinsel heraus, zog sich Latexhandschuhe an und tauchte den Pinsel in ein Gefäß mit pulverisiertem Eisenoxid. Sofort hefteten sich die winzigen Partikel in Form einer kleinen rosafarbenen Kugel an

die magnetisch geladene Pinselspitze.

Astier nahm die Glock und strich mit dem Pinsel über den Griff, dann legte er eine durchsichtige Klebefolie darüber, zog sie wieder ab und klebte sie auf eine Unterlage aus festem Papier. Silbrig funkelten die Leisten unter der durchscheinenden Folie. »Wunderbar«, murmelte Astier.

Er legte die Karte in den Scanner ein und setzte sich wieder vor den Bildschirm. Über die Tastatur gab er ein paar Befehle ein, und sofort erschienen die digitalisierten Fingerabdrücke auf dem Monitor.

»Hervorragend«, kommentierte Astier. »Genügend Material, um einundzwanzig Punkte festzuhalten: das Maximum ...« Über den Fingerabdrücken erschienen nun eines nach dem anderen, begleitet von einem akustischen Signal, leuchtendrote Zeichen, durch schräge Linien miteinander verbunden.

»Schauen wir mal, was MORPHO uns sagt«, murmelte Astier vor sich hin.

Zum ersten Mal erlebte Karim das System in Betrieb. In dozierendem Ton lieferte Astier seine Erklärungen: MORPHO sei ein unendlich großes digitalisiertes Archiv mit den Fingerabdrücken von Verbrechern aus den meisten europäischen Ländern. Das Programm sei in der Lage, über Modem, praktisch in Echtzeit, jeden beliebigen neu eingegebenen Fingerabdruck mit den vorhandenen zu vergleichen. Die Festplatten summten. Schließlich teilte der Computer sein Ergebnis mit: negativ. Die Fingerabdrücke des »Gespensts« stammten von keiner bekannten kriminellen Person. Seufzend richtete Karim sich auf. Damit hatte er gerechnet: Die mutmaßliche Mörderin war nicht unter den üblichen Verdächtigen.

Auf einmal hatte er eine verrückte Idee. Ein Joker. Er zog die Karte mit dem Fingerabdruck von Judith Hérault aus der Jacke, den man ihr vierzehn Jahre zuvor, unmittelbar nach ihrem tödlichen Unfall abgenommen hatte.

»Würdest du diesen Abdruck mal einscannen und vergleichen?« Astier drehte sich auf dem Stuhl herum und nahm die Karte. »Kein Problem«, sagte er, gab die Daten ein und wartete, bis der Abdruck auf dem Monitor erschien.

Kerzengerade, als hätte er einen Besenstiel verschluckt, saß er vor dem Bildschirm. Nachdenklich fixierte er den neuen Abdruck, dann richtete er seine Vergeßmeinnichtaugen auf Karim. »Woher hast du denn das?«

»Von einer Mautstation an der Autobahn. Er stammt von einem kleinen Mädchen, das 1982 bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist. Aber man kann ja nie wissen, vielleicht gibt es irgendeine Ähnlichkeit oder ...«

»Tot ist sie ganz bestimmt nicht«, fiel ihm Astier ins Wort. »Was?«

Astier markierte einen Ausschnitt des Bildes und vergrößerte ihn auf das Dreifache. Durchsichtig und schimmernd erschienen die Hautleisten in Schleifen und Wirbeln und parallelen Linien auf dem Bildschirm.

»Diesen Abdruck brauche ich nicht eigens zu analysieren, um dir zu sagen, daß es derselbe ist wie auf dem Abzug deiner Knarre. Dieselben transversalen Linien. Und hier, dieser Wirbel direkt darunter ...«

Karim war wie vom Donner gerührt. Mit der Maus rückte Astier die beiden Fingerabdrücke nebeneinander. »Schau her, die Abdrücke sind identisch«, wiederholte er. »Sie stammen allerdings aus verschiedenen Lebensphasen. Links ist der Finger eines Kindes, rechts der Abdruck der Erwachsenen von deiner Waffe.«

Karim starrte auf die Bilder und brauchte eine Weile, bis er das Unfaßliche verdaut hatte.

Judith Hérault war 1982 gestorben, zerfetzt vom Blech eines zertrümmerten Wagens.

Judith Hérault, bekleidet mit Regenhaut und Fahrradhelm, hatte kurz zuvor das Magazin seiner Glock leergeschossen. Judith Hérault war tot und lebendig zugleich.

Es war an der Zeit, sich mit alten Kumpeln aus der Vergangenheit in Verbindung zu setzen.

Fabrice Mosset. Inzwischen eine Koryphäe im forensischen Labor der Pariser Polizei und Experte für Daktyloskopie. Karim hatte ihn während seines Praktikums im Kommissariat des 14. Arrondissements in der Avenue du Maine im Zuge eines verworrenen Falls kennengelernt. Ein hochtalentierter Mensch, der sich – unter anderem – rühmte, Zwillinge an ihren Fingerabdrücken erkennen zu können: eine Methode, die seiner Ansicht nach so zuverlässig sei wie eine DNA-Analyse.

»Mosset? Hier ist Abdouf. Karim Abdouf.«

»Oh! Wie geht's? Sitzt du immer noch in deinem Loch?« Eine fröhliche, singende Stimme. Lichtjahre entfernt vom Alptraum in Guernon.

»Ja, immer noch. Nur daß ich zur Zeit nicht sitze, sondern mich von einem Loch zum anderen grabe.« Mosset fing an zu lachen.
»Wie ein Maulwurf?«

»Richtig. Mosset, ich hab ein Problem, das anscheinend unlösbar ist. Sag mir bitte deine Meinung dazu, inoffiziell. Jetzt gleich, okay?«

»Bist du an einem Fall dran? Kein Problem. Schieß los.«

»Ich habe zwei übereinstimmende Fingerabdrücke. Der eine ist vierzehn Jahre alt und stammt von einem toten kleinen Mädchen, und der andere ist von heute, von einer unbekannten Verdächtigen. Was bedeutet das?«

»Bist du sicher, daß das kleine Mädchen tot ist?«

»Ja. Ich habe mit dem Mann gesprochen, der das Stempelkissen gehalten hat, als man ihren Fingerabdruck aufgenommen hat.«

»Dann würde ich sagen: Verfahrensfehler. Du oder deine Kollegen habt bei der Abnahme der Fingerabdrücke am Tatort irgendwas falsch gemacht. Es ist unmöglich, daß zwei verschiedene Menschen identische Fingerabdrücke besitzen. Un-mög-lich.«

»Vielleicht sind es Verwandte? Zwillinge? Du hast doch da dein

Programm, das ...«

»Nur die Fingerabdrücke eineiiger Zwillinge sind sich mehr oder weniger ähnlich – daß sie völlig identisch sind, ist statistisch selten, denn die Vererbungsregeln sind unendlich komplex: Das endgültige Muster der Finger wird von sehr vielen verschiedenen Parametern beeinflusst. Es müßte schon ein großer Zufall sein, wenn sich die Muster so gleichen, daß ...«

»Hast du ein Fax zu Hause?« unterbrach ihn Karim. »Ich bin nicht zu Hause, sondern immer noch im Labor.« Er seufzte. »Es gibt keine Gnade mit wissenschaftlichen Mitarbeitern.«

»Kann ich dir meine beiden Karten zuschicken?«

»Ich werd' dir nicht mehr sagen als das.«

Karim blieb stumm. Endlich seufzte Mosset noch einmal. »Na gut. Ich stell mich neben das Fax. Ruf mich gleich danach noch mal an.«

Karim verließ das kleine Büro, in das er sich zurückgezogen hatte, schickte die beiden Faxe ab, dann kehrte er in seinen Verschlag zurück und drückte auf die Wiederwahltaste des Telefons. Draußen auf dem Gang rannten die Gendarmen hin und her, und in der Hektik nahm niemand von Karim Notiz. »Beeindruckend«, murmelte Mosset. »Bist du sicher, daß der Abdruck auf der ersten Karte von einer Toten stammt?« Karim dachte an die Schwarzweißfotos von dem Unfallwagen, an die zarten Gliedmaßen des kleinen Mädchens, die aus dem zerbeulten, zerfetzten Blech der Karosserie ragten, an das Gesicht des alten Autobahnwächters, der die Karteikarte mit dem Fingerabdruck aufbewahrt hatte. »Ja«, sagte er.

»Da muß ein Irrtum passiert sein, eine Verwechslung von Identitäten. Das passiert gar nicht so selten, weißt du, wir ...«

»Du verstehst mich offenbar nicht«, unterbrach Karim. »Was auf der Karte steht, ist egal. Namen zählen nicht. Was ich sagen will, ist, daß die Hand des toten Kindes denselben Abdruck trägt wie die Hand, die heute nacht die Waffe gehalten hat. Das ist alles. Bei diesen statistischen Unwahrscheinlichkeiten, von denen du sprichst, muß das doch dieselbe Hand sein!« Eine Pause trat ein. Ein Stocken in dieser spannungsgeladenen Nacht, dann fing Mosset zu lachen an.

»Deine Geschichte ist unmöglich. Das ist alles, was ich dir sagen kann.«

»Ich hab dich schon phantasievoller erlebt. Es muß doch eine Lösung geben.«

»Es gibt immer eine Lösung, das wissen wir beide. Und ich bin sicher, daß du sie finden wirst. Ruf mich an, wenn dein Fall gelöst ist. Ich mag Geschichten, die gut ausgehen. Mit rationalen Erklärungen.«

Karim versprach es und legte auf. Unter seiner Schädeldecke drehte sich ein Räderwerk im Leeren.

In den Fluren des Gendarmeriepostens begegnete er noch einmal Marc Costes und Patrick Astier. Der Gerichtsmediziner trug eine dicke lederne Tasche und war aschfahl.

»Ich fahre nach Annecy«, erklärte er mit einem fassungslosen Blick auf seinen Begleiter. »Wir ... wir haben gerade erfahren, daß es zwei Leichen gibt. Scheiße. Eric hat es auch erwischt. Eric Joisneau ... Das sind keine Ermittlungen mehr, das ist ein Massaker.«

»Ich weiß, ich hab's schon gehört. Wie lange wirst du brauchen?«

»Mindestens bis zum Morgengrauen. Aber es ist schon ein zweiter Pathologe damit beschäftigt. Die Sache weitet sich aus.« Karim musterte den Arzt mit den scharfen Gesichtszügen, die jugendlich wirkten, zugleich aber nicht recht faßbar. Der Mann hatte Angst, doch Abdouf spürte, daß seine eigene Gegenwart ihm Vertrauen einflößte.

»Costes, mir ist was eingefallen ... Eine Nebensächlichkeit. Ich möchte dich was fragen.«

»Was ist?«

»In deinem ersten Bericht sprichst du im Zusammenhang mit dem Metalldraht, den der Mörder verwendet hat, von einem Bremskabel oder einer Klaviersaite. Ist es dasselbe Kabel, mit dem Sertys erwürgt wurde?«

»Ja. Dasselbe Material. Dieselbe Stärke.«

»Falls es sich um eine Klaviersaite handeln sollte, könntest du herausfinden, welchem Ton sie entspricht?«

»Wie bitte?«

»Den Ton, die Musiknote meine ich. Kann man anhand des Durchmessers den Ton einer Saite feststellen?« Costes lächelte

ungläubig. »Ich versteh' schon, was du meinst. Den Durchmesser weiß ich. Und du willst, daß ich ...«

»Du oder irgendwer. Der Ton interessiert mich.«

»Hast du eine Spur?«

»Ich weiß nicht.«

Der Arzt rückte seine Brille hin und her. »Wie erreiche ich dich? Hast du ein Handy?«

»Nein.«

»Doch.« Astier drückte ihm ein Mobiltelefon in die Hand, ein winziges Modell, schwarz und verchromt. Karim sah ihn verständnislos an. Astier lächelte. »Ich hab zwei davon, und ich stelle mir vor, daß du's in den nächsten Stunden brauchen kannst.« Nummern wurden ausgetauscht, dann machte Marc Costes sich auf den Weg. Karim wandte sich an Astier: »Und du, was hast du vor?«

»Nichts Besonderes.« Er breitete seine großen Hände aus. »Ich hab nichts mehr zu tun, und meine Maschine wird auch nicht gebraucht.«

Ob er ihm helfen wolle, fragte Karim: Er habe zwei Aufgaben zu erledigen.

»Zwei gleich?« fragte Astier begeistert. »So viele du willst!«

»Die erste besteht darin, die Geburtenregister im CHRU von Guernon zu kontrollieren.«

»Um was rauszufinden?«

»Unter dem Datum 23. Mai 1972 findest du den Namen Judith Hérault. Schau nach, ob sie eine Zwillingsschwester hat.«

»Ist das die Frau, von der die Fingerabdrücke stammen?« Karim nickte.

»Und du meinst, es gibt vielleicht noch eine zweite Person mit identischen Abdrücken?« fragte Astier.

Karim lächelte verlegen. »Ich weiß, das ist ziemlich weit hergeholt. Aber tu's trotzdem.«

»Und die zweite Aufgabe?«

»Judiths Vater kam bei einem Autounfall ums Leben.«

»Er auch?!«

»Jawohl, er auch. Nur mit dem Unterschied, daß er mit dem Fahrrad unterwegs war und überfahren wurde. Im August achtzig. Der Name ist Sylvain Hérault. Darüber müßte es eigentlich hier bei

der Gendarmerie Unterlagen geben. Ich bin sicher, daß du was findest.«

»Und was suche ich?«

»Die genauen Umstände des Unfalls. Der Mann wurde anscheinend von einem Irren überfahren, der spurlos verschwunden ist. Schau dir jedes Detail genau an. Vielleicht findest du irgendeinen Haken.«

»Von der Sorte: absichtlicher Unfall?«

»Von dieser Sorte, ja«, sagte Karim und wandte sich zum Gehen.

»Und du, wo gehst du hin?«

Karim drehte sich noch einmal um, leicht, gelöst, beinahe ironisch angesichts dessen, was ihm bevorstand. »Ich kehre zum Ausgangspunkt zurück. Zum Friedhof.«

IX

47

Das Blindeninstitut war ein helles Gebäude, nicht wie die Häuser von Guernon, die sich nur einen Rest an Helligkeit bewahrt hatten, wie mit einem grauen Schleier verhängt, sondern es erhob sich selbst in dieser Regennacht strahlend weiß am Fuß des Gebirgsmassivs Sept-Laux. Niémans ging auf die Eingangstür zu. Es war zwei Uhr morgens, nirgends brannte ein Licht. Der Kommissar läutete, während er den Blick über die langen abschüssigen Rasenflächen ringsum schweifen ließ. Entlang dem Zaun waren auf kurzen Stangen in regelmäßigen Abständen Photodetektoren montiert, verbunden durch unsichtbare Drähte: ein Alarmnetz, das zweifellos weniger eine Einbruchsicherung als vielmehr eine Hilfe für die Blinden war, um sie aufmerksam zu machen, sobald sie das Gelände verließen. Niémans läutete noch einmal.

Endlich öffnete ihm ein verschlafener Nachtwächter die Tür und hörte sich seine Erklärungen mit stumpfen Blick und kommentarlos an. Dennoch ließ er den Kommissar herein, führte ihn in eine große Halle und entfernte sich, um den Direktor zu wecken. Niémans wappnete sich mit Geduld. Der Raum war lediglich von der kleinen Lampe in der Portiersloge erhellt. Vier Wände aus weißgestrichenem Beton, der Fußboden mit weißen Marmorkacheln ausgelegt und am Ende der Halle eine freistehende Treppe mit einem Geländer aus hellem, unbehandeltem Holz. Die Decke war mit Tuch bespannt, und darin waren Lampen eingelassen. Große Glasfenster, die sich nicht öffnen ließen; dahinter erkannte er dunkel die Umrisse der Berge. Der Bau wirkte auf ihn wie ein New-Age-Sanatorium, puristisch und erbaulich, entworfen von Architekten mit schwindendem Humor. Niémans entdeckte weitere Photodetektoren: Die Blinden bewegten sich offensichtlich mit Hilfe akustischer Signale in einer Art Leitsystem fort. Über die Wand liefen in Schlieren die Schatten der

Regentropfen, die an den großen Fensterscheiben herabrannen. Ein Geruch nach Kitt und frischem Zement hing in der Luft. Diesem Gebäude, frisch renoviert und gerade erst getrocknet, fehlte selbst ein Mindestmaß an Behaglichkeit. Er ging ein paar Schritte, neugierig geworden durch mehrere Staffeleien, die in einer Ecke der Halle standen. Darauf standen Bilder, Zeichnungen in geheimnisvollen Symbolen, die aus der Ferne wie mathematische Gleichungen und Formeln aussahen; aus der Nähe hingegen erkannte man feine, naive Malereien, Figuren mit gequälten Gesichtern. Ein Malatelier in einem Zentrum für blinde Kinder, dachte Niémans verwundert. Sein stärkster Eindruck aber war Erleichterung – er meinte fast zu spüren, wie die Fasern seiner Haut sich entspannten: Seitdem er hier war, hatte er kein Bellen oder sonst irgendeinen tierischen Laut vernommen. Konnte es sein, daß es in einer Blindenschule keinen einzigen Hund gab?

Nun näherten sich hallende Schritte auf dem Marmorboden, und Niémans begriff endlich den Grund der Kahlheit ringsum: Dieses Gebäude war eine Klangarchitektur, entworfen für Menschen, die sich mit Hilfe ihres Gehörs bewegten und jeden Laut einordnen konnten. Er drehte sich um und erblickte einen kräftigen Mann mit weißem Patriarchenbart und roten Wangen, der ihn mit schlafgeröteten Augen ansah. Niémans hatte sofort einen guten Eindruck von ihm: Diesem Mann konnte er vertrauen. »Doktor Champelaz, Institutsdirektor«, stellte er sich mit Baßstimme vor. »Was zum Teufel wollen Sie denn zu nachtschlafender Zeit?«

Niémans hielt ihm seinen Dienstausweis hin. »Hauptkommissar Pierre Niémans. Ich ermittle in den Mordfällen von Guemon und muß Ihnen in dem Zusammenhang ein paar Fragen stellen.«

»Schon wieder?«

»Ja, schon wieder. Um eben diesen ersten Besuch geht es. Leutnant Eric Joisneau war am Nachmittag bei Ihnen, und ich denke, Sie haben ihm Auskünfte gegeben, die für unsere Ermittlungen entscheidend sind.«

Champelaz wirkte beunruhigt. Wie feine Schnüre huschten die Schatten des Regens über seine makellos weißen Haare. Er starrte auf die Handschellen, die Waffe, die Niémans am Gürtel trug, dann

sah er wieder auf. »Mein Gott ... Ich habe ihm einfach seine Fragen beantwortet.«

»Ihre Antworten führten ihn zu Edmond Chernecé.«

»Ja, sicher. Und?«

»Jetzt sind beide Männer tot.«

»Tot? Wieso das denn? Das kann doch nicht sein ... Das ...«

»Tut mir leid, aber ich habe keine Zeit für ausführliche Erklärungen. Ich bitte Sie nur, mir möglichst genau zu wiederholen, was Sie zu Joisenau gesagt haben. Denn Sie wissen etwas – ohne es zu ahnen –, was für unseren Fall extrem wichtig ist.«

»Was wollen Sie denn ...«

Er verstummte, rieb sich heftig die Hände wie unter einem plötzlichen Kälteschauer.

»Na gut ...«, sagte er dann. »Ich sollte wohl besser ganz wach werden, oder?«

»Ich denke schon, ja.«

»Wollen Sie Kaffee?«

Niémans nickte. Er folgte dem Patriarchen durch einen Flur mit hohen Fenstern. Hin und wieder tauchten Blitze den Korridor in ein gleißendes Licht, dann senkte sich das Halbdunkel wieder herab, strukturiert durch die Regenschleier.

Der Kommissar hatte den Eindruck, als bewege er sich durch einen Wald phosphoreszierender Lianen. An den Wänden gegenüber den Fenstern bemerkte er andere Muster, statische diesmal: Es waren Landschaften, wild zerklüftete Berge und pastellfarbene Flüsse, dazwischen riesige schuppige Tiere mit Rückenstacheln, langen Hälsen, phantastischem Gehörn, die aus einer Zeit der Felswüsten zu stammen schienen, einem Zeitalter der Unmäßigkeit, in dem der Mensch ein Zwerg gewesen war. »Ich dachte, Ihr Institut kümmert sich nur um blinde Kinder.« Der Direktor blieb stehen und wandte sich um. »Nicht nur«, sagte er. »Wir behandeln Patienten mit allen möglichen Augenleiden.«

»Zum Beispiel?«

»Juvénile Formen von grauem Star, Glaukome, Gesichtsfeldeinschränkungen, Agnosien ...« Mit seinem mächtigen Zeigefinger deutete er auf die bemalte Wand. »Es sind merkwürdige

Bilder, nicht wahr? Unsere Kinder sehen die Realität nicht wie wir – übrigens nicht einmal ihre eigenen Bilder. Ihre Wirklichkeit sind weder reale Landschaften noch das, was sie auf dem Malgrund darstellen, sondern sie haben sie im Kopf. Nur sie wissen, was sie ausdrücken wollen, und wir Normalsichtigen können es allenfalls ahnen, wenn wir ihre Bilder betrachten. Das ist aufregend, nicht wahr?«

Niémans nickte geistesabwesend. Er vermochte kaum den Blick von den Bildern zu wenden, so schön erschienen sie ihm. Weiche Konturen, die wie bestäubt aussahen, erdrückt von Materie. Lebhaftes, leuchtendes, unvermischt Farben zwischen scharfen Linien. Diese Wandbilder wirkten auf ihn wie der Schauplatz eines Kampfes zwischen Form und Farbe, der jedoch eine gewisse Sanftheit erzeugte, die Melancholie alter Abzählreime für Kinder.

Der Direktor klopfte ihm freundschaftlich auf den Rücken. »Kommen Sie mit. Der Kaffee wird Ihnen guttun. Sie sehen aus, als hätten Sie's nötig.«

Sie betraten eine weitläufige Küche, in der Einrichtung und Geräte allesamt aus rostfreiem Stahl zu bestehen schienen. Die blitzblanken Wände erinnerten Niémans an die Kacheln in Leichenhallen.

Der Direktor hatte bereits aus der Glaskanne, die auf der eingeschalteten Wärmeplatte einer Kaffeemaschine stand, zwei Becher vollgeschenkt, reichte einen dem Kommissar und setzte sich auf einen der Inox-Tische, und wieder mußte Niémans an die obduzierten Leichen denken, an die Gesichter von Caillois und Sertys. Leere, blutverkrustete Augenhöhlen, wie schwarze Löcher in der Zeit.

In ungläubigem Ton erklärte Champelaz: »Ich kann immer noch nicht fassen, was Sie mir sagen. Beide Männer sind tot? Wie ist das denn passiert?«

Pierre Niémans ging über die Frage hinweg. »Was haben Sie Joisneau erzählt?«

Der Arzt zuckte die Schultern und ließ den Kaffee im Becher kreisen. »Er fragte nach den Augenkrankheiten, die wir hier behandeln, worauf ich ihm erklärte, daß es in den meisten Fällen erblich bedingte Leiden sind und die Mehrzahl meiner Patienten aus

Guernon stammt.«

»Hat er noch detailliertere Fragen gestellt?«

»Ja. Er wollte die Ursache dieser Leiden wissen, und ich habe ihm eine Kurzlektion über rezessive Erbgänge gehalten.«

»Erklären Sie's mir auch.«

Der Direktor seufzte, jedoch ohne Ärger, dann begann er: »Es ist ganz einfach. Manche Gene sind Krankheitsträger. Es sind mutierte Gene, sozusagen Rechtschreibfehler bei der Vervielfältigung der DNA, wie sie bei uns allen vorkommen. Aber in der Regel hat glücklicherweise ein mutiertes Gen ein gesundes Gegenstück, so daß diese eine Mutation nicht ausreicht, um die Krankheit zum Ausbruch kommen zu lassen. In diesem Fall sprechen wir von einem rezessiven Gen. Wenn jedoch beide Eltern Träger eines defekten Gens sind, dann stehen die Chancen sehr viel höher, daß bei der Zeugung beide kranken Gene zusammenkommen – in welchem Fall man von einem homozygoten Zustand spricht, das heißt, beim Kind ist kein gesundes Gen vorhanden, das ein Gegengewicht schafft, und die Krankheit bricht aus. Deshalb sagt der Volksmund, Verwandtenehen machen schlechtes Blut. Das ist eine uralte Redensart; dahinter steht jedoch die wissenschaftlich längst erwiesene Tatsache, daß bei Eltern mit gleichen erblichen Belastungen die Wahrscheinlichkeit hoch ist, ein in ihrer Generation noch latentes Leiden an ihre Nachkommen weiterzugeben, die dann tatsächlich erkranken.« Von diesem Phänomen hatte bereits Chernecé gesprochen. »Dann sind die in Guernon verbreiteten Erb leiden also auf Verwandtenehen zurückzuführen?« fragte Niémans. »Zweifellos. Viele Kinder, die hier behandelt wurden, externe oder stationäre Patienten, stammen aus Guernon und insbesondere aus den Familien der Forscher und Professoren an der Universität, die hier seit Urzeiten eine elitäre und geschlossene Gesellschaft bilden und inzwischen mehr oder weniger eng miteinander verwandt sind.«

»Erklären Sie das bitte genauer.«

Champelaz verschränkte die Arme, holte Luft und setzte zu einer längeren Rede an. »In Guernon besteht eine sehr alte Gelehrten tradition. Die Universität wurde, soviel ich weiß, in der

ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gegründet, gemeinsam mit einer Schweizer Hochschule. Bis vor ein paar Jahrzehnten war sie in den Gebäuden des heutigen Krankenhauses untergebracht ... Früher fand ein reger Austausch mit den Gelehrten anderer Universitäten statt, der jedoch aus mir unbekannten Gründen abgerissen ist, und so leben seit beinahe dreihundert Jahren die Professoren und Forscher auf dem Campus zusammen und heiraten untereinander. Daraus sind Generationen hochbegabter Intellektueller hervorgegangen – heute allerdings sind sie ausgepowert, genetisch erschöpft. Guernon war schon immer eine abgelegene Stadt, wie alle Dörfer oder Marktflecken in einsamen Gebirgstälern, aber die Universität hat inzwischen eine zusätzliche Isolation geschaffen, verstehen Sie? Einen regelrechten Mikrokosmos.«

»Und diese Isolation ist tatsächlich eine ausreichende Erklärung für das Auftauchen von Erbkrankheiten?«

»Ich denke schon.«

Wie diese Auskünfte zu seinen Ermittlungen passen sollten, konnte Niémans sich noch nicht zusammenreimen. »Was haben Sie Joisneau sonst noch gesagt?« Champelaz sah den Kommissar schief an, dann erklärte er mit seiner tiefen Stimme: »Ich habe ihm außerdem von einem ungewöhnlichen Phänomen erzählt, einer sehr merkwürdigen Entwicklung.«

»Nämlich?«

»Seit etwa einer Generation sind aus den genetisch belasteten Familien Kinder hervorgegangen, die sich von ihren Eltern und Großeltern auffällig unterscheiden. Sie sind geistig immer noch sehr begabt, aber zusätzlich verfügen sie über eine unerklärliche körperliche Widerstandskraft. Viele von ihnen, die meisten sogar, erzielen nicht nur die besten Noten, sondern gewinnen auch sämtliche sportlichen Wettkämpfe.«

Niémans dachte an die Fotos im Vorzimmer des Rektors, an die lächelnden jungen Champions, die alle Pokale und Medaillen abräumten, dann dachte er an die Bilder von den Olympischen Spielen in Berlin und Caillois' erschöpfende Abhandlung über die »Sehnsucht nach Olympia«. War es denkbar, daß hier ein

Zusammenhang bestand, eine tiefere Wahrheit verborgen lag? In beiläufigem Ton bemerkte er: »Dabei müßten all die Kinder ziemlich krank sein, nicht wahr?«

»So systematisch funktioniert das zwar nicht, aber sagen wir so: Logischerweise müßten die Kinder gewisse konstitutionelle Schwächen aufweisen, bestimmte wiederkehrende Defekte oder Leiden wie etwa unsere Patienten am Institut. Aber das ist nicht der Fall. Im Gegenteil. Es ist, als hätten die hochbegabten Kleinen auch die körperlichen Talente der gesamten Gemeinde an sich gerafft und die genetischen Schwächen den anderen überlassen.« Champelaz warf dem Kommissar einen verkniffenen Blick zu. »Trinken Sie Ihren Kaffee nicht?«

Niémans erinnerte sich an den Becher, den er in der Hand hielt, nahm einen tüchtigen Schluck, doch er schmeckte kaum etwas. Wie eine Maschine war sein ganzer Körper nur noch darauf geeicht, das winzigste Anzeichen, die geringste Spur wahrzunehmen. »Haben Sie dieses Phänomen denn genauer untersucht?« fragte er.

»Ja, vor ungefähr zwei Jahren führte ich eine kleine private Untersuchung durch. Ich überprüfte zunächst, ob die Champions tatsächlich aus denselben Familien, denselben Verbindungen stammten. Ich war auf dem Standesamt, dem Rathaus ... Tatsächlich waren sie die leiblichen Nachkommen der Professorenfamilien.

Anschließend sah ich mir ihre Stammbäume ein wenig genauer an. Ich prüfte ihre Krankenakten von frühester Kindheit an, sogar die Unterlagen der Eltern und Großeltern, und suchte nach irgendwelchen besonderen Hinweisen. Aber ich fand nichts Signifikantes. Im Gegenteil, in manchen Familien waren die Ahnen Träger diagnostizierbarer Erbkrankheiten, nicht anders als in den Familien meiner Patienten am Institut ... Es war höchst erstaunlich.«

Niémans versäumte kein Wort dieser Rede: Wieder hatte er das rational nicht erklärbare Gefühl, daß diese Umstände einen wesentlichen Aspekt seines Falls berührten.

Champelaz hatte unterdessen begonnen, auf und ab zu gehen, die Hände in den Hosentaschen. »Ich habe auch mit den Ärzten von der Entbindungsstation am CHRU gesprochen und dabei von einem Umstand erfahren, der mich endgültig befremdet hat. Seit ungefähr

fünfzig Jahren ist unter den Bewohnern der Bergdörfer rund um das Tal eine auffällige Kindersterblichkeit zu beobachten. Sehr viele Kinder sterben unmittelbar nach ihrer Geburt, ohne erkennliche Ursache – Kinder aus Familien, die traditionell immer kräftig und gesund waren, denn im Unterschied zu Guernon leben die Leute in den Bergen keineswegs abgeschieden. Die Entwicklung hat sich umgekehrt, verstehen Sie? Die früher schwächlichen und kranken Kinder der Professoren verfügen wie durch ein Wunder auf einmal über eine unverwüstliche Gesundheit, während der Nachwuchs der Bergbauern und Kristallsucher dahinsiecht oder stirbt ... Ich habe mich mit diesen Fällen von plötzlichem Kindstod eingehend befaßt, aber ohne Ergebnis. Wissen Sie, es ist ein bekanntes Phänomen in der Medizin, daß ein Kind während der ersten sechs Lebensmonate ohne erklärende Todesursache stirbt, allerdings mit einer Häufigkeit unter der Gesamtbevölkerung von etwa zwei Promille. In Guernon hingegen ist der Prozentsatz enorm! Ich habe mit den Mitarbeitern der Klinik gesprochen, mit Ärzten, mit Genetikern, aber niemand hat eine Erklärung für dieses Phänomen. Was soll ich sagen? Es ist, als hätten die Kinder der Universitätsmitarbeiter ihren Kollegen aus den Bergen sämtliche Lebensenergie geraubt ...«

»Herrgott, was wollen Sie damit sagen?«

Champelaz zog sich sofort wieder zurück. »Vergessen Sie, was ich gesagt habe. Das ist nicht sehr wissenschaftlich. Und völlig irrational.«

Irrational mochte es sein, doch Niémans war mittlerweile überzeugt, daß das Geheimnis der hochbegabten Kinder kein Zufall war, sondern ein Glied in der Kette der Ereignisse. »Ist das alles?« fragte er. Der Arzt schwieg. »Ist das wirklich alles?« wiederholte der Kommissar in schärferem Ton.

»Nein«, stieß Champelaz hervor. »Es gibt noch etwas. In diesem Sommer wurde ein sonderbarer Zwischenfall bekannt, dem an sich niemand eine besondere Bedeutung beigemessen hat, aber im Licht der übrigen Merkwürdigkeiten in unserer Gegend finde ich ihn alarmierend ... Wissen Sie, das Klinikum wurde vor kurzem vollständig renoviert, und im Zuge der Umstrukturierung hat man auch damit begonnen, das Archiv auf Datenträger einzugeben.

Experten sahen sich also die verstaubten Akten im Keller der Klinik an, um den Umfang der erforderlichen Datenerfassung einzuschätzen, und in diesem Zusammenhang nahmen sie sich auch andere Kellerräume vor, in denen die Unterlagen der ehemaligen Universität gelagert wurden, unter anderem die Akten der Bibliothek aus den letzten drei Jahrhunderten bis zu den siebziger Jahren dieses Jahrhunderts.« Niémans horchte auf.

»Dabei machten die Leute eine merkwürdige Entdeckung«, fuhr Champelaz fort. »Sie fanden Unterlagen über die in den letzten fünfzig Jahren in der Klinik geborenen Babys, und zwar immer nur die erste Seite der jeweiligen Akte. Einzelne Seiten, als wären sie aus den Gesamtkten entfernt worden.«

»Wo wurden diese Papiere entdeckt? Ich meine: wo genau?« Champelaz bemühte sich um Gelassenheit, doch seine Stimme hörte sich gepreßt an, als er sagte: »Das ist eben das Merkwürdige ... Die Papiere befanden sich unter den Akten eines Bibliothekars.«

Niémans' Herz schlug schneller. »Wie heißt er?«

»Caillois«, antwortete Champelaz. »Etienne Caillois.«

»Der Vater von Rémy?«

»Ja.«

»Und das sagen Sie erst jetzt?« fuhr Niémans ihn an. »Nachdem gestern die Leiche entdeckt wurde?«

»Ihr Tonfall paßt mir nicht, Herr Kommissar«, bemerkte Champelaz kühl. »Verwechseln Sie mich bitte nicht mit Ihren Verdächtigen. Außerdem erzähle ich Ihnen von einer administrativen Angelegenheit, die schon eine Weile zurückliegt – Etienne Caillois ist seit Jahren tot. Und vielleicht ist es nur eine Lappalie, sie wurde jedenfalls als Kuriosum abgetan und nicht weiter untersucht. Warum sollte ich darin einen Zusammenhang mit den Morden in Guernon sehen?«

»Ich bin derjenige, der über Zusammenhänge zwischen einzelnen Elementen entscheidet. Sie haben die Pflicht, alles zu sagen, was Sie wissen.«

»Richtig – und deshalb habe ich Ihrem Leutnant genau das gesagt. Also regen Sie sich nicht auf. Abgesehen davon war das nie ein Geheimnis: Die ganze Stadt hätte Ihnen davon erzählen können, die

Geschichte ist allgemein bekannt und stand sogar in der Lokalpresse.«

In dem Moment hätte sich Niémans nicht gern im Spiegel gesehen. Er war sich bewußt, daß sein Ausdruck so brutal, so hart und gespannt war, daß er sich selbst nicht wiedererkannt hätte. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und sagte in ruhigerem Ton: »Entschuldigen Sie. Dieser Fall ist ziemlich chaotisch. Der Mörder hat schon dreimal zugeschlagen, und nichts deutet darauf hin, daß er damit aufhört. Jede Minute, jede Information zählt. Wo sind diese alten Unterlagen jetzt?«

»Wieder im Keller der Klinik. Solange die Datenerfassung nicht abgeschlossen ist, wird das Archiv komplett in der ursprünglichen Form erhalten.«

»Und darunter befinden sich auch die Unterlagen über die hochbegabten Kinder, richtig?«

»Nicht direkt – die letzten herausgetrennten Seiten stammen aus dem Jahr siebzig. Aber die Unterlagen über manche Eltern finden sich darunter, und das ist es eben, was mich aufgeschreckt hat. Denn ich hatte diese Papiere bei meinen Nachforschungen schon in der Hand gehabt: In den offiziellen Akten fehlten sie keineswegs, verstehen Sie?«

»Hat Caillois also einfach die Zweitausfertigungen entwendet?«

»Entweder das ... oder er hat sich die Originale geholt«, antwortete Champelaz. »Vielleicht hat er die echten Geburtenblätter durch falsche ersetzt. In dem Fall wären die Seiten, die in seinen Unterlagen gefunden wurden, die echten, die Originale.«

»Mir hat niemand von diesem Vorfall erzählt. Fand denn keine polizeiliche Untersuchung statt?«

»Aber nein, das sagte ich doch schon. Es war eine Anekdote. Eine verwaltungstechnische Unregelmäßigkeit, Außerdem war Etienne Caillois, wie gesagt, zu dem Zeitpunkt schon drei Jahre tot. Anscheinend bin ich der einzige, der sich für die Geschichte interessiert hat.«

»Eben. Haben Sie nicht versucht, noch einmal einen Blick in die Akten zu werfen? Die bei Caillois gefundenen Unterlagen mit den offiziellen Dokumenten zu vergleichen?« Champelaz lächelte schief.

»Stimmt schon, ich hatte es immer vor. Aber letztendlich hat mir die Zeit dazu gefehlt. Sie verstehen anscheinend nicht, um welche Art von Dokumenten es sich handelt – das sind lose Blätter mit ein paar vorgedruckten Spalten, in die man die Angaben über Geschlecht, Gewicht, Größe und Blutgruppe des Neugeborenen und so weiter einträgt ... Im übrigen werden diese Daten schon am Tag nach der Geburt in den Gesundheitspaß des Kindes übertragen. Die Säuglingsschwestern fertigen diese Unterlagen also nur für den internen Gebrauch an.«

Joisneau hatte die Absicht gehabt, das Archiv des Krankenhauses zu besuchen. Diese Unterlagen interessierten Niémans im höchsten Maß. Abrupt wechselte er das Thema. »Welche Rolle spielt Chernecé in dieser Geschichte?« fragte er. »Warum ist Joisneau nach dem Gespräch mit Ihnen direkt nach Annecy gefahren?«

»Edmond Chernecé hat sich für die Kinder, von denen ich Ihnen erzählt habe, außerordentlich interessiert ...«, antwortete der Direktor. »Warum?«

»Chernecé ist ... war einer unserer Ärzte. Er befaßte sich intensiv mit den Erbleiden unserer Patienten und kannte sie sehr genau. Er hatte also allen Grund, der Frage nachzugehen, weshalb seine jungen Patienten derart verschieden von ihren völlig gesunden Cousins ersten oder zweiten Grades waren. Die Genetik war seine Leidenschaft, und außerdem vertrat er die Theorie, man könne bestimmte genetische Anlagen in der Iris des Menschen erkennen. Er war in mancherlei Hinsicht ein recht unorthodoxer Arzt. Ziemlich sonderbar ...«

Niémans dachte an sein Gespräch mit dem Augenarzt und an seinen zweiten Besuch, an die säurezerfressene Leiche von Joisneau, und die Charakterisierung »sonderbar« erschien ihm reichlich untertrieben.

»Haben Sie ihn nicht nach seiner Meinung als Arzt gefragt?«

»Wir haben natürlich darüber diskutiert, sicher. Aber nur im Hinblick auf verschiedene Therapiemöglichkeiten. Chernecé gehört zu den Koryphäen der Universität, verstehen Sie? Und seine Privatpraxis ist eine der angesehensten in der ganzen Region. Er ist ein herausragender Professor, der sich nicht dazu herabläßt, mit

einem einfachen Arzt wie mir seine Forschungsergebnisse zu besprechen.«

»Denken Sie, daß Chernecé dieselben Dokumente zu Rate ziehen konnte wie Sie – ich meine, die offiziellen Unterlagen über Neugeborene?«

»Ja.«

»Denken Sie, daß er sogar noch vor Ihnen Einsicht in die Akten genommen hat?«

»Möglicherweise.«

Der Direktor senkte den Blick. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

»Denken Sie, daß er durchaus auf den Beweis gestoßen sein könnte, daß die Unterlagen gefälscht waren?«

»Was weiß denn ich? Ich verstehe nicht, worauf Sie eigentlich hinauswollen. Werfen Sie *mir* etwas vor?«

Niémans bestand nicht weiter darauf. Ein anderer Aspekt der Geschichte war ihm klargeworden: Der Grund, weshalb Champelaz die entwendeten Unterlagen nicht genauer studiert hatte, waren seine Bedenken gegenüber eventuellen Entdeckungen: Über etwaige dunkle Punkte in der Vergangenheit von Universitätsprofessoren, die über die Stadt herrschten wie Monarchen und das Schicksal von Männern wie ihm selbst in der Hand hatten, sollte man besser nichts wissen.

»Was haben Sie Joisneau sonst noch gesagt?« fragte der Kommissar.

»Nichts. Nur das, was ich jetzt auch Ihnen berichtet habe.«

»Denken Sie nach.«

»Mehr war es nicht.«

Niémans trat vor den Direktor hin. »Sagt Ihnen der Name Judith Hérault etwas?«

»Nein.«

»Und Philippe Sertys?«

»Das ist das zweite Opfer?«

»Vorher haben Sie den Namen nie gehört?«

»Nein.«

»Weckt der Begriff ›purpurne Flüsse‹ irgendeine Erinnerung bei

Ihnen?«

»Nein, wirklich, ich ...«

»Danke, Herr Doktor.«

Niémans verabschiedete sich und ließ den Arzt stehen. Als er schon bei der Tür war, drehte er sich noch einmal um. »Eine letzte Frage noch: Ich habe hier keinen einzigen Hund gesehen oder gehört? Haben Sie keine Hunde?«

Champelaz starrte ihn verwundert an. »Aber nein«, sagte er. »Haustiere sind hier aus hygienischen Gründen nicht erlaubt ...«

»Ich meine Blindenhunde.«

Erst jetzt begriff der Arzt und lächelte. »Hunde sind nützlich für Blinde, die allein leben und über keinerlei äußere Hilfen verfügen. Unser Institut hingegen ist mit einem ausgeklügelten Leitsystem ausgestattet. Unsere Patienten werden durch akustische Signale auf jedes Hindernis aufmerksam gemacht ... Wir brauchen keine Hunde.«

Als Niémans wieder in seinem Wagen saß, warf er einen letzten Blick auf das helle Gebäude, weithin sichtbar selbst in dieser finsternen Regennacht. Seit dem Morgen hatte er das Institut gemieden, weil er sich vor eingebildeten Kötern gefürchtet hatte.

Aus Angst vor Gespenstern, die nur in seinem Kopf bellten, hatte er Joisneau vorgeschickt.

Er öffnete die Tür und spuckte aus.

Seine eigenen Phantome hatten den jungen Polizisten das Leben gekostet.

48

Niémans fuhr die Serpentinstraße entlang, die vom Sept-Laux ins Tal führte. Mittlerweile goß es aus Strömen. Vor seinen Scheinwerfern wölkte sich ein gelb leuchtender Nebel, und der Asphalt glänzte. Hin und wieder durchquerte er eine Straßensenke, in

der sich das Wasser gesammelt hatte und donnernd gegen das Bodenblech spritzte. In einer dieser Pfützen geriet er ins Rutschen, und der Wagen schlitterte auf den Abgrund zu. Niémans kurbelte wild am Steuer und schaffte es im letzten Moment, den Wagen wieder unter Kontrolle zu bringen. In seiner Tasche piepste es. Mit einer Hand zog er den Pager hervor und stellte fest, daß Antoine Rheims aus Paris sich gemeldet hatte. Er griff zu seinem Mobiltelefon und aktivierte die gespeicherte Nummer. Kaum hatte Rheims seine Stimme erkannt, sagte er: »Der Engländer ist tot, Pierre.«

Niémans, der in Gedanken ganz bei seinem Fall war, mußte sich konzentrieren, um die Konsequenzen dieser Nachricht einzuschätzen. Es gelang ihm nicht. »Wo bist du?« fragte Rheims. »In der Umgebung von Guernon.«

»Es ist ein Haftbefehl gegen dich ergangen. Theoretisch müßtest du dich sofort stellen, deine Waffe abgeben und deine Fahndung vergessen.«

»Theoretisch?«

»Ich habe mit Terpentès gesprochen. Ihr tretet auf der Stelle, und allmählich ist das Schlimmste zu befürchten. Sämtliche Medien sind in eurem Nest da unten versammelt. Die Morde waren bereits in allen Nachrichten, und spätestens morgen früh wird Guernon die berühmteste Stadt Frankreichs sein.« Rheims zögerte kurz. »Und dich haben sie speziell im Visier.« Niémans gab keine Antwort. Er startete auf die Straße, die sich abwärts schlängelte, als bohrte sie sich durch die Wasserstrudel, die sich im entgegengesetzten Sinn zu drehen schienen. Ein Wirbel gegen den anderen.

»Pierre, wie weit bist du? Wirst du den Mörder bald verhaften?« fing Rheims wieder an.

»Ich weiß nicht. Ich kann dir nur sagen, daß ich auf dem richtigen Weg bin, soviel steht fest.«

»Dann rechnen wir später ab. Ich habe nicht mit dir gesprochen. Du bist unauffindbar, nicht zu erreichen. Du hast maximal zwei Stunden Zeit, um die Sache aufzuklären. Danach kann ich für dich nichts mehr tun. Außer dir einen guten Anwalt zu besorgen.«

Niémans murmelte ein paar Floskeln und beendete das Gespräch.

Im selben Moment erfolgte eine heftige Erschütterung, begleitet von metallischem Knirschen: Neben ihm war ein Wagen aufgetaucht, hatte ihn überholt und bei diesem Manöver mit voller Wucht seinen linken Kotflügel gerammt. Niémans reagierte eine Zehntelsekunde zu spät und schrammte die Felswand rechts neben der Straße entlang, doch gleich darauf hatte er seinen Wagen wieder unter Kontrolle und warf einen gehetzten Blick aus dem Fenster. Ein dunkler Geländewagen, der ohne Scheinwerfer fuhr, schickte sich zu einem neuerlichen Angriff an. Der Kommissar schaltete zurück, und in dem Moment schwenkte das massige Gefährt nach rechts und zwang ihn zu einer scharfen Bremsung. Eine Zeitlang folgte Niémans dem Wagen, der nun vor ihm in der Mitte der Straße fuhr und ihn systematisch am Überholen hinderte. Das Nummernschild war lehmverkrustet, nicht eine Zahl war zu lesen. Vergeblich versuchte Niémans, sich an ihm vorbeizuschlängeln, doch der Fahrer vereitelte jeden Anlauf durch Bremsmanöver und Haken, mit denen er weitere Kollisionen herbeiführte und den Kommissar immer wieder an den Rand des Abgrunds drängte.

Was wollte dieser Wahnsinnige? Niémans fuhr langsamer und brachte etliche Meter Abstand zwischen sich und das mörderische Gefährt vor ihm, aber der Geländewagen bremste ebenfalls und zwang ihn, wieder näherzukommen. Doch in dem Augenblick tauchte am rechten Straßenrand ein Pannensparkplatz auf, und Niémans ergriff die Gelegenheit, trat abrupt aufs Gas und nutzte den zusätzlichen Raum für ein waghalsiges Überholmanöver. In letzter Sekunde schrammte er an der Felswand vorbei.

Mit durchgedrücktem Gaspedal raste er die nasse Bergstraße abwärts. Der Geländewagen war im Rückspiegel nicht mehr zu sehen. Ohne nachzudenken, behielt Niémans seine Geschwindigkeit bei und legte mehrere Kilometer zurück. Er war jetzt wieder allein auf der Straße.

So schnell, wie die kurvige Strecke und die schlechte Sicht ihm erlaubten, fuhr er unter einem Gewölbe aus Fichten durch peitschenden Regen dahin. Was war geschehen? Wer hatte ihn angegriffen? Und warum? Was hatte er denn inzwischen erfahren, dessentwegen es sich lohnte, ihn zu beseitigen? Der Angriff war

derart rasant vonstatten gegangen, daß Niémans nicht einmal eine Gestalt am Steuer gesehen hatte.

Nach einer Kurve öffnete sich der Wald, und Niémans erspähte die Hängebrücke über die Jasse: sechs Kilometer lang, aufgehängt an hundert Meter hohen Pfeilern. Also trennten ihn nur noch zehn Kilometer von Guernon, dem sicheren Hafen. Niémans beschleunigte wieder.

Er war am Anfang der Brücke, als im Rückspiegel ein Blitz aufflammte und ihn blendete. Fernlicht. Der Geländewagen war ihm wieder auf den Fersen. Niémans verstellte den Rückspiegel, heftete den Blick fest auf die gerade Strecke, die sich vor ihm durch die Nacht spannte, und dachte dabei: Ich kann noch nicht sterben. Nicht so. Und trat aufs Gaspedal.

Die Scheinwerfer waren dicht hinter ihm. Ans Steuer geklammert, fixierte er die Leitplanken, die in seinem eigenen Licht aufstrahlten und die Straße rechts und links wie mit einem feuchten, dampfenden Schleier umfingen. Gewonnene Meter, gestohlene Sekunden.

Ein sonderbarer Gedanke kam Niémans in den Sinn, eine Überzeugung, der jede vernünftige Grundlage fehlte: Solange er auf dieser Brücke dahinfuhr, solange er durch das Unwetter flog, würde ihm nichts zustoßen. Er war am Leben. Er war leicht. Unverwundbar.

Der Zusammenstoß nahm ihm den Atem.

Er wurde nach vorn geschleudert und prallte gegen die Windschutzscheibe, sein Kopf riß den Rahmen des Rückspiegels ab, der Spiegel zerbarst, und der Schaft schlitze ihm die Schläfe auf wie ein Haken. Er krümmte sich zusammen, die Hände über dem Kopf, und merkte, wie der Wagen nach links ausscherte, sah das Brückengeländer auf sich zukommen, bis ihm das rinnende Blut die Sicht nahm.

Er spürte den Aufprall und gleich darauf den Regen, der ihn wie eine Ohrfeige traf. Kühle und die grenzenlose Weite der Nacht. Ringsum war alles still. Und schwarz. Sekundenlang. Als Niémans die Augen öffnete, konnte er nicht glauben, was er sah: den Himmel, die Wolken, zuckende violette Blitze. Er flog, allein, durch Wind und Regen.

Beim Zusammenprall mit dem Geländer war er aus dem Wagen

geschleudert und über die Brücke in den Abgrund katapultiert worden. Lautlos, sonderbar langsam stürzte er in die Tiefe, fuchtelte halbherzig mit Armen und Beinen und stellte sich die absurde Frage, was wohl seine letzte Empfindung vor dem Tod sein würde.

Die Antwort erhielt er unmittelbar darauf: ein Schmerz, der ihn wie eine Woge überschwemmte. Nadelgespickte Peitschenhiebe. Zersplitternde Äste. Und sein Fleisch, das in tausend schmerzhaften Funken zerstob, während er durch die Bäume brach. Dann ein zweimaliger Aufprall, beinahe im selben Moment. Zuerst sein eigener Kontakt mit dem Boden, gedämpft durch die zahllosen Verästelungen der Bäume. Dann ein apokalyptisches Getöse, ein gewaltiger Schlag, so nahe, schwarz und wuchtig, wie wenn mit einem Mal ein riesiger Deckel über ihn gestülpt worden wäre. Der Augenblick zerbarst zu einem Chaos widersprüchlicher Empfindungen. Beißende Kälte, die ihn wie ein scharfzahniger Kiefer anfiel. Ein Stechen in der Lunge, das ihn nach Luft ringen ließ. Wasser. Stein. Finsternis. Die Zeit setzte aus. Eine Weile verging.

Niémans öffnete die Augen und erblickte Dunkelheit. Wald. Nach und nach, wie eine Rückkehr aus dem Jenseits, erwachte sein Verstand. Aus den Tiefen seines Gehirns zog er die Erkenntnis: Er war am Leben. Er lebte!

Er versammelte die Fetzen seines Bewußtseins um sich und rekonstruierte, was geschehen war.

Er war durch Baumkronen und Unterholz gefallen und hatte das Glück gehabt, am Fuß der Pfeiler in einer schrägen Abflußrinne voller Regenwasser zu landen. Sein Wagen, der denselben Weg genommen hatte wie er, war wie ein Panzer von der Brücke in die Tiefe gestürzt und unmittelbar über ihm zerschmettert. Ohne ihn zu erreichen: Die Karosserie war zu breit, und das Rohrsystem hatten ihn gestoppt. Ein Wunder.

Niémans schloß die Augen. In allen Teilen seines geschundenen Körpers pochte es dumpf, doch der schlimmste Schmerz, der sich anfühlte wie flüssige Lava, kam aus seiner Schläfe, und er reimte sich zusammen, woher er diese Verletzung direkt über dem Ohr hatte. Der Rest seines Körpers war anscheinend mit blauen Flecken

davongekommen.

Mit starrem Blick musterte er das rauchende Wrack seines Wagens. Er war gefangen in einem Sarkophag aus Beton mit einem heißen Blechdach als Deckel. Er drehte den Kopf nach rechts und links und stellte fest, daß eine Stoßstange ihn in der abschüssigen Rinne festhielt.

Mit verzweifelter Anstrengung schob er sich durch die Röhre abwärts. Die Schmerzen, die wie eine Horde angriffslustiger Ameisen durch sämtliche Gliedmaßen strömten, kamen ihm jetzt zugute: Sie hoben sich gegenseitig auf und versetzten seinen Körper in eine schockähnliche Betäubung.

Mit übermenschlicher Anstrengung gelang es ihm, sich unter der Stoßstange hervorzuwälzen und aus seinem Sarg freizukommen. Sobald er die Arme bewegen konnte, hob er die Hand zur Schläfe und ertastete einen klaffenden, blutenden Riß. Er ächzte, als er die Wärme des Blutes zwischen seinen steifen Fingern hindurchrinnen fühlte, und der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen.

Er stützte sich auf den Rand der Rinne und richtete sich mühsam auf, während ein neuer Gedanke von seinem noch unsicheren Geist Besitz ergriff.

Der Mörder würde wiederkommen. Um ihm den Garaus zu machen.

An die Karosserie geklammert, zog er sich hoch, bis er auf schwankenden Beinen in der Betonrinne stand. Mit etlichen Faustschlägen gelang es ihm, den zerbeulten Kofferraum des Wagens einen Spalt zu öffnen, immerhin so weit, daß er seine Pumpgun und eine Handvoll Patronen, die im Inneren verstreut waren, hervorziehen konnte. Er klemmte sich die Flinte unter den linken Arm und schaffte es, sie zu laden. Diese Manöver mußte er praktisch blind verrichten: Seine Brille hatte er verloren, und ringsum herrschte pechschwarze Finsternis. Das Gesicht blut- und schmutzverkrustet, der Körper steif vor Schmerz, drehte sich der Kommissar um die eigene Achse, das Gewehr im Anschlag. Kein Laut war zu vernehmen. Ein Schwindel erfaßte ihn, er rutschte die Karosserie entlang abwärts und fiel wieder in die Betonrinne. Diesmal spürte er die stechende Kälte des Wassers und wachte

wieder auf, und er merkte, daß er bereits abwärts auf den Fluß zutrieb. Wieso eigentlich nicht?

Er drückte das Gewehr an die Brust und ließ sich weiterrücken, auf das offene Wasser zu, wie ein Pharao auf dem Weg zum Totenfluß.

49

Lange Zeit folgte Niémans der Strömung des Flusses. Auf dem Rücken liegend, hielt er sich mit knappen Bewegungen der Beine über Wasser. Durch Lücken im Laub über sich erahnte er Ausschnitte des sternenlosen Himmels, links und rechts eine lehmige Böschung, Geäst und Wurzeln, die eine unpassierbare Schranke bildeten.

Der Fluß wurde bald tiefer, gewann an Kraft und Geschwindigkeit. Mit zurückgelegtem Kopf ließ der Kommissar sich treiben. Im eiskalten Wasser zogen die Gefäße sich zusammen, so daß die Blutung ins Stocken geriet. Er hoffte, der gewundene Flußlauf werde ihn nach Guernon und zur Universität befördern. Doch sehr bald begriff er, daß seine Hoffnung vergeblich war. Dieser Fluß war eine Sackgasse: Er führte keineswegs zum Campus, sondern schlängelte sich in immer engeren Mäandern durch den Wald und verlor von neuem seine Kraft und seine Strömung. Und schließlich verwandelte er sich in einen Tümpel. Niémans schwamm ans Ufer und kletterte keuchend aus dem Wasser, das so voller Algen, Schlamm und abgestorbener Pflanzenteile war, daß es stellenweise eine dicke, zähe Brühe bildete. Er ließ sich auf den nassen Boden ins welke Laub fallen. Faulige Schwaden stiegen ihm in die Nase, dieser typische, leicht rauchige Geruch des Erdbodens, der ein Gemisch aus halbverfallenem Material, Reisig und Blättern, Humus und Insekten ist. Er wälzte sich auf den Rücken und schaute zum Blätterdach hinauf. Der Wald war hier kein undurchdringliches Dickicht mehr, sondern bestand aus schlanken, hohen Bäumen, die weit voneinander

entfernt standen. Unterholz gab es kaum, und er hatte den Eindruck von Kahlheit. Die Dunkelheit war jedoch so intensiv, daß es ihm unmöglich war, die schwarzen Umrisse der Berge über ihm zu erkennen. Er hatte keine Ahnung, wie lange und in welche Richtung er im Fluß getrieben war. Trotz der Schmerzen, trotz der Kälte schleppte er sich zu einem Baumstamm und lehnte sich daran. Er zwang sich, nachzudenken. Versuchte, sich an die Umgebung auf der Landkarte zu erinnern, in die er die für die Ermittlung relevanten Orte eingetragen hatte, und vor allem an die Lage der Universität von Guernon nördlich des Sept-Laux. Der Norden.

Wie konnte er in Ermangelung irgendeines Anhaltspunkts über seine eigene Position den Norden bestimmen? Einen Kompaß besaß er nicht, Sterne waren nicht zu sehen. Bei Tage hätte er sich an der Sonne orientieren können, doch was tat man bei Nacht?

Er dachte nach. Inzwischen hatte die Wunde wieder zu bluten begonnen, seine Extremitäten waren bereits starr vor Kälte, und ihm wurde klar, daß ihm allenfalls noch ein paar Stunden blieben, sofern er nicht rasch etwas unternahm.

In dem Moment hatte er eine Erleuchtung: Auch zu dieser Stunde der Nacht ließen sich die Himmelsrichtungen bestimmen. Mit Hilfe der Pflanzen. Der Kommissar verstand nichts von der Flora, doch er wußte, was alle Welt weiß: Feuchtigkeitsliebende Moose und Flechten meiden jede direkte Lichteinstrahlung und wachsen stets auf der sonnenabgewandten, der Nordseite der Baumstämme. In seinem tiefenden Mantel suchte Niémans nach dem stoßfesten Etui, in dem er immer seine Ersatzbrille bei sich hatte. Sie war unversehrt. Dank den neuen Gläsern konnte er jetzt immerhin seine unmittelbare Umgebung erkennen. Er ließ sich auf den Boden nieder und betastete die Bäume entlang der Böschung. Nach ein paar Minuten waren seine Finger steifgefroren und schwarz von Erde, doch er hatte seine Bestätigung. Am Fuß der Stämme wuchsen grüne Wäldchen, kühle, weiche Büschel, in immer gleicher Ausrichtung. Niémans strich über winzige Kuppeln, fasrige Flächen, samtige, nachgiebige Kissen – ein Miniaturdschungel, der ihm verkündete, wo der Norden lag.

Mühsam rappelte er sich auf und folgte dem Weg der Moose. Er schwankte, zertrat Erdschollen, und sein Herz klopfte ihm bis zum

Hals. Durch morastige Pfützen, zwischen scharfkantiger Borke und nadelspitzen Zweigen hindurch stolperten seine Füße über Steine, niedriges Gestrüpp, umgefallene Baumstämme, und immer wieder vergewisserte er sich, ob er noch in die richtige Richtung ging. Dann wieder geriet er in Sumpfgebiete, überzogen von einer dünnen, knisternden Eisschicht, die sich durch die brackigen Furchen zwischen den Hügelkämmen zogen. Trotz seiner Erschöpfung, trotz seiner Verletzungen kam er schneller voran, als er erwartet hatte, und schöpfte neue Kraft aus den Düften, die in der Luft hingen. Es schien ihm, als marschierte er vor dem Regen her, der kurz innegehalten hatte, wie um Atem zu holen.

Endlich tauchte eine Straße vor ihm auf.

Der naßglänzende Asphalt war seine Rettung. Wieder beugte Niémans sich nieder und betastete die Seitenflächen der Pflastersteine, um seine Richtung zu bestimmen. Doch in diesem Moment tauchte in einer Kurve die Rettung auf: ein Mannschaftswagen der Gendarmerie. Er stellte sich auf die Straße. Der Wagen hielt sofort an. Männer sprangen heraus, um Niémans zu stützen, der einer Ohnmacht nahe war und immer noch sein Gewehr umklammerte.

Leichenblaß und schwankend stand er da, spürte den festen Griff der Gendarmen, hörte Stimmfetzen, Geschrei, das Rascheln von Regenmänteln. Scheinwerfer durchschnitten die Dunkelheit. Ein Mann brüllte dem Fahrer zu: »Ins Krankenhaus, schnell!« Niémans, nur noch halb bei Bewußtsein, stammelte: »Nein. Zur Universität.«

»Wie bitte? Sie machen mir aber einen ziemlich ramponierten Eindruck, und es wäre sicher besser ...«

»Zur Universität. Ich ... bin dort verabredet.«

Die Tür öffnete sich vor einem lächelnden Gesicht. Pierre Niémans senkte die Augen. Er nahm die kräftigen, dunklen Handgelenke der Frau wahr, die engmaschigen Pulloverärmel darüber, und sein Blick wanderte aufwärts auf den Kragen, den Nacken zu, wo rund um die Masse des Knotens die abstehenden Härchen sich so fein kräuselten, daß sie im Licht einen schimmernden Hof bildeten. Er dachte an den Zauber dieser Haut, so schön, so samtig und gleichmäßig, daß sie jedes Material, jedes Kleidungsstück in einen Schmuck verwandelte. Fanny gähnte. »Sie kommen aber spät, Herr Kommissar.« Niémans versuchte zu lächeln. »Haben Sie denn nicht geschlafen?«

Die junge Frau schüttelte den Kopf und rückte zur Seite. Er trat ins Licht, und Fannys Gesicht erstarrte: Erst jetzt sah sie, wie übel er zugerichtet war. Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß, den triefend nassen blauen Mantel, die zerfetzte Krawatte, die aufgeschürfte Stirn. Und die tiefe Wunde über dem Ohr. »Was ist passiert? Ein Unfall?« Niémans nickte kurz. Er sah sich im Zimmer um, dem Wohnzimmer dieses kleinen Appartements. Durch die Nebelschleier des Fiebers, das Hämmern des Blutes im Kopf verspürte er nur Erleichterung, hier zu sein. Makellose Wände in sanften Farben. Ein Schreibtisch, übersät von Büchern und Papieren, zwischen denen ein Computer stand. Auf den Regalen Steine und Kristalle. Alpine Ausrüstung, Kleidung in Neonfarben, übereinandergestapelt. Die Wohnung eines jungen Mädchens, das seßhaft und sportlich, häuslich und abenteuerlustig zugleich war. Sekundenlang kam ihm der Abstieg in die Gletscherspalte in den Sinn. Eine Erinnerung so kurz wie ein eisiger Blitz.

Niémans sackte auf einem Stuhl zusammen. Draußen hatte es wieder zu regnen begonnen. Man hörte die Tropfen, die irgendwo aufs Dach prasselten, gedämpfte Geräusche aus einer Nachbarwohnung. Eine Tür knarzte. Schritte. Eine Nacht in der Welt der vereinsamten, beunruhigten Studenten. Fanny zog ihm den Mantel aus und musterte aufmerksam die offene Wunde an seiner Schläfe. Das verkrustete Blut, das aufgerissene, bräunliche Fleisch

schien ihr nicht den geringsten Widerwillen zu verursachen, im Gegenteil: Sie stieß einen leisen Pfiff aus und sagte: »Sie sind aber ordentlich verletzt. Hoffentlich ist die Schläfenarterie nicht getroffen. Das kann ich allerdings nicht beurteilen: Sie bluten immer noch ziemlich stark ... Wie ist das passiert?«

»Ich hatte einen Unfall«, antwortete Niémans lakonisch. »Einen Autounfall.«

»Ich muß Sie ins Krankenhaus bringen.«

»Kommt nicht in Frage. Ich muß mit der Fahndung weitermachen.« Fanny verließ den Raum und kam kurz darauf mit Kompressen, Medikamenten und vakuumverpackten Beuteln zurück, in denen sich Injektionsnadeln und Serum befanden. Mit den Zähnen riß sie mehrere Verpackungen auf. Dann steckte sie eine Nadel auf eine Spritze und zog den Inhalt einer Ampulle auf. Niémans sah ihr argwöhnisch zu und griff nach dem Beipackzettel. »Was ist das?«

»Ein Schmerzmittel. Es wird Sie beruhigen. Sie brauchen keine Angst zu haben.«

Niémans hielt ihr Handgelenk fest. »Warten Sie.«

Er überflog die Angaben auf dem Beipackzettel. Xylocain. Ein Analgetikum, das offensichtlich die Schmerzen linderte, ohne sein Bewußtsein zu trüben. Zum Zeichen seines Einverständnisses ließ Niémans ihre Hand los.

»Keine Sorge«, murmelte Fanny. »Dieses Zeug wirkt auch gefäßverengend. Es wird also die Blutung stillen.« Mit gesenktem Kopf saß er da und konnte nicht sehen, was sie tat. Doch es fühlte sich an, als steche sie mehrmals rund um die Wundränder ein, und schon nach kurzer Zeit ließ der Schmerz nach.

»Können Sie denn auch nähen?« fragte er.

»Natürlich nicht. Dazu müssen Sie ins Krankenhaus. Früher oder später fängt die Wunde wieder zu bluten an ...«

»Machen Sie einen Druckverband, irgendwas. Ich kann mich jetzt nicht ins Krankenhaus legen – ich habe einiges zu erledigen, und dazu brauche ich einen klaren Kopf.«

Fanny zuckte die Achseln, dann desinfizierte sie mehrere Kompressen mit einem Zerstäuber. Niémans beobachtete sie, bewunderte ihre Schenkel, um die sich die Jeans spannte, ihre

Kurven, die sich in kraftvollen Linien wölbten und selbst in seiner gegenwärtigen Verfassung eine dumpfe Erregung in ihm weckten.

Er wunderte sich über die Gegensätze dieser jungen Frau. Wie brachte sie es fertig, so ätherisch und vergeistigt und gleichzeitig so praktisch, so handfest zu wirken? So sanft und so brutal? So nah und so fern? Dieselbe Widersprüchlichkeit nahm er in ihrem Blick war: das aggressive Funkeln der Augen und die unendliche Sanftheit ihrer Brauen. Er atmete den scharfen Geruch des Desinfektionsmittels ein und fragte: »Leben Sie allein hier?« Fanny reinigte die Wunde mit knappen, energischen Gesten.

Dank der betäubenden Wirkung des Schmerzmittels spürte Niémans kaum ein Brennen.

Sie lächelte. »Sie lassen wirklich nichts aus«, sagte sie. »Entschuldigung ... Bin ich indiskret?«

Fanny stand dicht neben ihm, auf ihre Arbeit konzentriert. Leise sagte sie in sein Ohr: »Ich lebe allein. Ich habe keinen Liebhaber, wenn es das ist, was Sie wissen wollten.«

»Ich ... äh ... Aber warum auf dem Campus?«

»Dann hab ich's nicht weit, bin gleich bei den Hörsälen, den Seminarräumen ...«

Niémans wandte den Kopf ab. Sie drehte ihn ungeduldig in die ursprüngliche Stellung zurück.

»Stimmt ja«, sagte Niémans, »das hatte ich fast vergessen ... Die jüngste Professorin Frankreichs. Tochter und Enkelin emeritierter Professoren. Also gehören Sie auch zu diesen Kindern, die ...« Fanny fiel ihm ins Wort: »Welchen Kindern?« fragte sie scharf. Niémans warf ihr einen schrägen Blick zu: »Den Hochbegabten vom Campus, die außerdem sportliche Champions sind ...« Das Gesicht der jungen Frau verhärtete sich, und ihr Tonfall verriet äußersten Argwohn: »Worauf wollen Sie hinaus?« Niémans gab keine Antwort, obwohl er nichts lieber getan hätte, als sie nach ihrer Herkunft auszufragen. Aber konnte man eine Frau fragen, woher sie ihre Fähigkeiten hatte, warum sie so war, wie sie war?

»Kommissar«, fing Fanny wieder an, »ich weiß nicht, warum, aber Sie haben trotz Ihres Zustands alles daran gesetzt, zu mir zu kommen. Dafür gibt es einen Grund. Wenn Sie also Fragen an mich

haben, stellen Sie sie.«

Ihre Stimme war schneidend. Niémans empfand keinerlei Schmerzen mehr, aber das Brennen der Wunde war ihm immer noch lieber gewesen als dieser Tonfall.

Er lächelte. »Ich wollte Sie nach dieser Unizeitschrift fragen, für die Sie schreiben ...«

»Tempo.«

»Richtig.«

»Und?«

Niémans zögerte kurz. Fanny steckte die benutzten Kompressen in ein Plastiksäckchen, legte eine frische Kompresse auf die Wunde und begann, seinen Kopf mit einer Binde zu umwickeln. Er spürte den wachsenden Druck um den Schädel und sagte: »Ich hab mich gefragt, ob Sie wohl über einen merkwürdigen Vorfall geschrieben haben, der sich dieses Jahr im Juli im Keller des Krankenhauses ereignet hat ...«

»Was für einen Vorfall?«

»Unter den Akten von Etienne Caillois, Rémys Vater, wurden Unterlagen über Neugeborene gefunden.«

»Ach, diese Geschichte«, sagte Fanny enttäuscht. »Haben Sie darüber geschrieben?«

»Ein paar Zeilen, ja.«

»Warum haben Sie mir nichts davon erzählt?«

»Glauben Sie denn, daß zwischen dieser Sache und den Morden ein Zusammenhang besteht?« Niémans zuckte die Achseln und hob den Kopf. »Warum haben Sie den Diebstahl nicht erwähnt?« Fanny, immer noch mit ihrem Verband beschäftigt, antwortete mit einer vagen Geste: »Nichts beweist, daß es wirklich ein Diebstahl war ... Bei dem Durcheinander, in dem das Archiv inzwischen ist, verliert sich viel und taucht wieder auf. Ist es denn wichtig?«

»Haben Sie die Unterlagen mit eigenen Augen gesehen?«

»Ja, ich war im Archiv, unten im Keller, wo die Kartons gestapelt sind.«

»Ist Ihnen nichts Merkwürdiges daran aufgefallen?«

»Zum Beispiel was?«

»Ich weiß nicht. Haben Sie die Blätter mit den Originalakten

verglichen?«

Fanny trat zurück und betrachtete ihr Werk. »Es waren doch nur einzelne Blätter, Formulare, von den Säuglingsschwestern ausgefüllt. Nichts wahnsinnig Aufregendes«, erklärte sie.

»Wie viele waren es?«

»Ein paar hundert. Ich verstehe nicht, was Sie ...«

»Haben Sie in Ihrem Artikel Namen von betroffenen Familien genannt?«

»Ich sage Ihnen doch, ich habe nur ein paar Zeilen geschrieben.«

»Kann ich Ihren Artikel sehen?«

»Ich bewahre sie nie auf.«

Mit verschränkten Armen stand sie vor ihm, breitbeinig, aufrecht. »Glauben Sie, daß bestimmte Personen Einblick in diese Unterlagen hatten?« fragte Niémans weiter. »Leute, die womöglich ihren eigenen Namen oder den ihrer Eltern darunter fanden?«

»Ich habe keine Namen genannt.«

»Aber halten Sie es für möglich? Daß außer Ihnen noch jemand dort war?«

»Eigentlich nicht. Inzwischen ist sowieso alles verräumt und versperrt. Was spielt das denn für eine Rolle im Zusammenhang mit Ihren Ermittlungen?«

Niémans antwortete nicht sofort. Er vermied es, sie anzusehen, als er nach einer Weile eine weitere Frage stellte, die eher einem Tiefschlag ähnelte: »Haben Sie sich die Blätter genau angesehen?« Die Antwort war ein Schweigen. Der Kommissar schaute auf: Fanny hatte sich nicht von der Stelle gerührt, doch sie schien mit einem Mal sehr weit entfernt. Endlich antwortete sie: »Ja, das habe ich Ihnen doch gesagt. Was wollen Sie wissen?« Niémans zögerte eine Sekunde, dann sagte er: »Ich will wissen, ob Sie den Namen Ihrer Eltern gelesen haben. Oder Ihrer Großeltern.«

»Nein, nichts dergleichen. Warum diese Frage?« Der Kommissar gab keine Antwort, sondern erhob sich. Sie standen einander jetzt wie Feinde gegenüber, wie entgegengesetzte Pole. Niémans erblickte seinen verbundenen Kopf in einem Spiegel am anderen Ende des Zimmers, drehte sich zu der jungen Frau um und murmelte in zerknirschtem Ton: »Danke für die Verarztung. Und entschuldigen

Sie meine Fragen.«

Er griff nach seinem Mantel und sagte ernst: »Es mag unglaublich scheinen, aber ich denke, daß dieser Stapel Blätter einen meiner Mitarbeiter das Leben gekostet hat. Einen jungen Leutnant, der noch ganz am Anfang seiner Laufbahn stand. Er wollte diese Unterlagen studieren. Und ich glaube, man hat ihn umgebracht, um ihn daran zu hindern.«

»Das ist doch lächerlich.«

»Das werden wir sehen. Ich gehe jetzt ins Archiv und vergleiche die Blätter mit den vollständigen Akten.«

Er traf Anstalten, den tiefenden Mantel anzuziehen, doch die junge Frau hielt ihn auf. »Mit dem nassen Zeug können Sie nicht gehen. Warten Sie.«

Sie verschwand und kam kurz darauf mit einem Sweatshirt, einem Pullover, einer Daunenjacke und einer wasserdichten Überhose wieder.

»Das wird Ihnen nicht passen«, bemerkte sie, »aber wenigstens ist es trocken und warm. Und setzen Sie vor allem die Mütze auf.« Sie stülpte ihm eine schwarze Mütze auf den verbundenen Kopf und krepelte die Ränder bis über die Ohren auf. Niémans, zuerst überrascht, verdrehte komisch die Augen unter seinem neuen Kopfschmuck, und sie brachen beide gleichzeitig in ein Gelächter aus, das sie selbst überraschte.

Für einen kurzen Moment war ihre Vertrautheit wieder da, wie ein aus dem Stoff der Dunkelheit gerissener Fetzen. Doch der Kommissar sagte in erstem Ton: »Ich muß gehen. Ich muß ins Archiv.« Niémans hatte keine Zeit zu reagieren: Mit einer einzigen raschen Bewegung schlang ihm Fanny die Arme um den Hals und küßte ihn. Er erstarrte. Eine Hitzewelle strömte durch seinen Körper, und er wußte nicht, ob es das Fieber war, das ihn wieder gepackt hatte, oder die Süße dieser kleinen Zunge, die sich zwischen seine Lippen schob und ihn entfachte wie eine Glut. Er schloß die Augen und murmelte: »Lassen Sie mich doch, ich habe keine Zeit zu verlieren.« Doch er lag bereits rücklings auf dem Boden.

X

51

Karim riß das Band ab, mit dem die Polizei die Gruft abgesperrt hatte, und kauerte sich vor der noch immer angelehnten Tür nieder. Sie klemmte. Er streifte sich Handschuhe über, steckte die Finger in den Schlitz und stieß mit einem jähen Ruck gegen die Tür. Sie gab nach. Er schaltete seine Taschenlampe ein und betrat das Grab. Geduckt unter dem niedrigen Gewölbe stieg er die Stufen hinunter. Der Strahl seiner Lampe beleuchtete eine ausgedehnte schwarze Wasserfläche: Die sintflutartigen Regenfälle der letzten Stunden hatten das Grab in eine Zisterne verwandelt. Ich habe keine andere Wahl, sagte er sich, hielt den Atem an und watete ins Wasser, das ihm bis zur Brust reichte. Er klemmte sich die Lampe zwischen die Zähne und schwamm ein paar Züge. Der Lichtstrahl zerteilte die Finsternis. Je tiefer Karim in das Grab eindrang, desto intensiver wurde der Geruch nach Schimmel und Torf. Den Hals emporgereckt und prustend vor Abscheu, kämpfte er sich vorwärts, eingeklemmt zwischen dem Wasser und dem Gewölbe.

Auf einmal stieß er mit dem Kopf gegen den Sarg, und vor Entsetzen schrie er unwillkürlich auf. Dann drehte er sich um, verlangsamte seine Bewegungen, um sich wieder zu beruhigen, und betrachtete den kleinen Sarg, der wie ein Boot im Wasser trieb. Ich habe keine andere Wahl, sagte er sich noch einmal, umrundete schwimmend den Sarg und betrachtete ihn aus allen Blickwinkeln. Der Deckel war mit mehreren Schrauben befestigt, und im Lichtstrahl fiel ihm ein Detail auf, das er am Morgen des Vortags, als der Wächter ihn überrascht hatte, nicht bemerkt hatte. Rund um die Schrauben war die Farbe abgeblättert, und ein paar hellere Holzsplitter waren sichtbar: Der Sarg war vor kurzem geöffnet worden. »Es hilft nichts«, murmelte er vor sich hin, zog eine Zange aus der Jacke, deren extrem abgeflachtes Maul sich im geschlossenen

Zustand als Schraubenzieher verwenden ließ, und machte sich daran, den Sargdeckel zu öffnen. Nach und nach lockerte sich die Holzplatte. Endlich hatte er die letzte Schraube herausgedreht und schob den Deckel beiseite. Mit seinem nassen Ärmel fuhr er sich über die Augen, starrte in den Sarg und machte sich auf einen grausigen Anblick gefaßt. Aber der Sarg enthielt kein Kinderskelett. Er war auch nicht leer – ebensowenig wie er die Spuren einer Grabschändung aufwies. Sondern er war bis zum Rand mit winzigen, scharfkantigen Knochen angefüllt. Ein Massengrab für Nagetiere. Tausende ausgetrockneter Skelette. Längliche Schädel mit spitzen, scharfzahnigen Schnauzen, schmale Brustkörbe, geschlossen wie Krallen. Unzählige streichholzdünne Schenkel-, Schienbein-, Armknochen.

Karim war sprachlos. An den Rand des Sargs geklammert, streckte er eine Hand nach den Knochen aus, die im grellen Licht seiner Lampe wie Überreste aus vorgeschichtlicher Zeit aussahen.

In dem Moment übertönte hinter ihm eine Stimme das Prasseln des Regens: »Du hättest nicht zurückkommen sollen, Karim.« Er brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, wer da sprach. Er ballte die Fäuste und murmelte mit gesenktem Kopf in die Knochen: »Crozier, sagen Sie jetzt bloß nicht, daß Sie auch in der Geschichte drinstecken ...«

»Ich hätte dir diesen Fall nie anvertrauen dürfen«, fuhr die Stimme fort.

Karim warf einen Blick zur Tür: Im Eingang der Gruft zeichnete sich deutlich die Silhouette von Henri Crozier ab. Er hielt einen Manhurin, Modell MR 73, in der Hand – die Waffe, die auch Niémans trug. Sechs Kugeln in der Trommel, Schnellader in der Tasche. Ein paar Sekunden, um die Geschosshülsen auszuwerfen und nachzuladen, ohne Gefahr einer Ladehemmung. Sehr professionell.

»Was haben Sie mit der Sache zu tun?« wiederholte Karim. Der Mann gab keine Antwort, und Karim fragte mit erhobenen Händen: »Lassen Sie mich wenigstens aus dieser Scheiße hier rauskommen?«

Crozier vollführte eine unbestimmte Bewegung mit seiner Waffe. »Komm her. Aber langsam. Ganz langsam.« Karim ließ den offenen Sarg, wie er war, und schwamm zurück zu den Stufen. Seine

Taschenlampe, die er wieder mit den Zähnen festhielt, warf flackernde, irrlichternde Blitze durch die Gruft.

Er gelangte zur Treppe und erklimmte die Stufen. Je höher er kam, desto weiter wich Crozier zurück, ohne den Revolver zu senken. Windböen fegten Regenschauer vor sich her. Karim stand auf, naß bis auf die Knochen, und stellte sich vor den Kommissar.

»Welche Rolle spielen Sie in der Geschichte? Wieviel wissen Sie?« fragte er noch einmal.

Crozier entschloß sich endlich auszupacken. »1980 war es. Als sie hierher kam, fiel sie mir sofort auf. Schließlich ist das meine Stadt, mein Revier. Und damals war ich praktisch der einzige Polizist von Sarzac. Diese Frau, die so schön war, so groß und eine Stelle als Volksschullehrerin antreten wollte ... Mir war auf Anhieb klar, daß mit ihr was nicht ganz koscher war ...«

»Crozier, das Auge von Sarzac«, schnaubte Karim verächtlich. »Jawohl. Ich habe meine eigenen Nachforschungen angestellt und herausgefunden, daß sie ein Kind bei sich hatte ... Es ist mir gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie hat mir alles erzählt.

Die Teufel wollten ihr Kind umbringen, sagte sie.«

»Das weiß ich alles.«

»Was du nicht weißt, ist, daß ich beschlossen habe, die Familie zu beschützen. Ich habe ihnen falsche Papiere besorgt ...« Karim hatte das Gefühl, in einen Abgrund zu blicken. »Und wer waren die Teufel?«

»Eines Tages sind zwei Männer aufgekreuzt. Angeblich waren sie auf der Suche nach alten Schulbüchern und behaupteten, sie klapperten sämtliche Volksschulen der Umgebung ab. Sie waren aus Guernon, der Stadt, aus der auch Fabienne gekommen war ... Mir war sofort klar, daß das die besagten Teufel waren ...«

»Wie hießen sie?«

»Caillois und Sertys.«

»Nehmen Sie mich nicht auf den Arm! Damals waren Rémy Caillois und Philippe Sertys zehnjährige Kinder!«

»Sie hießen anders: Etienne Caillois und René Sertys. Um die Vierzig. Ausgemergelte Burschen mit fanatischem Blick.« Karim verspürte einen sauren Geschmack im Mund: Wieso war er nicht

selbst auf die Idee gekommen? Die Geschichte der »purpurnen Flüsse« hatte selbstverständlich schon sehr viel früher begonnen, vor mehreren Generationen vielleicht, und war von den Vätern auf die Söhne übergegangen. »Und dann?« fragte Karim.

»Hab' ich sie scharf unter die Lupe genommen. Ausweise kontrolliert, Fahndungslisten überprüft und so weiter. Aber es war ihnen nichts vorzuwerfen. Die beiden hatten makellos weiße Westen. Sie sind wieder abgefahren, ohne Fabienne und ihr Kind aufzuspüren. Das dachte ich zumindest.

Doch als Fabienne erfuhr, daß die Burschen sich in Sarzac herumtrieben, wollte sie sofort fliehen. Wieder stellte ich keine Fragen. Wir haben sämtliche Unterlagen vernichtet, Seiten aus den Klassenbüchern gerissen, alle Spuren getilgt ... Fabienne hatte ihrem Kind zwar eine neue Identität gegeben, aber trotzdem ...«

»Sertys junior war in der Sonntagnacht hier«, unterbrach ihn Karim. »Haben Sie eine Ahnung, was er in diesem Grab gesucht hat?«

»Nein.«

Abdouf deutete auf die offene Gruft.

»Dieser verdammte Sarg ist voller Nagetierknochen. Ratten, schätze ich. Was soll das bedeuten?«

»Ich weiß es nicht. Du hättest den Sarg nicht aufbrechen sollen. Du hast keine Achtung vor den Toten ...«

»Vor toten Ratten? Nein, hab' ich nicht. Wo ist die Leiche von Judith Hérault? Ist sie denn überhaupt tot?«

»Tot und begraben. Ich persönlich habe die Beerdigung in die Wege geleitet.«

»Kümmern Sie sich also um das Grab?«

»Ja. Immer nur nachts.«

Karim stieß ein jähes Gebrüll aus und trat einen Schritt auf die Waffe zu. »Wo ist sie?« fuhr er seinen Chef an. »Wo lebt Fabienne Hérault jetzt?«

»Niemand darf ihr was zuleide tun.«

»Kommissar, bei diesem Fall geht es um weitaus mehr als um eine Grabschändung. Es geht um Mord.«

»Ich weiß.«

»Woher?«

»Das war doch im Fernsehen. In allen Nachrichten.«

»Dann wissen Sie auch, daß es sich um eine Serie von Verbrechen handelt, bei denen die Leichen verstümmelt und auf makabre Weise in Szene gesetzt werden ... Crozier, sagen Sie mir, wo ich Fabienne Hérault finde!«

Crozier hielt noch immer die Waffe gegen Karims Bauch gerichtet. »Niemand darf ihr was zuleide tun«, wiederholte er dumpf. »Crozier, natürlich wird ihr niemand was tun. Aber Fabienne Hérault ist jetzt die einzige Person, die mir in diesem Chaos weiterhelfen kann. Wie es im Moment aussieht, sprechen sämtliche Indizien gegen ihre Tochter, verstehen Sie? Alles deutet auf Judith Hérault hin, die eigentlich in diesem Grab liegen sollte!« Sekunden verstrichen. Dann ließ Crozier seine Waffe sinken, und Abdouf dachte, wenn es einmal in seinem Leben notwendig war, den Mund zu halten, dann in diesem Augenblick. Endlich begann der Kommissar zu sprechen. »Fabienne lebt zwanzig Kilometer von hier auf dem Hügel Herzine. Ich komme mit. Wenn du ihr was antust, bring' ich dich um.« Karim lächelte und trat einen Schritt zurück. Dann wirbelte er jäh herum und versetzte der Kehle des Kommissars einen brutalen Fußtritt, der Crozier rücklings gegen einen Grabstein schleuderte.

Sofort war Karim neben ihm und beugte sich zu dem leblosen Mann hinunter. Er band ihm die Kapuze zu und zerrte ihn unter das Vordach eines Mausoleums, damit er nicht im Regen lag. Innerlich bat er ihn um Verzeihung. Aber er mußte freie Hand haben.

52

»Heiß, Abdouf, sehr heiß!« tönte die Stimme von Patrick Astier durch ein Gewitter von Interferenzen.

Das Mobiltelefon hatte geläutet, während Karim eine Steinwüste ohne eine Spur von Leben durchquerte. Über den ungewohnten

schrillen Ton war er derart erschrocken, daß er beinahe in den Straßengraben geraten wäre.

In eifrigem Ton fuhr Astier fort: »Deine beiden Aufträge waren Zeitbomben. Und sind mir gerade unter den Händen explodiert.«

Karim fühlte seine Nerven als harte Stränge unter der Haut. Er fuhr an den Straßenrand und schaltete Motor und Scheinwerfer aus. »Schieß los«, sagte er. »Zuerst der Unfall von Sylvain Hérault. Ich habe die Unterlagen gefunden. Deine Informationen sind richtig. Sylvain Hérault war auf der D 17 mit dem Rad unterwegs, als ihn ein Wagen überfuhr, der nie identifiziert wurde. Eine scheußliche Sache. Die Gendarmen führten damals nur eine Routineuntersuchung durch. Eine Zeitlang wurde noch wegen Fahrerflucht ermittelt, aber dann legte man den Fall zu den Akten. Es gab keine Zeugen und kein Motiv, das eine andere Deutung zugelassen hätte ...«

Der dramatische Tonfall forderte eine Frage heraus. Bereitwillig lieferte Karim das Stichwort: »Aber?«

»Aber«, fuhr Astier fort, »seit jener fernen Epoche haben wir in der Bearbeitung von Bildern Riesenfortschritte gemacht ...« Karim sah bereits eine längere technische Erläuterung auf sich zukommen und fiel ihm ins Wort: »Hab' Erbarmen, Astier, komm zur Sache!«

»Okay. In der Akte waren Fotos. Schwarzweißabzüge, die der Fotograf einer Lokalzeitung gemacht hatte. Man sieht darauf die Spuren von Fahrradreifen, die sich mit den Autospuren kreuzen. Alles ist so winzig und unscharf, daß man sich fragt, wieso die Abzüge überhaupt aufbewahrt wurden.«

»Und?«

Astier legte wiederum eine dramaturgisch effektvolle Pause ein. »Das physikalische Institut an der Universität Grenoble verfügt über eine äußerst leistungsstarke technische Anlage.«

»Verdammt, Astier, jetzt mach schon ...«

»Warte. Die Leute dort sind in der Lage, Bilder in einer Weise zu bearbeiten, wie du's dir nicht vorstellen kannst. Sie scannen sie ein, vergrößern sie, erhöhen den Kontrast, beseitigen Unreinheiten, wechseln Bildausschnitte ... Kurz, sie können Details sichtbar machen, die mit bloßem Auge nie zu sehen wären. Mit einigen Ingenieuren, die dort arbeiten, bin ich ziemlich gut bekannt, und so

sagte ich mir, daß es sich vielleicht lohnt, den einen oder anderen aus dem Bett zu holen und auf die Sache anzusetzen. Ich habe die Fotos selber eingescannt und per e-mail 'rübergeschickt.

Die Burschen sind einfach genial, selbst wenn man sie aus dem Tiefschlaf reißt. Einer hat sich sofort an die Arbeit gemacht und ...«

»UND?!«

Wieder hatte Astier eine Pause nötig, ehe er seine Bombe platzen ließ: »Die Ergebnisse erzählen eine ganz andere Geschichte, als im Bericht der Gendarmerie steht. Mein Kollege hat also die Spuren der Fahrrad- und der Autoreifen ziemlich stark vergrößert, und durch Erhöhung der Kontraste konnte er an den Profils Spuren auf dem Asphalt genau die Fahrtrichtung feststellen. Die erste Schlußfolgerung lautet, daß Hérault nicht auf dem Weg ins Gebirge, zur Arbeit war, wie es in dem Bericht heißt, sondern in umgekehrter Richtung unterwegs war, nämlich zur Uni. Ich hab das auf der Landkarte nachgeprüft.«

»Aber ... seine Frau sagte doch ...«

»Fabienne Hérault hat gelogen. Ich habe ihre Aussage gelesen: Sie hat lediglich die Vermutungen der Gendarmen bestätigt und behauptet, ihr Mann sei auf dem Weg zum Belledonne gewesen. Total falsch.«

Karim biß die Zähne zusammen. Wieder eine Lüge, wieder ein Geheimnis.

»Das ist noch nicht alles«, fuhr Astier fort. »Der Physiker hat sich außerdem die Reifenspuren des Wagens näher angesehen. Sie verlaufen in zwei Richtungen, Abdouf. Der Fahrer hat den Mann einmal überfahren, dann kam er zurück und fuhr noch ein zweites Mal über den Körper. Das ist Mord, eindeutig. Kaltblütig wie ein Fisch.«

Karim hörte kaum noch zu. Er spürte wild sein Herz klopfen. Endlich begann sich ein Motiv für die Rache der Familie Hérault abzuzeichnen. Vor der Flucht von Mutter und Tochter, vor ihrer Angst und der gnadenlosen Verfolgungsjagd, die indirekt Judiths Tod herbeigeführt hatte – jedenfalls einen tödlichen Autounfall – hatte schon einmal ein Mord stattgefunden. Der Mord an Sylvain Hérault. Die Teufel hatten zuerst den »starken Mann« der Familie

beseitigt und dann die Frauen aufs Korn genommen. Fabienne Hérault. Judith Hérault.

Seine Gedanken rasten. »Und im Krankenhaus, was hast du dort entdeckt?« fragte er.

»Das ist meine zweite Bombe. Ich habe das Geburtenregister aus dem Jahr zweiundsiebzig geprüft. Die Seite vom 23. Mai ist herausgerissen.«

Karim hatte ein Déjà-vu-Erlebnis – eine ferne Erinnerung aus einem anderen Leben: ein Leben, das auf wenige Stunden zusammengeschrumpft war.

»Aber das ist noch nicht das Merkwürdigste«, fuhr Astier fort. »Ich war auch im Archiv und hab mir die medizinischen Angaben über die Neugeborenen angesehen. Ein wahres Labyrinth, aber diesmal wurde ich fündig. Judiths Akte fand ich ohne weiteres. Du verstehst, was das bedeutet, oder? Es sieht so aus, als ob in der Nacht damals etwas anderes passiert wäre, ein Ereignis, das zwar ins allgemeine Register eingetragen wurde, aber nicht in die persönliche Akte des Kindes. Die Seite wurde vernichtet, um das mysteriöse Ereignis aus der Welt zu schaffen, nicht um die Geburt des kleinen Mädchens zu verheimlichen. Ich hab mit ein paar Nachtschwestern gesprochen, aber die waren viel zu jung für die Geschichten von Onkel Astier ...«

Hinter den flapsigen Worten hörte Karim trotz der Störungen in der Verbindung eine tiefe Beklemmung heraus. Er dankte ihm und legte auf.

Vor ihm, in knapp vierhundert Metern Entfernung, ragte bereits die grasbewachsene Masse des Hügels auf. Dort oben erwartete ihn die Wahrheit.

53

Das Haus, in dem Fabienne Hérault wohnte, stand auf der Spitze des Hügels. Bruchsteinmauern, dunkle Fenster. Der Regen hatte

aufgehört, und bleiche Wolken zogen über den schwarzen Himmel. Über den Hängen des Hügels schwebten Nebelfetzen, sonst war ringsum alles kahl, eine Steinwüste. Nichts und niemand im Umkreis von zwanzig Kilometern. Karim stellte den Wagen ab und stieg den schmalen Pfad hinauf. Dieser Wohnort ließ ihn an das Haus denken, in dem die Frau in Sarzac gewohnt hatte – die grob behauenen Steine verliehen ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit einem keltischen Heiligtum. Neben dem Haus prangte eine riesige weiße Satellitenschüssel. Er zog seine Waffe. Und erinnerte sich, daß bereits eine Kugel im Lauf war. Der Gedanke beruhigte ihn.

Ehe er auf die Tür zuing, inspizierte er die Garage, in der ein abgedeckter Volvo stand. Unverschlossen. Er öffnete die Motorhaube und entfernte mit wenigen routinierten Gesten die Zündkabel. Wenn die Sache nicht lief wie geplant, konnte Fabienne Héraul sich wenigstens nicht aus dem Staub machen. Er ging zur Tür und klopfte ein paarmal, dann trat er zurück, die Waffe in der Hand. Kurze Zeit später ging ein Licht an, und die Tür öffnete sich. Ohne das Geräusch eines herumgedrehten Schlüssels, ohne Kette. Fabienne Héraul lebte nicht mehr in Argwohn. Karim verbarg seine Waffe und trat ins Licht. Vor ihm stand eine Frau, so groß wie er selbst, die ihn ansah. Breite Schultern, eine durchscheinende Haut und sehr regelmäßige Züge unter einer dunklen krausen Haarmähne. Eine Brille mit massivem Rahmen, beinahe so dick wie Bambus. Ein sanftes, verträumtes, fast geistesabwesendes Gesicht, das Karim nicht zu beschreiben vermocht hätte. »Polizei. Lieutenant Karim Abdouf«, stellte er sich vor. Der Ausdruck der Frau war nicht im geringsten erstaunt. Über den Rand der Brille hinweg musterte sie Karim und schüttelte leicht den Kopf. Dann senkte sie den Blick auf die Hand, die unter der Jacke eine Pistole hielt. Abdouf meinte durch die Gläser ein spöttisches Funkeln zu sehen.

»Was wollen Sie denn mitten in der Nacht?« fragte sie mit tiefer, warmer Stimme.

Karim stand reglos da, wie versteinert in der nächtlichen Stille dieser abgelegenen Gegend. »Eintreten. Zunächst einmal.« Die Frau lächelte und ließ ihn herein.

Die Fensterläden waren geschlossen, die meisten Möbel unter

verschiedenfarbigen Schonbezügen verborgen. In einer Ecke stand ein Fernsehapparat, daneben ein schwarzes Klavier, auf dem Notenhalter eine Etüde in b-Moll von Chopin. Der Raum lag im gedämpften flackernden Licht vieler Kerzen. »Habe ich Sie nicht aufgeweckt?« fragte Karim erstaunt, und Fabienne Hérault antwortete leise: »Ich habe mich aus der Welt und der Zeit weitgehend zurückgezogen. Dieses Haus ist mein Ebenbild.«

Schwester Andrée fiel ihm ein: Auch sie hatte sich in die Dunkelheit zurückgezogen. »Und die Satellitenantenne?« fragte er. »Einen gewissen Kontakt will ich halten. Ich muß es wissen, wenn die Wahrheit ans Licht kommt.«

»Wir stehen kurz vor der Explosion, Madame.« Die Frau nickte mit unverändertem Ausdruck. Damit hatte der Polizist nicht gerechnet: diese Gelassenheit, dieses Lächeln, diese tröstliche Stimme. Er zog seine Waffe und schämte sich zugleich, daß er die Frau bedrohte.

»Madame«, sagte er leise. »Ich habe nur sehr wenig Zeit. Ich muß Fotos von Judith sehen, Ihrer Tochter.«

»Fotos von ...«

»Bitte. Seit mehr als zwanzig Stunden suche ich Sie. Seit mehr als zwanzig Stunden verfolge ich Ihre Geschichte und versuche, zu begreifen, warum Sie dieses Komplott angezettelt haben, warum Sie das Gesicht Ihres Kindes vergessen machen wollten.

Im Moment weiß ich nur zweierlei: Judith war nicht entstellt, wie ich zunächst vermutet habe, sondern, im Gegenteil, offenbar von erschreckender Schönheit. Und zweitens weiß ich, daß ihr Gesicht trotzdem die Spuren eines Alptraums verriet. Ein Alptraum, der Sie vor langer Zeit zur Flucht veranlaßt hat und der wie ein schlafender Vulkan auf einmal wieder ausgebrochen ist. Also zeigen Sie mir bitte die Fotos und erzählen Sie mir die Geschichte. Ich will alles wissen, Daten, Einzelheiten, Erklärungen. Ich will verstehen, wie und warum ein Mädchen, das angeblich vor vierzehn Jahren gestorben ist, in einer Universitätsstadt am Fuß der Alpen ein Massaker veranstaltet.« Eine Weile verharrte die Frau reglos, dann ging sie mit ihren energischen Schritten aus dem Zimmer durch einen Flur, Karim folgte ihr, die Waffe in der Hand. Er sah sich um, erblickte weitere

Zimmer mit weiteren Möbelschonern in anderen Farben und fand dieses Haus ein Zwischending zwischen Wäscherei und Karneval.

Fabienne Hérault betrat eine Kammer, öffnete einen Schrank und nahm eine kleine eiserne Truhe heraus. Karim hielt ihre Hand fest und öffnete die Truhe selbst. Fotografien. Nichts als Fotos.

Die Frau warf ihm einen fragenden Blick zu, dann tauchte sie die Hand hinein wie in eine Schale mit Wasser und warf die Fotos durcheinander. Schließlich fand sie, was sie gesucht hatte, und reichte dem Polizisten ein Bild. Er lächelte wider Willen.

Ein kleines Mädchen mit ovalem Gesicht sah ihn an, mit dunklem Teint und mit kurzgeschnittenen braunen Locken. Tiefe Augenhöhlen, aus denen auffallend helle Augen leuchteten, überschattet von langen, fast zu dichten Brauen. Dieser leicht männliche Anflug stand in scharfem Kontrast zu dem strahlenden Blau der Augen.

Karim betrachtete das Bild und hatte das Gefühl, dieses Gesicht schon lange zu kennen, seit jeher. Doch das ersehnte Wunder fand nicht statt. So sehr hatte er gehofft, diese Züge würden ihm weiterhelfen, ihm einen Weg weisen.

Mit ihrer warmen Stimme flüsterte Fabienne: »Dieses Foto ist ein paar Tage vor ihrem Tod entstanden. In Sarzac. Sie hatte kurze Haare, wir ...«

Karim schaute auf. »Das paßt alles nicht. Dieses Bild, dieses Gesicht mußte mir eigentlich einen Hinweis, eine Erklärung liefern. Aber ich sehe nur ein hübsches kleines Mädchen.«

»Weil das Foto unvollständig ist«, sagte sie, kramte in der Truhe und reichte ihm einen weiteren Abzug. »Sehen Sie, das ist das letzte Klassenfoto aus Guernon. Ecole Lamartine, zweite Klasse. Kurz bevor wir nach Sarzac gezogen sind.« Karim betrachtete die lächelnden Kindergesichter. Er suchte Judith, fand sie, und die Schuppen fielen ihm von den Augen. Insgeheim hatte er damit gerechnet – es war die einzig mögliche Erklärung. Trotzdem begriff er nicht. »Judith war also kein Einzelkind?« fragte er. »Ja und nein.«

»Ja und nein? Was ... was soll denn das heißen? Erklären Sie's mir.«

»Ich kann Ihnen nichts erklären. Ich kann Ihnen nur erzählen, wie

das Unerklärliche mein Leben zerstört hat.«

XI

54

Die Kellergewölbe des Klinikums, in denen das Archiv untergebracht war, ertranken in einem Ozean von Papier. Einer Flut von Akten, zusammengepreßt, geschnürt, aufgebläht, die sich in wütenden Wellen entlang den umliegenden Wänden türmten und auf dem Boden Inseln aus übereinandergestapelten Paketen bildeten, durch schmale Durchgänge voneinander getrennt. Dahinter erhoben sich die Dokumente zu regelrechten Mauern und verloren sich in blassen Fluchtlinien, beleuchtet vom Neonlicht.

Niémans stieg über etliche Stapel hinweg und betrat den ersten Gang. Um das Gebirge aus Schrift am Einsturz zu hindern, waren lange horizontale Netze gespannt worden. Der Kommissar, der an den Aktenstößen entlangging, war in Gedanken noch bei Fanny und der zeitenrückten Stunde, die er mit ihr erlebt hatte. Ihr lächerndes Gesicht im Halbdunkel, ihre zerkratzte Hand, die eine Lampe löschte, Ausschnitte dunkler Haut, zwei kleine bläuliche Flammen, die in der Dunkelheit funkelten – Fannys Augen, die voller Zärtlichkeit waren. Ein verschwommenes Fresko, dem Blick entzogen, luftige Arabesken, Gesten und geflüsterte Worte, flüchtige Augenblicke und zugleich eine Ewigkeit. Wieviel Zeit war vergangen, während er in ihren Armen lag? Niémans hätte es nicht zu sagen gewußt. Doch seinen Lippen, seiner geschundenen Haut hatte sich eine Art Tätowierung eingeprägt, ein uraltes Siegel, das ihn selbst erstaunte. Fanny hatte es verstanden, vergessene Gefühle in ihm zu wecken, hatte ihm längst verloren geglaubte Geheimnisse entlockt, die ihn jetzt, nachdem sie wieder zum Leben erwacht waren, tief verstörten. Mitten in diesem Grauen, am Rand seiner Ermittlungen in einer Serie abscheulicher Morde, fand er diese Zärtlichkeit des Herzens?

Er konzentrierte sich. Er wußte, wo sich die gesuchten Akten

befanden – er hatte mit dem Archivar telefoniert, der ihm, obwohl aus dem Schlaf geschreckt, sehr präzise Auskünfte erteilt hatte. Niémans ging zwischen Stapeln hindurch, bog um eine Ecke, ging noch ein Stück, und endlich hatte er den beschriebenen Karton gefunden, eine Schachtel aus Pappe in einer vergitterten Nische, versperrt mit einem Vorhängeschloß. Der Nachtportier des Klinikums hatte ihm den Schlüssel gegeben. Wenn diese alten Unterlagen tatsächlich »bedeutungslos« waren, warum wurden sie dann so sorgfältig verwahrt? Niémans schloß die Gittertür auf, hob den Deckel des Kartons ab, nahm ein Bündel Blätter heraus und begann zu lesen. Namen, Daten, Bemerkungen von Säuglingsschwestern: Auf diesen Geburtsscheinen waren Familienname, Gewicht, Größe und Blutgruppe jedes Neugeborenen vermerkt, in manchen Fällen auch der Muttermilchersatz, den ein Kind bekommen hatte – unter Angabe von Menge und Markenname des Erzeugnisses. Er sah sich jedes Blatt an – es waren einige Hundert aus einem Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren. Kein einziger Name sagte ihm etwas, kein Datum weckte irgendeine Assoziation. Niémans beschloß, diese Blätter mit den Geburtsscheinen in den Originalakten der Neugeborenen zu vergleichen, die sich ebenfalls irgendwo in diesem Archiv befinden mußten. Nach erstaunlich kurzem Suchen fand er sie und zog etwa fünfzig Akten aus dem Stoß. Sein Gesicht war schweißüberströmt, aus seiner Polarjacke stiegen Hitzewellen empor. Er räumte einen Tisch ab, legte mehrere Akten nebeneinander und schlug sie auf, so daß er die jeweils erste Seite mit den Einzelblättern vergleichen konnte. Fälschungen.

Schon ein kurzer Vergleich bewies fraglos, daß die Titelseiten der Krankenhausakten gefälscht worden waren. Etienne Caillois hatte sich bemüht, die Schrift der zuständigen Säuglingsschwestern zu imitieren, was ihm nicht schlecht gelungen war, doch dem Vergleich mit den Originalseiten hielten seine Ergebnisse nicht stand.

Aber warum?

Er legte zwei einander entsprechende Titelseiten nebeneinander: Bis auf die geringfügige Abweichung der Schrift stimmte die Kopie mit dem Original offensichtlich überein. Er nahm sich weitere

Exemplare vor, und noch immer fiel ihm nichts auf. Er nahm die Brille ab, wischte sich den Schweiß vom Gesicht, setzte sie wieder auf und fuhr fort, zunehmend nervös. Und endlich sah er es: ein winziger Unterschied zwischen dem echten und dem gefälschten Blatt. Noch begriff er nicht, was das bedeutete, doch er ahnte, daß er einen großen Schritt weitergekommen war. Sein Gesicht glühte, und zugleich stand ihm der kalte Schweiß auf der Stirn. Er vergewisserte sich, daß auch andere Seiten Unterschiede dieser Art aufwiesen, dann packte er sämtliche Dokumente, die vollständigen Akten und die von Caillois entwendeten Geburtsscheine, in den Karton und verließ das Archiv.

Er verstaute seine Beute im Kofferraum seines neuen Wagens – eines blauen Peugeot von der Gendarmerie – und kehrte noch einmal in die Klinik zurück, diesmal in die Säuglingsstation. Um fünf Uhr morgens schien die ganze Station im Tiefschlaf zu liegen, und trotz des grellen Neonlichts wirkte alles sehr friedvoll. Niémans suchte das Stationszimmer, wo er weißbekittelte Pflegerinnen und Hebammen antraf, die ihn erstaunt ansahen. Er zeigte seinen Dienstausweis und fragte nach dem diensttuenden Arzt.

Sie schickten ihn zu einem anderen Raum, und auf dem Weg traf er einen Geburtshelfer, der mit allen Anzeichen tiefer Erschöpfung aus einem Kreißsaal kam. Niémans zeigte noch einmal seinen Ausweis und stellte seine Frage – er hatte nur eine einzige: »Herr Doktor, gibt es einen logischen Grund, weshalb sich das Gewicht eines Neugeborenen in der ersten Nacht seines Lebens verändern sollte? Ich meine, ist es normal, daß ein Baby in den ersten Stunden nach seiner Geburt ein paar hundert Gramm zu- oder abnimmt?«

Mit einem befremdeten Blick auf die strammsitzende Mütze, die zu engen und zu kurzen Kleider des Kommissars antwortete der Arzt: »Nein. Wenn ein Kind an Gewicht verliert, führen wir sofort eine gründliche Untersuchung durch. Denn das ist ein Hinweis auf eine Störung.«

»Und wenn es zunimmt? Kann es sein, daß ein Kind in einer einzigen Nacht signifikant schwerer wird?«

»Das passiert nie. Aber was wollen Sie eigentlich?« fragte der Arzt mit verwunderter Miene.

Niémans lächelte. »Vielen Dank, Herr Doktor«, sagte er, drehte sich um und ging.

Im Gehen schloß er die Augen. Endlich kannte er das Motiv, das hinter den Morden von Guernon stand.

Die erschreckende Manipulation, auf die sich die »purpurnen Flüsse« bezogen.

Nur noch ein letztes Detail galt es zu überprüfen. In der Universitätsbibliothek.

55

»Raus! Alle!«

Der Lesesaal war taghell erleuchtet. Schlaftrunken blickten die Kripobeamten von ihren Büchern auf. Sechs waren es noch, die sich mit philosophischen Abhandlungen über das Böse, über die Reinheit befaßten, andere waren noch damit beschäftigt, Zusammenhänge zwischen Studenten und Büchern herzustellen, die im Sommer und Frühherbst entliehen worden waren. Sie wirkten wie vergessene Soldaten, denen niemand gesagt hat, daß der Krieg inzwischen an einer anderen Front tobt. »Geht alle nach Hause!« wiederholte Niémans. »Die Ermittlungen hier sind abgeschlossen.«

Die Polizisten wechselten argwöhnische Blicke. Wahrscheinlich hatten sie gehört, daß Hauptkommissar Niémans nicht mehr für den Fall zuständig war. Wahrscheinlich begriffen sie nicht, weshalb der berühmte Bulle, sonst eine so gepflegte Erscheinung, jetzt aussah wie ein Witz in seinen sonderbaren Kleidern und mit dieser Art Socke auf dem Kopf und weshalb er einen braunen, feuchten Karton unter dem Arm hielt. Aber widersprach man einem Niémans – vor allem, wenn er diesen mörderischen Blick hatte?

Sie standen auf und zogen ihre Jacken an.

Auf dem Weg zur Tür sprach einer von ihnen den Kommissar in leisem Ton an. Niémans erkannte den Polizisten, der Caillouis'

Dissertation studiert hat.

»Ich bin fertig, Kommissar. Ich wollte Ihnen sagen ... Es bedeutet vielleicht nichts, aber Caillois' Schlußfolgerung ist wirklich erstaunlich. Wissen Sie noch, daß ich Ihnen von dem ›athlon‹ erzählt habe, dem Mann der Antike, der Verstand und Körperkraft, Geist und Natur vereinigte? Also, Caillois schlägt in seiner Arbeit eine Möglichkeit vor, wie sich diese Verschmelzung wieder herbeiführen ließe. Ein wirklich abartiges Unterfangen. Keine Rede von neuen Programmen an Schulen und Universitäten, von Bildung für Sportler und Sport für die Intellektuellen, keineswegs. Sondern die Lösung, die er sich ausgedacht hat, ist ...«

»Genetisch.«

»Ach! Haben Sie sich das Ding auch angesehen? Verrückt, nicht wahr? Intelligenz, sagt er, ist biologisch bedingt. Eine genetische Tatsache, die mit anderen Genen für körperliche Kraft und Leistungsfähigkeit kombiniert werden muß, damit das Idealbild des ›athlon‹ in seiner Vollendung wiederauflebt ...« Die Worte wirbelten durch Niémans' Kopf. Er wußte inzwischen, worin das Komplott der purpurnen Flüsse bestand, und war nicht daran interessiert, dessen rudimentäre Darstellung aus dem Mund eines dicken Polizisten zu hören. »Du hast vollkommen recht«, murmelte er. »Aber jetzt laß mich in Frieden.« Doch der Mann war in Fahrt und wollte es sich nicht nehmen lassen, die Früchte seiner langen Arbeit zu präsentieren: »Auf seinen letzten Seiten spricht Caillois von gesteuerter Fortpflanzung, von Vernunftehen, einem staatlich gelenkten System zur Aufwertung des Erbguts ... Völlig absurdes Zeug. Wissen Sie, wie in diesen Science-fiction-Geschichten aus den sechziger Jahren ... Meine Güte, wenn der Bursche nicht unter solchen Umständen gestorben wäre, hätte man wirklich was zu lachen.«

»Jetzt mach schon, geh' nach Hause und schlaf dich aus! Ich brauche dich nicht mehr.«

Der untersetzte Polizist sah Niémans beleidigt an, zögerte kurz, als wollte er protestieren, doch dann ging er stumm davon. Der Kommissar durchquerte den Lesesaal, der sich inzwischen geleert hatte, und spürte das Fieber wieder steigen, wie feurige Wurzeln, die

sich in seinen Kopf bohrten. Er ging auf das Podium zu, auf dem der Schreibtisch von Rémy Caillois stand, Chefbibliothekar der Universität.

Er setzte sich vor den Computer und schaltete ihn ein, doch er besann sich bald eines Besseren: Die Daten, die er suchte, stammten aus der Zeit vor den siebziger Jahren und waren mit Sicherheit nicht in den Computer eingegeben worden. Fieberhaft suchte er die Register in den Schreibtischladen nach den Listen ab, die ihn interessierten. Nicht nach den Bücher- und Studentenverzeichnissen, sondern nach der Auflistung der Tischnummern mit den Namen der Tausenden von Lesern, die sie im Lauf der Jahre belegt hatten.

Es kam ihm selbst absurd vor, doch in der Logik der Tischvergabe, sorgfältig ausgeklügelt von Caillois Vater und Sohn, hoffte er die Bestätigung dessen zu finden, was er im Archiv des Klinikums entdeckt hatte.

Endlich fand er, was er wollte. Er öffnete seinen Karton und legte noch einmal die Akten der Neugeborenen vor sich auf den Tisch. Er rechnete sich aus, in welchen Jahren aus diesen Kindern Studenten geworden waren, die ihre Abende in der Bibliothek verbrachten, und suchte dann die entsprechenden Namen in den Belegungslisten.

Es waren Pläne, in denen die Position der Tische eingetragen war: In jedem Kästchen stand der Name eines Studenten. Er hätte sich kein System ausdenken können, das logischer, strenger, besser geeignet gewesen wäre, um den teuflischen Plan, den er argwöhnte, in die Tat umzusetzen. Jedes Kind, das zwanzig Jahre später zu studieren begonnen hatte, war im Lauf der Tage, Monate, Jahre nicht nur immer an denselben Platz gesetzt worden, sondern immer auch gegenüber einem Studenten des jeweils anderen Geschlechts.

Niémans wußte jetzt, daß er richtig vermutet hatte. Er wiederholte den Vergleich bei etlichen anderen Studenten, willkürlich ausgesucht im Abstand von Jahrzehnten, und immer stellte er fest, daß sich an dieser Sitzordnung – zwei Personen gleichen Alters, männlich und weiblich – nie etwas geändert hatte.

Mit zitternden Händen schaltete er den Computer aus. Schwer lastete die Stille auf dem leeren Lesesaal. Niémans zog sein Telefon hervor und rief den Nachtwächter des Rathauses an. Er kostete ihn

große Mühe, den Mann von der Notwendigkeit zu überzeugen, ins Archiv hinunterzugehen und die Jahrbücher des Standesamts herauszusuchen.

Endlich erklärte der Portier sich bereit, und Niémans konnte dank der Erfindung mobiler Telefone die gewünschten Überprüfungen durchführen: Er nannte ihm Namen, und in siebzig Prozent der Fälle bestätigte ihm der Portier, daß dieses und jenes Paar in diesem und jenem Jahr geheiratet hatte.

»Soll das irgendein Spiel sein oder was?« murrte der Portier.

Nach zwanzig positiven Auskünften fand Niémans, es sei genug, bedankte sich und legte auf.

Er verstaute seine Unterlagen und ging.

Mit langsamen Schritten überquerte Niémans den Campus. Unwillkürlich suchte er nach Fannys Fenstern, doch er fand sie nicht. Auf der Treppe vor einem Gebäude hatte sich eine Gruppe Journalisten versammelt und schien auf etwas zu warten, während der Rest des Geländes von uniformierten Polizisten und Gendarmen wimmelte.

Vor die Wahl zwischen Polizei und Presse gestellt, nahm er es lieber mit seinesgleichen auf und überwand mehrere Absperrungen, indem er seinen Ausweis vorzeigte. Er kannte kein einziges Gesicht: Vermutlich waren alle diese Leute aus Grenoble zur Verstärkung geholt worden.

Er betrat das Verwaltungsgebäude und kam in eine grell erleuchtete Halle, in der etliche Personen mit bleichen Gesichtern, die meisten recht betagt, auf und ab gingen. Professoren, Forscher, Dozenten – die ganze Universität war im Alarmzustand. Niémans ging an ihnen vorüber, ohne ihre Blicke zu beachten, die neugierig auf ihn gerichtet waren.

Er stieg ins oberste Stockwerk hinauf und steuerte geradewegs auf das Büro von Vincent Luyse zu, durchquerte das Vorzimmer, riß unterwegs ein paar Fotos von jungen Sportlern von der Wand und öffnete, ohne anzuklopfen, die Tür.

»Was ist ...«, fuhr der Rektor erschrocken auf, beruhigte sich aber gleich wieder, als er den Kommissar erkannte. Mit einer knappen

Kopfbewegung entließ er die bleichen Gestalten, die in seinem Büro saßen, und wandte sich an Niémans: »Ich hoffe, Sie sind inzwischen weitergekommen! Wir sind alle sehr ...« Der Kommissar legte die gerahmten Fotos auf den Schreibtisch, dann zog er die Geburtsscheine hervor. Luyse geriet in Erregung. »Also wirklich, ich muß schon sagen ...«

»Warten Sie.«

Niémans legte Fotos und Blätter einzeln nebeneinander, so daß der Rektor sie gut sehen konnte. Dann stützte er sich mit beiden Händen auf den Schreibtisch und sagte: »Vergleichen Sie die Namen auf diesen Seiten hier und die Namen Ihrer Champions: Handelt es sich um dieselben Familien?«

»Wie bitte?«

Niémans schob die Blätter näher zu ihm.

»Die Frauen und Männer, deren Namen hier stehen, haben untereinander geheiratet. Ich denke, sie gehören diesem berühmten Eliteclub an der Universität an: Professoren, Forscher und so weiter ... Sehen Sie sich die Namen an und sagen Sie mir, ob darunter die Eltern oder Großeltern dieser Generation von Superbegabten sind, die heute sämtliche sportlichen Auszeichnungen gewinnen ...«

Luyse setzte seine Brille auf und senkte den Blick. »Ja, doch, die meisten dieser Namen kenne ich ...«

»Sie bestätigen mir also, daß die Kinder dieser Paare sowohl geistig wie körperlich außergewöhnliche Fähigkeiten besitzen?« Die verkniffenen Züge des Rektors verzogen sich zu einem breiten Lächeln, beinahe unwillkürlich, wie es schien. Ein höchst befriedigtes, eitles Lächeln, das ihm Niémans liebend gern aus dem Gesicht gebeutel hätte.

»Aber ja ... absolut. Die neue Generation ist einfach brilliant. Glauben Sie mir, diese jungen Leute werden halten, was sie versprechen. Übrigens hatten wir schon in der vorhergehenden Generation etliche Vertreter dieses Typs. Für unsere Universität sind ihre Leistungen natürlich ganz besonders erfreulich ...« Mit einem Mal begriff Niémans, daß seine Gefühle gegenüber Intellektuellen nicht Argwohn, sondern reinem Haß entsprachen. Er verabscheute

sie aus tiefstem Herzen. Haßte ihre hochnäsige, unzugängliche Gleichgültigkeit, ihre hervorragende Gabe, sich jede beliebige Realität zurechtzubiegen, zu analysieren, zu beurteilen. Bemitleidenswerte Wesen, die das Leben aus der Ferne betrachteten wie eine Bühne und das Theater zwangsläufig mehr oder weniger frustriert, mehr oder weniger angeekelt wieder verließen. Dennoch – was ihnen hier in Guernon, ohne ihr Wissen, zugestoßen war, konnte niemand ihnen wünschen. Das hatte niemand verdient.

»Diese junge Generation wird den Ruhm unserer Universität mehren«, setzte Luyse pathetisch hinzu.

Niémans packte seine Unterlagen wieder in den Karton. »Dann können Sie sich jetzt freuen«, stieß er dumpf hervor. »Denn diese Namen werden zu Ihrem Ruhm noch sehr viel beitragen.« Luyse sah ihn fassungslos an. Niémans wollte etwas hinzufügen, doch er stutzte: Die Miene des Rektors verriet Entsetzen. »Um Gottes willen, was ist mit Ihnen?« fragte Luyse besorgt. »Sie bluten ja!«

Niémans fuhr sich über die Wange und sah, daß seine Hand voller Blut war: Unter der Hitze des Fiebers hatte die Wunde sich wieder geöffnet. Er wandte sich zum Fenster, sah sich selbst in der dunklen Scheibe und fragte sich, ob er im Begriff war, das letzte Spiegelbild der Mordserie zu betrachten. Es blieb ihm keine Zeit, die Frage zu beantworten. Eine Sekunde später war er ohnmächtig zusammengesackt, das Gesicht an den Schreibtisch gelehnt.

56

Licht. Dumpfes Dröhnen. Hitze.

Pierre Niémans begriff nicht sofort, wo er war. Dann erblickte er ein Gesicht unter einem weißen Häubchen, einen weißen Kittel. Neonlicht. Das Krankenhaus. Wie lange war er bewußtlos gewesen? Und woher kam diese Schwäche in seinem Körper, als bestünden seine Gliedmaßen, Muskeln, Knochen nur noch aus Flüssigkeit? Er

wollte etwas sagen, doch durch die Anstrengung erstarb ihm das Wort in der Kehle, und die Erschöpfung drückte ihn schwer in sein Bett, zwischen die knisternden Laken. »Er verliert sehr viel Blut. Die Schläfenwunde muß genäht werden ...«

Eine Tür öffnete sich. Räder quietschten. An seinen Augen zogen zu grelle Lampen vorüber und blendeten ihn schmerzhaft. Ein Operationssaal. Eine andere Stimme ließ sich vernehmen: »Bereiten Sie die Transfusion vor.«

Der Kommissar hörte ein Klappern, ein Klirren, spürte etwas Kaltes am Arm, dann den Stich, mit dem ihm die Infusionsnadel gelegt wurde. Er wandte den Kopf und erblickte ein Gestänge, an dem ein Beutel mit Blut hing, der sich rhythmisch bewegte, zu atmen schien. Ein Schlauch führte von dem Beutel in seinen Arm.

Sollte es also hier in diesen aseptischen Gerüchen mit ihm zu Ende gehen, sollte er abgleiten in die Bewußtlosigkeit? In dem Moment, in dem er endlich das Motiv der Morde entdeckt hatte, endlich das Geheimnis hinter dieser Serie von Verbrechen gelüftet hatte? Sein Gesicht verzerrte sich.

»Injizieren Sie Diprivan, zwanzig Kubikzentimeter«, sagte eine Stimme.

Niémans nahm seine Kraft zusammen und setzte sich auf, packte das Handgelenk des Arztes, der neben ihm saß, und keuchte: »Ich will nicht betäubt werden!«

Der Arzt sah ihn verwundert an. »Keine Narkose? Diese Wunde ist verdammt tief, guter Mann. Sie muß genäht werden.«

»Örtlich ...«, murmelte Niémans matt. »Machen Sie mir eine örtliche Betäubung ...«

Der Arzt seufzte und rollte auf seinem Stuhl zurück. »Na gut«, sagte er und wandte sich an den Anästhesisten: »Dann geben Sie ihm Xylocain. Die maximale Dosis. Gehen Sie bis vierzig Kubikzentimeter.«

Niémans ließ sich zurücksinken. Lampen wurden auf seinen Kopf gerichtet, der auf einer Nackenstütze ruhte. Jemand drehte ihn zur Seite und deckte sein Gesicht ab.

Er schloß die Augen. Während der Arzt und die Assistentinnen sich an seiner Schläfe zu schaffen machten, verloren seine Gedanken

an Schärfe. Sein Herzschlag verlangsamte sich, sein Kopf hörte auf, ihn zu martern. Eine Lähmung breitete sich in ihm aus, und er war nahe daran, einfach aufzugeben, sich fallen zu lassen.

Das Geheimnis ... Das Geheimnis der Caillois und Sertys ... Selbst das verschwamm ihm jetzt, entfernte sich, war nicht mehr greifbar ... Fannys Gesicht legte sich über jeden Gedanken ... Ihr Körper, dunkelhäutig, muskulös und gerundet, weich und hart und glatt wie ein von Feuer, Wasser, Wind geschliffener Lavastein ... Fanny ... Die Bilder in seinem Kopf wurden begleitet von einem Murmeln, raschelndem Stoff, Elfenatem ... »Halt!« brüllte eine herrische Stimme durch den Operationssaal. Alles erstarrte.

Eine Hand riß ihm das Tuch vom Gesicht, und Niémans, geblendet vom gleißenden Licht, erkannte einen langhaarigen Teufel, der dem Arzt und den verblüfften Krankenschwestern einen Polizeiausweis vor die Nase hielt. Karim Abdouf.

Niémans hob die Hand, aus der ein blutgefüllter Schlauch ragte. Sein Lebenselixier.

Der Arzt fuchtelte mit seiner Schere: »Was fällt ihnen ein, hier einfach hereinzuplatzen!«

»Lassen Sie den Mann in Ruhe!« röhnte Karim, trat näher und musterte die inzwischen vernähte Wunde.

Der Arzt zuckte die Achseln. »Ich muß wenigstens noch den Verband legen ...«

Karim sah sich mißtrauisch um. »Wie geht es ihm?«

»Er ist jetzt stabil. Der Blutverlust war ziemlich groß, aber er hat eine Transfusion bekommen. Wir haben die Wunde genäht, aber wie Sie sehen, ist der Patient noch nicht ganz in der Verfassung, sofort wieder loszurennen ...«

»Haben Sie ihm was gegeben?«

»Was denn?«

»Eine Narkose?«

»Nur eine örtliche Betäubung ...«

»Besorgen Sie mir Amphetamine, irgendwelche Aufputschmittel. Ich muß ihn wachbekommen.«

Karim sprach mit dem Arzt, hatte den Blick aber auf Niémans geheftet. »Es geht um Leben oder Tod«, fügte er dramatisch hinzu.

Der Arzt stand auf und nahm aus einem Arzneischrank in Plastik eingeschweißte kleine Pillen. Karim lächelte Niémans zu. »Hier«, sagte der Arzt. »Damit ist er in einer halben Stunde wieder auf den Beinen ...«

»Danke. Und jetzt verschwinden Sie.«

Als niemand sich rührte, schrie er die kleine Truppe wild an: »Lassen Sie uns allein, alle! Ich muß mit dem Kommissar reden!« Arzt und Assistentinnen zogen sich zurück. Niémans spürte, wie die Infusionsnadel aus seinem Arm gezogen wurde, hörte das Rascheln von Papier, dann hielt ihm Karim mit der einen Hand die blutbefleckte Polarjacke hin und mit der anderen eine Kollektion bunter Pillen.

»Ihre Aufputschmittel, Kommissar.« Ein knappes Lächeln. »Einmal ist keinmal.«

Doch Niémans lächelte nicht. Mit aschfahlem Gesicht rappelte er sich mühsam auf und murmelte: »Karim ... Ich kenne jetzt ihr Komplott.«

»Das Komplott?«

»Die Verschwörung, die sich Sertys, Caillois und Chérnecé ausgedacht haben. Die Verschwörung der purpurnen Flüsse.«

»WAS?«

»Sie tauschen Babys aus.«

XII

57

Sechs Uhr morgens. Die Landschaft war schwarz und heftig bewegt – es goß in Strömen: Der Regen hatte wieder mit voller Kraft eingesetzt, wie um vor Tagesanbruch die Berge noch ein letztes Mal blankzupolieren. Wie Schnüre aus Glasperlen stürzte das Wasser vom Himmel herab.

Unter den Zweigen eines ausladenden Nadelbaums standen Karim Abdouf und Pierre Niémans einander gegenüber, der eine an den Audi gelehnt, der andere gegen den Baum. Sie standen reglos, konzentriert, aufs äußerste gespannt. Der arabische Polizist beobachtete den Kommissar, der unter der Wirkung der Amphetamine nach und nach wieder zu Kräften kam – oder vielmehr ins Leben zurückfand. Er hatte von dem mörderischen Angriff des Geländewagens berichtet, und jetzt drängte ihn Abdouf, die ganze Geschichte zu erzählen.

Pierre Niémans holte tief Luft. »Ich war im Blindeninstitut«, begann er.

»Auf den Spuren von Eric Joisneau, ich weiß. Und was haben Sie dort erfahren?«

»Champelaz, der Direktor, hat mir erklärt, die meisten seiner Patienten seien Kinder mit erblich bedingten Leiden und stammten immer aus denselben Familien, nämlich aus der Elite der Universität. Champelaz erklärt das Phänomen mit der jahrhundertelangen Isolation dieser Leute: Sie blieben immer unter sich und heirateten innerhalb ihrer Intellektuellengemeinde, was dazu führte, daß sie inzwischen mehr oder weniger verwandt miteinander und genetisch ausgelaugt, verarmt sind. Die Kinder, die heute zur Welt kommen, sind zwar höchst verfeinert und kultiviert und haben vielleicht großartige Forscherkarrieren vor sich, doch körperlich sind sie erschöpft, kränklich und leiden unter allen möglichen Defekten, vor

allem an den Augen.«

»Und in welchem Zusammenhang steht das mit unserem Fall?«

»Zunächst in gar keinem. Joisneau suchte das Institut auf, um sich nach Augenleiden im allgemeinen zu erkundigen – er war auf der Suche nach irgendwelchen Anhaltspunkten, die vielleicht einen Bezug zu der Verstümmelung der Leichen hätten. Aber das war es nicht, absolut nicht.

Bei unserem Gespräch hat Champelaz mich darauf aufmerksam gemacht, daß eben diese Gemeinde seit etwa zwanzig Jahren einen völlig anderen Nachwuchs erzeugt, kerngesunde und kräftige Kinder. Sie sind nicht nur intelligent, sondern auch sehr sportlich – mit anderen Worten: Gewinner auf allen Ebenen. Und das paßt natürlich nicht ins Bild: Wie kann es sein, daß ein und dieselbe Gemeinde einerseits erblich stark belastete Kinder und auf der anderen Seite diese strahlenden Supermenschen hervorbringt?

Champelaz hat seine privaten Nachforschungen angestellt, weil er wissen wollte, woher auf einmal diese hochbegabten Kinder stammen. Er studierte ihre medizinischen Unterlagen, konsultierte das Archiv des Klinikums, befaßte sich sogar mit der Krankengeschichte der Eltern und Großeltern und suchte nach irgendwelchen Hinweisen oder Besonderheiten. Aber er fand nichts. Nicht das geringste.«

»Und?«

»Irgendwann gab er auf, aber im Juli dieses Jahres erwachte die Geschichte in gewisser Weise wieder zum Leben: Anlässlich einer Besichtigung des Klinikarchivs wurden alte Unterlagen gefunden, die aus der ehemaligen Bibliothek stammten. Es war ein Geburtenregister, und darin tauchten justament die Namen der Eltern und Großeltern der heutigen Hochbegabten auf.«

»Und was bedeutet das?«

»Das Register existiert in doppelter Ausfertigung. Bei den Unterlagen, die Champelaz prüfte, also den kompletten Akten, die in der Klinik angelegt worden waren, hat jemand die jeweils erste Seite, auf der Name, Geburtsgewicht und -größe und so weiter steht, gefälscht. Die Originalseiten hingegen sind eben jene Blätter, die unter den persönlichen Unterlagen des Chefbibliothekars der Uni

gefunden wurden: Etienne Caillois. Rémys Vater.«

»Scheiße.«

»Du sagst es. Logischerweise hätte Champelaz daraufhin die Unterlagen, die er sich seinerzeit vorgenommen hatte, und die im Keller gefundenen Blätter miteinander vergleichen müssen. Das unterließ er jedoch. Aus Zeitmangel, Faulheit, was weiß ich. Vor allem aber, glaube ich, fürchtete er, womöglich auf irgendeine unappetitliche Wahrheit über die Elite von Guernon zu stoßen. Aber ich hab's getan.«

»Und was haben Sie herausgefunden?«

»Daß die offiziellen Unterlagen tatsächlich gefälscht sind. Etienne Caillois hat Handschriften imitiert und dabei auf jedem Blatt ein Detail verändert.«

»Was für ein Detail?«

»Immer dasselbe: das Geburtsgewicht des Kindes. Damit die Zahl mit den Werten auf den übrigen Seiten übereinstimmt, wo die Säuglingsschwester das Gewicht an den ersten Lebenstagen des Kindes eintrugen.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Hör mir gut zu, Karim«, sagte Niémans dumpf. »Etienne Caillois mußte die Titelseiten fälschen, um eine ansonsten unerklärliche Tatsache zu verschleiern: Auf den ursprünglichen Seiten stimmt das Gewicht des Neugeborenen nie mit dem Gewicht an seinem zweiten Lebenstag überein. Das heißt, die Säuglinge nahmen in einer einzigen Nacht mehrere hundert Gramm zu oder ab.

Ich war in der Säuglingsstation und habe mich erkundigt. Laut Aussage eines Arztes ist eine derart rasante Gewichtszunahme unmöglich. Daraufhin war mir klar, daß sich nicht das Gewicht in einer Nacht veränderte, sondern das Kind. Das war es, was Caillois senior verschleiern mußte. Er oder vielmehr sein Komplize, nämlich der alte Sertys, Pfleger am CHRU von Guernon, wechselte in der Säuglingsstation Kinder aus.«

»Aber wieso?«

Niémans verzog das Gesicht zu einem gequälten Lächeln. Der Wind trieb den Regen beinahe horizontal vor sich her, und scharfe Tropfen peitschten sein Gesicht. »Um einer Gemeinschaft, die sich

überlebt hatte, neues, starkes, gesundes Blut zuzuführen. Die Technik, die sich Caillois und Sertys ausdachten, war ganz einfach: Die Babys aus Professorenfamilien wurden mit den Kindern von Gebirgsbewohnern vertauscht, die sie nach den körperlichen Eigenschaften ihrer Eltern ausgewählt hatten. Auf diese Weise kamen mit einem Schlag gesunde und fähige Körper in die Intellektuellengemeinde von Guernon. Frisches Blut vermischte sich mit dem verbrauchten – an dem einzigen Ort, an dem die unzugänglichen Universitätsmitarbeiter mit den Bergwäldlern zusammentrafen: in der Säuglingsstation der Klinik. Dorthin gingen alle Mütter, um ihre Kinder auf die Welt zu bringen, und dort konnte die Schiebung stattfinden.

Darauf bezieht sich also der mysteriöse Satz in Sertys' Heft: »Wir beherrschen die purpurnen Flüsse«. Damit ist weder ein Buch noch ein System von Wasserläufen gemeint, sondern das Blut der Einwohner von Guernon. Die Adern der Kinder aus dem Tal. Caillois und Sertys, die Väter ebenso wie die Söhne, beherrschten tatsächlich das Blut ihrer Stadt. Sie praktizierten die allereinfachste genetische Manipulation, die es gibt: die Vertauschung von Babys. Inzwischen ist mir auch klar, daß Caillois und Sertys ein spezielleres Ziel verfolgten: Sie wollten nicht nur das kostbare Professorenblut erneuern, sondern darüber hinaus perfekte Wesen erschaffen, Übermenschen. So prachtvoll wie die Sportler auf den Fotos von den Berliner Olympischen Spielen, die bei Caillois im Flur hängen, und so intelligent wie die berühmtesten Wissenschaftler von Guernon.

Das war es: Diese Irren wollten die Gehirne der Universität mit den Körpern der Bergbewohner vereinigen. Denn sie hatten ihr System noch verfeinert und steuerten nicht nur die Geburten, sondern auch die Ehen unter den auserwählten Kindern.« Sprachlos hörte sich Karim den Bericht an, während Niémans seinen Monolog fortsetzte: »Wie bringt man die Paare zusammen? Wie programmiert man Ehen? Da fiel mir ein, welche Berufe Caillois und Sertys ausübten, und ich dachte an die begrenzte Macht, die ihre beruflichen Aufgaben ihnen einräumten: Dank der unauffälligen und bescheidenen Rollen, die sie in der Öffentlichkeit spielten, konnten sie ihr grandioses Projekt vollenden. Denk an die Sätze in dem Heft:

›Wir sind die Herren, und wir sind die Sklaven. Wir sind überall, und wir sind nirgendwo.< Das deutet zumindest daraufhin, daß die Männer trotz ihres bescheidenen Auftretens, ja gerade wegen ihrer Zurückgezogenheit das Schicksal einer ganzen Region beherrschten. Handlanger waren sie, aber auch Drahtzieher.

Vater und Sohn Sertys waren nach außen nur obskure Krankenpfleger, aber sie lenkten das Schicksal Hunderter von Kindern in andere Bahnen, indem sie Babys vertauschten. Während die beiden Caillois, die über die Bibliothek herrschten, für den zweiten Teil des Programms zuständig waren, die Ehevermittlung. Und wie brachten sie das zustande?

Ich erinnerte mich an die persönlichen Unterlagen, die Caillois in seinem Schreibtisch in der Bibliothek aufbewahrte. Wir hatten nur die Listen der entliehenen Bücher und die Namen der Studenten überprüft; was wir allerdings nicht beachteten, war die Plazierung der Leser, die Belegung der Glasboxen, in denen die Leute studierten. Ich fuhr also zur Bibliothek und verglich die Tischbelegungslisten mit den gefälschten Geburtsdaten. Das Ganze liegt dreißig, vierzig, fünfzig Jahre zurück, aber es paßt alles perfekt, sämtliche Namen tauchen wieder auf. Jedes vertauschte Kind wurde später, als Student oder Studentin, einer ganz bestimmten Person gegenübergesetzt, die aus einer brillanten Professorenfamilie stammte und über die Jahre hinweg immer dieselbe blieb – vom entgegengesetzten Geschlecht natürlich. Ich habe mich daraufhin im Rathaus vergewissert: Es funktionierte zwar nicht in jedem Fall, doch die meisten Paare, die sich hinter den Glasscheiben in der Bibliothek kennenlernten, haben später geheiratet.

Ich hatte also richtig vermutet. Nach dem die ›Herren‹ Identitäten vertauscht hatten, betätigten sie sich als Kuppler und planten sorgfältig ihre Kombinationen. Den geraubten Kindern der Bergbewohner setzten sie die Nachwuchsmartelligenz gegenüber, vereinigten also Geist und Natur, ein ›Hirn‹ mit einem ›Körper‹. Und die Sache hat funktioniert, Karim: Die Champions der Uni, das sind die Nachkommen dieser vorprogrammierten Paare!« Abdouf gab keine Antwort. Er war ganz Ohr, gespannte Aufmerksamkeit, konzentriert wie der nadelscharfe Regen. »Anhand dieser Elemente

konnte ich nach und nach das Puzzle rekonstruieren«, fuhr Niémans fort. »Mir wurde klar, daß ich genau in diesem Augenblick den Fußspuren des Mörders folgte, den der Zwischenfall der aufgefundenen Unterlagen alarmiert hatte – die Sache stand damals in den Regionalzeitungen. Offensichtlich verglich er die jeweiligen Dokumente miteinander, wie ich es getan habe. Wahrscheinlich hatte er bereits seine Zweifel über die Herkunft der ›Champions‹ von Guernon. Vielleicht gehört er selber dazu, vielleicht ist er ebenfalls eine Kreatur dieser Irrsinnigen.

Das Prinzip der Verschwörung ist nun klar: Der Mörder folgte dem Sohn des Bibliothekars, der die Unterlagen geklaut hatte, Rémy Caillouis, und erfuhr von den geheimen Verbindungen zwischen Sertys und Chernecé ... Meiner Ansicht nach kam der Arzt erst später dazu, ein durchgeknallter Forscher, der auf dem Weg über das Blindeninstitut auf die Wahrheit gestoßen war und sich lieber auf die Seite der Verschwörer geschlagen hatte, als sie anzuzeigen. Kurz, unser Mörder spürte die Beteiligten auf und beschloß ihre Hinrichtung. Sein erstes Opfer mußte er noch foltern, um die ganze Geschichte zu erfahren. Bei seinen Komplizen konnte er sich mit Verstümmelung und Ermordung begnügen.«

Karim schüttelte den Kopf. »Bloß weil sie Babys vertauschten? Ehen stifteten?«

»Da ist noch ein Umstand, von dem du nichts weißt: Unter den Bewohnern der Bergdörfer ringsum ist eine auffällige Kindersterblichkeit bei Neugeborenen zu vermerken. Ein Phänomen, das um so unerklärlicher ist, als es sich um sehr gesunde Familien handelt. Den Grund dieser Todesfälle kann ich mir denken: Vater und Sohn Sertys tauschten nicht nur Babys aus, sondern erstickten die Säuglinge, die sie als Kinder der Bergbewohner ausgaben und die in Wahrheit die schwächlichen Intellektuellenkinder waren. Auf diese Weise konnten sie sichergehen, daß die Bauern weitere Kinder zeugen und den Wahnsinnigen damit neues Material liefern würden. Das waren Fanatiker, Karim. Geisteskranke, Mörder in zwei Generationen, nur um ihre verschrobenen Vorstellungen von einer überlegenen Rasse zu verwirklichen.«

»Wenn die Morde also aus Rache geschahen, warum dann diese

sehr speziellen Verstümmelungen?« fragte Karim heiser. »Sie haben symbolischen Wert. Die Entfernung von Augen und Händen steht für die Vernichtung der biologischen Identität der Opfer. So wurden die Leichen auch in einer Weise arrangiert, daß man zunächst ihr Abbild, nicht den Körper selbst entdeckte. Eine andere Methode, um die Opfer zu entmaterialisieren, ihrer leiblichen Identität zu berauben. Caillouis, Sertys, Chernecé hatten anderen die Identität gestohlen und wurden deshalb auf diese alttestamentarische Weise bestraft: Gleiches wird mit Gleichem vergolten – Auge um Auge, Zahn um Zahn.« Der stürmische Regen peitschte ihre bleichen Gesichter, und ihr Atem bildete einen weißlichen Nebel um Niémans' verbundenen Kopf und Abdoufs triefenden Zöpfe. »Niémans, Sie sind ein großartiger Polizist.«

»Nein, Karim. Ich habe jetzt zwar das Motiv des Mörders, aber wer er ist, weiß ich noch immer nicht.« Abdouf lachte trocken auf. »Aber ich.«

»Wie bitte?«

»Jetzt paßt alles zusammen. Denken Sie daran, wovon ich ausgegangen bin: von den Teufeln, die Judiths Gesicht zerstören wollten, weil es ein Beweis war, der sie überführen konnte. Diese Teufel waren niemand anderes als Etienne Caillouis und René Sertys, die Väter der Opfer, und jetzt weiß ich, warum sie um jeden Preis Judiths Gesicht auslöschen mußten. Weil es ihr Komplott hätte auffliegen lassen.« Diesmal war Niémans verblüfft: »WARUM?«

»Weil Judith Hérault eine Zwillingsschwester hatte, die ausgetauscht wurde.«

58

Nun war Karim an der Reihe zu sprechen. In neutralem Tonfall, im Regen, der jetzt, kurz vor Tagesanbruch, nachzulassen schien. Wie die Tentakeln eines Kraken schlängelten sich die Rastalocken um

seine Schultern.

»Sie sagen, die Verschwörer wählten für ihre Machenschaften die Kinder je nach den Eigenschaften ihrer Eltern aus. Mit Sicherheit suchten sie sich die Stärksten und Wendigsten, Menschen, die sich in den Bergen mit der Geschicklichkeit eines Schneeleoparden fortbewegten. Ein Paar wie Fabienne und Sylvain Hérault konnte ihnen also nicht entgehen. Die beiden lebten damals in Taverlay, einem Dorf am Pelvoux in achtzehnhundert Metern Höhe.

Sie ist über eins achtzig groß, kolossal, prachtvoll. Eine engagierte Lehrerin und hervorragende Pianistin. Schweigsam und elegant, stark und poetisch zugleich. Eines steht fest: Fabienne Hérault ist selbst schon ein ambivalentes Wesen.

Viel weniger weiß ich über ihren Mann Sylvain. Er lebte vorwiegend in der dünnen Luft der Gipfel und schlug seltene Kristalle aus dem Felsen. Auch er war ein Hüne und bezwang die wildesten, unzugänglichsten Berge.

Kommissar, wenn die Verschwörer in der ganzen Region nur ein einziges Baby hätten stehlen sollen, dann wäre es das Kind dieses sensationellen Paares gewesen, das von seiner genetischen Beschaffenheit her äußerst vielversprechend war. Ich bin sicher, daß sie mit größter Ungeduld auf die Geburt warteten, gierig wie die Vampire. Am Abend des zweiundzwanzigsten Mai 1972 ist es schließlich soweit. Fabienne und Sylvain Hérault kommen ins CHRU von Guernon, sie ist kurz vor der Niederkunft. Nach nur siebenmonatiger Schwangerschaft. Das Kind ist zwar eine Frühgeburt, aber nach Einschätzung der Hebamme besteht keine Gefahr.

Doch die Geburt verläuft nicht wie geplant. Das Kind liegt falsch, die Wehen ziehen sich hin, ohne daß etwas geschieht. Es ist zwei Uhr morgens, dreiundzwanzigster Mai, und inzwischen hat man festgestellt, daß Fabienne Hérault nicht eines, sondern zwei Kinder bekommt.

Ein Arzt wird hinzugezogen, Fabienne unter Narkose gesetzt. Der Arzt nimmt einen Kaiserschnitt vor und holt Zwillinge ans Licht – zwei Mädchen, die winzig sind und Atemschwierigkeiten haben. Sie müssen mit Sauerstoff beatmet werden und im Brutkasten liegen.

Der Pfleger, der in dieser Nacht in der Säuglingsstation Dienst hat, ist René Sertys, der Vater von Philippe. Er ist total aus dem Häuschen. Seine Aufgabe war es, das Kind auszuwechseln, aber daß es zwei sind, konnte er nicht ahnen. Was tun? In der Aufregung um die Neugeborenen, die sofort versorgt werden müssen, hat niemand sich darum gekümmert, festzustellen, ob es ein- oder zweieiige Zwillinge sind, niemand hat sich ihre Gesichter so genau angesehen. Sertys beschließt, nur ein Kind auszutauschen. Nachdem die Mädchen inzwischen regelmäßig atmen, nimmt er das eine aus dem Brutkasten und legt ein anderes kleines Mädchen hinein, das Kind einer Professorenfamilie, das klein und schwächlich ist und dem zu früh geborenen Hérault-Zwilling in Größe und Gewicht weitgehend entspricht.

Aber eines ist sicher: Er muß dieses Ersatzkind töten. Einen falschen Zwilling, der nicht das geringste mit seiner Schwester gemein hat, kann er nicht am Leben lassen. Also erstickt er das Kind, dann alarmiert er unter großem Geschrei Ärzte und Säuglingsschwestern und spielt seine Rolle gut: Panik, Selbstanklage. Er versteht nicht, wie das hat passieren können, er weiß es wirklich nicht ... Weder der Gynäkologe noch die Kinderärzte äußern eine klare Meinung. Es ist eben ein weiterer Fall von plötzlichem Kindstod, wie sie seit fünfzig Jahren unter den Bergbewohnern so häufig vorkommen, – bei einer Frühgeburt ist das ja nicht einmal überraschend. Man tröstet sich damit, daß immerhin eines der beiden Kinder überlebt hat. Sertys jubiliert innerlich: Das zweite Hérault-Mädchen wird nun in seiner Adoptivfamilie innerhalb des elitären Clans von Guernon aufwachsen. Das alles, Niémans, reime ich mir aufgrund dessen zusammen, was Sie herausgefunden haben. Denn die Frau, mit der ich heute nacht gesprochen habe, Fabienne Hérault, weiß bis heute nichts von der Verschwörung dieser Irrsinnigen. In jener Nacht im Mai 1972 sieht und hört sie nichts, denn als sie endlich aus dem Narkosenebel auftaucht, ist alles vorbei.

Man erklärt ihr, sie habe Zwillinge geboren, doch nur eines der beiden Mädchen habe überlebt. Beweint man den Tod eines Kindes, von dessen Existenz man nicht einmal etwas geahnt hat?

Die ganze Schwangerschaft hindurch war Fabienne überzeugt, es gebe nur ein einziges Kind; sie und ihr Mann nehmen die Nachricht resigniert zur Kenntnis. Nach einer Woche wird Fabienne aus der Klinik entlassen und nimmt ihr Mädchen mit, das sich erstaunlich schnell erholt hat und gut entwickelt. Irgendwo in der Klinik sieht René Sertys zu, wie Sylvain Hérault Frau und Kind abholt. Sie halten die Doppelgängerin eines ausgetauschten Mädchens in den Armen, aber er macht sich weiter keine Sorgen, denn er weiß, daß dieses Paar, das fünfzig Kilometer entfernt mitten in den Bergen lebt, kaum einen Grund hat, wieder nach Guernon zu kommen. Es war zwar ein Risiko, dieses zweite Kind am Leben zu lassen, doch die Wahrscheinlichkeit, daß das Gesicht des Zwillings ihr Komplott je an den Tag bringt, hält er für äußerst gering. Das war ein Irrtum.

Acht Jahre später schließt die Grundschule von Taverlay, an der Fabienne unterrichtet. Die Lehrerin wird – und das ist der einzige Zufall in der Geschichte – nach Guernon versetzt, an die angesehene Ecole Lamartine, die Schule, die alle Professorenkinder besuchen.

So entdeckt Fabienne einen völlig verrückten, unmöglichen Umstand. In der zweiten Klasse, in der Judith aufgenommen wird, gibt es eine zweite Judith. Ein kleines Mädchen, das die exakte Kopie ihrer Tochter ist. Die Klasse wurde übrigens fotografiert – es ist ein Klassenfoto erhalten, auf dem sie beide zu sehen sind. Nachdem die erste Überraschung vorbei ist, analysiert Fabienne die Situation. Es gibt nur eine einzige Erklärung: Das identische Kind ist niemand anderes als Judiths Zwillingsschwester, die ihre Geburt sehr wohl überlebt hat, doch aus einem völlig undurchsichtigen Grund gegen einen anderen Säugling ausgetauscht wurde.

Fabienne sucht also die Säuglingsstation der Klinik auf und trägt ihren Fall vor. Man empfängt sie kühl und argwöhnisch. Fabienne ist jedoch eine robuste Frau und läßt sich nicht so leicht einschüchtern. Sie beschimpft die Ärzte, beschuldigt sie als Kidnapper, kündigt Konsequenzen an. René Sertys hat den Aufruhr zweifellos mitbekommen und erfaßt die Gefährlichkeit der Situation. Doch Fabienne ist schon wieder fort: Sie hat beschlossen, die Professorenfamilie zu besuchen, die angeblichen Eltern ihrer zweiten Tochter. Sie und Judith fahren mit den Fahrrädern zum Campus.

Es ist Abend, kurz vor Einbruch der Nacht, als der Terror beginnt. In der Dämmerung rast ein Wagen auf sie zu und versucht, sie zu überfahren. Fabienne und ihre Tochter stürzen sich seitwärts in den Abgrund neben der Straße und schaffen es im letzten Augenblick, sich am Gestrüpp festzuhalten. Ihre Tochter in den Armen, hinter einen Felsvorsprung geduckt, sieht Fabienne die Mörder, die über ihr am Straßenrand stehen und nach ihnen Ausschau halten; der eine hat ein Gewehr in der Hand. Zu Tode erschrocken beugt sich Fabienne über ihr Kind und fragt sich fassungslos, weshalb man ihnen plötzlich ans Leben will.

Die beiden Männer fahren schließlich davon, zweifellos überzeugt, die beiden seien in den Tod gestürzt. In der Nacht fährt Fabienne zu ihrem Mann nach Taverlay, der während der Woche noch dort wohnt. Sie berichtet ihm, was passiert ist, und will bei den Gendarmen Anzeige erstatten. Sylvain ist anderer Meinung: Er ist entschlossen, mit den Kerlen, die seine Frau und sein Kind umbringen wollten, persönlich abzurechnen. Er nimmt Gewehr und Fahrrad und fährt ins Tal. Viel früher, als er selbst sich hätte wünschen können, trifft er die Mörder, die noch in der Gegend unterwegs sind. Sie begegnen ihm auf der Straße und fahren ihn nieder. Zweimal rollt der Wagen über seinen Körper, dann machen sie sich aus dem Staub. Fabienne hat unterdessen in der Kirche von Taverlay Zuflucht gesucht. Die ganze Nacht wartet sie auf Sylvains Rückkehr. Am Morgen erfährt sie, daß ihr Mann tot ist, bei einem Autounfall ums Leben gekommen, der Fahrer ist unbekannt. Nun begreift sie, daß ihre Kinder Opfer einer Manipulation geworden sind und die Männer, die bereits ihren Mann beseitigt haben, auch sie und ihre Tochter aus dem Weg schaffen werden, sofern sie nicht sofort verschwindet.

Für sie und Judith beginnt eine zweijährige Flucht. Die Fortsetzung kennen Sie. Die Frau und das kleine Mädchen fliehen nach Sarzac, mehr als dreihundert Kilometer von Guernon entfernt. Als Etienne Caillois und René Sertys sie dennoch aufspüren, wendet sie sich an eine Nonne um Hilfe und versucht, das Gesicht ihrer Tochter vergessen zu machen, weil sie überzeugt ist, daß Judith das Opfer eines Fluches ist, der exorziert werden muß. Aber Judith kommt

schließlich bei einem Autounfall um.

Seit dieser Zeit lebt die Mutter völlig zurückgezogen. Sie schwankt zwischen mehreren Hypothesen, am wahrscheinlichsten erscheint ihr jedoch, daß die Adoptiveltern ihrer zweiten Tochter mächtige und skrupellose Persönlichkeiten an der Universität sind und dieses Komplott ausgeheckt haben, um ihre leibliche Tochter, die kurz nach der Geburt gestorben ist, zu ersetzen; daß sie bereit waren, sie und Judith umzubringen, um selbst in Frieden leben zu können. Die Wahrheit erfuhr Fabienne nie: Sie weiß nicht, was hinter dieser Manipulation tatsächlich steckt, und sie ahnt nicht, daß die Verschwörer die beiden Frauen in ganz Frankreich suchten, weil sie fürchteten, das Gesicht des Kindes, der Beweis ihrer teuflischen Machenschaften, werde ihre Tat ans Licht bringen.

Und hier, Niémans, fügen sich unsere Ermittlungen ineinander. Ihre Hypothese bestätigt die meine. Ja: Der Mörder ist zufällig in diesem Sommer auf das Geburtenregister der Klinik gestoßen. Er verfolgte Caillois, dann Sertys und Chemecé. Ja: Er deckte die Manipulation auf und beschloß, sich auf blutigste Weise zu rächen. Und dieser Mörder ist eine Frau: niemand anderes als die Zwillingsschwester von Judith. Eine eineiige Zwillingsschwester, die gehandelt hat, wie Judith es getan hätte, weil sie jetzt die Wahrheit über ihre Herkunft kennt. Deshalb benutzt sie eine Klaviersaite, um ihre Opfer zu erdrosseln, deshalb verschleppt sie die Leichen ins Gebirge – in Erinnerung an ihren Vater, der dort Kristalle suchte. Nur deshalb ist überhaupt eine Übereinstimmung ihres Fingerabdrucks mit dem Abdruck von Judiths Zeigefinger möglich ... Wir suchen ihre Zwillingsschwester, Niémans.«

»Und wer ist sie?« stieß Niémans hervor. »Unter welchem Namen ist sie aufgewachsen?«

»Das weiß ich nicht. Die Mutter hat sich geweigert, ihn zu nennen. Aber ich habe ihr Gesicht.«

»Ihr Gesicht?«

»Ein Foto von Judith im Alter von elf. Also auch das Gesicht der Mörderin – schließlich sehen sie gleich aus. Ich denke, mit diesem Foto könnten wir ...«

Niémans streckte eine zitternde Hand aus. »Zeig her, los.« Karim

zog das Foto hervor und reichte es ihm. »Sie ist die Mörderin, Kommissar. Sie rächt ihre tote Schwester. Sie rächt ihren ermordeten Vater. Sie nimmt Rache für sämtliche erstickten Babys, übervorteilten Familien, all die Generationen, die ausgenutzt wurden im Namen einer ... Niémans, geht's Ihnen nicht gut?«

Mit aschfahlem Gesicht und zusammengebißenen Zähnen starrte der Kommissar auf das Foto in seiner bebenden Hand. Karim begriff auf einmal und packte ihn an der Schulter. »Jesusmaria, Sie kennen sie! Sie kennen Sie, stimmt's?« Niémans ließ das Foto in den Schlamm fallen. In seinen Augen loderte der Wahnsinn, als er mit heiserer Stimme hervorstieß: »Lebendig! Wir müssen sie lebendig festnehmen!«

59

Die beiden Polizisten fuhren durch den Regen, sie sprachen kein Wort mehr. Sie durchquerten mehrere Straßensperren der Polizei. Man musterte sie recht mißtrauisch, ließ sie jedoch passieren. Keiner von ihnen kam auf die Idee, eine Truppe zur Verstärkung anzufordern: Niémans war ohnehin aus dem Rennen, und Karim bewegte sich außerhalb seiner Zuständigkeit. Aber es war ihr Fall, und sie waren fest entschlossen, ihn zu Ende zu bringen. Allein.

Sie gelangten zum Campus, rasten über geteerte Straßen und nassen Rasen, bis sie vor dem Hauptgebäude standen. Sie sprangen aus dem Wagen und hasteten ins oberste Stockwerk hinauf, durchquerten im Laufschrift den Korridor und hämmerten gegen die Tür. Keine Antwort. Sie sprengten das Schloß und drangen in die Wohnung ein.

Niémans hielt seine geladene Remington, die er sich von der Gendarmerie zurückgeholt hatte, Karim seine Glock, über Kreuz mit seiner Taschenlampe: zwei divergierende Strahlen, Licht und Tod.

Die Wohnung war leer.

Sie setzten zu einer raschen Durchsuchung an, als Niémans' Pager sich meldete: Marc Costes wollte angerufen werden. Dringend. Der Kommissar telefonierte sofort. Seine Hände zitterten immer noch, und ein stechender Schmerz schraubte sich durch sein Gehirn.

»Niémans«, tönte die Stimme des Pathologen. »Ich bin gerade bei Barnes. Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß Sophie Caillois gefunden wurde.«

»Lebendig?«

»Ja, lebendig. Sie war auf der Flucht in die Schweiz, mit dem Zug ...«

»Hat sie irgendwas gesagt?«

»Sie sagt, sie sei das nächste Opfer. Sie kennt den Mörder.«

»Hat sie einen Namen genannt?«

»Sie will nur mit Ihnen sprechen, Kommissar.«

»Sperrt sie ein, unter höchsten Sicherheitsvorkehrungen. Niemand spricht mit ihr. Niemand geht zu ihr. In einer Stunde bin ich da.«

»In einer Stunde? Sind Sie auf einer Spur?«

»Bis dann.«

»Warten Sie! Ist Abdouf bei Ihnen?«

Niémans warf dem Leutnant das Mobiltelefon zu und nahm seine eilige Suche wieder auf. Karim hielt sich das Telefon ans Ohr.

»Ich weiß jetzt, welchem Ton die Klaviersaite entspricht«, sagte der Gerichtsmediziner. »B?«

»Woher weißt du das?«

»Ich hab's mir gedacht. Danke«, sagte Karim und schaltete ab. Er warf einen Blick auf Niémans, der ihn durch seine regengesprenkelten Brillengläser anstarrte.

»Hier finden wir nichts«, stieß der Kommissar hervor. »Fahren wir zur Sporthalle. Dort hat sie ihren Schlupfwinkel.« Die Tür der Halle, eines abgelegenen Gebäudes am Rand des Campus, leistete keinen Widerstand. Die beiden Männer traten ein und tasteten sich in entgegengesetzten Richtungen voran. Karim hielt wieder seine Glock über dem Strahl der Taschenlampe, und auch Niémans hatte die Lampe eingeschaltet, die auf dem Lauf seines Gewehrs montiert war. Die Halle war leer.

Sie stiegen über Bodenmatten, passierten Barren und Reck,

leuchteten in die Ecken und zur hohen Decke hinauf, von der Ringe und Seile herabhingen. Stille, lastend wie ein dumpfer Panzer. Ein saurer Geruch nach Schweiß und altem Gummi. Die Dunkelheit bevölkert von symmetrischen Formen, Geräten aus Holz und Metall. Niémans stieß gegen ein Trampolin und stolperte, Karim fuhr auf der Stelle herum. Höchste Anspannung.

Ein kurzer Blickwechsel. Beide spürten die Erregung des anderen, knisternd, funkensprühend wie Feuersteine. »Es ist hier«, flüsterte Niémans. »Ich bin sicher, es ist hier.« Karim warf noch einen Blick in die Runde, dann wandte er sich den Heizungsrohren zu, die entlang der Wand verliefen. Er folgte den Rohren, horchte auf das leise Zischen des heißen Wassers, stieg über Hanteln und Medizinbälle hinweg und gelangte zu einer Ansammlung ölverschmierter Stangen, schräg gegen Matten gestützt, die senkrecht an der Wand aufgestellt waren. Er bemühte sich gar nicht erst, leise zu sein, sondern warf Stangen und Matten einfach um: Hinter dieser notdürftigen Barriere verbarg sich eine eiserne Tür, die zum Heizungsraum führte. Mit einem einzigen Schuß sprengte er das Schloß. Ein Hagel von Metallsplintern stob in alle Richtungen, und Karim riß die Tür so heftig auf, daß sie aus den Angeln fiel. Drinnen war es finster.

Er leuchtete mit der Taschenlampe hinein und prallte sofort zurück. Inzwischen war Niémans bei ihm, und die beiden Männer traten nun gleichzeitig ein.

Ein fauliger und zugleich metallischer Geruch sprang ihnen ins Gesicht. Blut.

Blut an den Wänden, an den eisernen Rohren, in riesigen Lachen auf dem Boden: Magnesiumpulver war darüber gestreut worden, um die Flüssigkeit aufzusaugen, und hatte sich zu schwärzlichen, körnigen Klumpen geballt. Blut auf den gewölbten Wänden des Heizkessels.

Die beiden Männer empfanden keinen Ekel; es war, als hätte sich ihr Verstand vom Körper getrennt und schwebte zwischen ungläubigem Entsetzen und Wahnsinn. Sie traten näher, leuchteten jede Einzelheit aus. Eine Klaviersaite war um ein Rohr geschlungen. Ein Benzinkanister stand daneben, braun verkrustet und mit einem

blutigen Lappen verstopft, und in der erstarrten Blutlache steckten scharfzahnige Klappen.

Je mehr sie von der Kammer zu Gesicht bekamen, desto stärker flackerte das Licht und verriet das Entsetzen, das die Männer ergriffen hatte. Niémons entdeckte etwas Farbigen unter einer Bank und bückte sich: Es waren mehrere Kühlboxen. Er zog eine zu sich, öffnete sie und hielt sie ohne ein Wort Karim hin, der mit seiner Lampe den Inhalt beleuchtete. Augen.

Gallertig, weißlich, überzogen von Reif, in Eis gebettet. Niémons öffnete bereits eine zweite Kühlbox, und darin lagen verkrampte, bläuliche Hände mit blutverkrusteten Nägeln und tiefen Einkerbungen an den Handgelenken. Niémons schüttelte sich. Karim ächzte und wandte sich ab.

Das war kein Heizungsraum: Sie waren in das Gehirn der Mörderin eingedrungen, in ihre Höhle – dieses Verlies hatte sie sich ausgesucht, um die Kindermörder hinzurichten. »Sie ist abgehauen«, sagte Karim, ein wenig schrill. »Fort von Guernon.«

»Nein«, antwortete Niémons. »Sie ist noch hinter Sophie Caillois her, der letzten auf ihrer Liste. Caillois wurde in die Gendarmerie gebracht. Ich bin sicher, sie wird es bald erfahren – wenn sie es nicht ohnehin schon weiß – und hingehen.«

»Bei den vielen Straßensperren? Sie kann doch keinen Schritt mehr tun, ohne daß ...«

Karim verstummte jäh. Die beiden Männer sahen einander an, von unten beleuchtet vom Strahl der Lampen. Gleichzeitig murmelten sie: »Der Fluß.«

Das Zusammentreffen ereignete sich am Rand des Campus. Dort, wo Caillois' Leiche gefunden worden war. Dort, wo der Fluß sich beruhigte und einen kleinen Tümpel bildete, ehe er zur Stadt weiterfloß.

Querfeldein raste der Audi zu den Felsen, geriet auf den grasbewachsenen Hängen ins Schleudern, fing sich wieder und folgte dem Weg, dessen letzte Kurve zum Flußufer führte. Während Karim sich mit gezückter Waffe aus dem Fenster lehnte und die Felswand musterte, entdeckten sie eine Gestalt, deren schwarzer Regenmantel im Scheinwerferlicht glitzerte. Die Gestalt schaute auf, und ihr

Gesicht leuchtete weiß, wie ein erstarrter Blitz. Karim erkannte den Helm und die Mütze. An einem Strick hielt die Frau einen roten Kajak, der im Wasser schwamm, und zog ihn zu sich, ungeduldig, als wäre er ein störrisches Reittier. »Du schießt nicht«, murmelte Niémans. »Du rührst dich nicht von der Stelle. Ich nehme sie allein fest.«

Ehe Karim antworten konnte, war der Kommissar aus dem Wagen gesprungen und rannte die letzten Meter des Abhangs hinunter. Karim schaltete den Motor aus und stieg aus. Im Licht der Scheinwerfer sah er Niémans mit gewaltigen Sätzen auf das Ufer zulaufen. »Fanny!« brüllte er.

Die junge Frau setzte einen Fuß in das Boot. Niémans erwischte sie am Kragen, riß sie zurück und drückte sie an sich. Karim stand da wie versteinert, hypnotisiert vom Anblick dieser beiden Gestalten, die ein unverständliches Ballett aufführten. Er sah, wie sie sich umarmten – so schien es ihm jedenfalls –, sah, wie die Frau den Kopf zurückwarf und sich weit zurücklehnte. Sah, wie Niémans erstarrte, sich krümmte und seine Waffe zog, ohne die Frau loszulassen. Blut quoll ihm aus dem Mund, und Karim begriff, daß die Frau ihm mit dem Messer den Bauch aufgeschlitzt hatte. Er vernahm gedämpfte Schüsse, Niémans' MR 73, der seine Beute vernichtete, während die beiden einander in tödlicher Umarmung umklammerten. »NEIN!«

Karims Schrei erstarb ihm in der Kehle. Mit gezückter Waffe rannte er auf das Paar zu, das schwankend am Ufer stand. Er wollte noch einmal schreien, wollte schneller sein, die Zeit zurückdrehen. Doch es war zu spät: Mit einem klatschenden Aufprall fielen Pierre Niémans und die Frau ins Wasser. Als er am Ufer war, sah er nur noch zwei Leichen, die geschmeidig und gelöst im Wasser trieben. Die leichte Strömung erfaßte sie, bald hatten sie die Felsen passiert, und dort ergriff sie der Fluß und nahm sie mit in die Stadt.

Karim stand reglos am Ufer, starrte ihnen nach und lauschte dem Plätschern des Wassers jenseits der Felsen. Doch der Alptraum war nicht zu Ende: In diesem Augenblick spürte er eine scharfe Kälte an der Kehle – eine Messerklinge, die seine Haut ritzte. Eine geschwinde Hand fuhr unter seinem Arm hindurch und zog die

Glock aus dem Holster.

»Freut mich, dich kennenzulernen, Karim«, sagte eine warme Stimme, sanft wie ein Kreis von Steinen auf einem Grab. Langsam drehte Karim sich um. Im grauen Licht des Morgens erkannte er das ovale Gesicht, den dunklen Teint, die hellen Augen, die in Tränen schwammen.

Vor ihm stand Judith Hérault, die Doppelgängerin der Frau, die Niémans »Fanny« genannte hatte. Das kleine Mädchen, das er so lange gesucht hatte.

Das kleine Mädchen war zur Frau geworden. Durchaus lebendig.

60

»Wir waren zwei, Karim. Wir waren immer zwei.« Abdouf mußte mehrmals ansetzen, ehe er einen Ton herausbrachte. »Erzähl, Judith. Erzähl mir alles. Wenn ich sterben soll, will ich's wenigstens wissen.«

Die junge Frau starrte ihn stumm an. Die Tränen liefen ihr übers Gesicht, und ihre Hände umklammerten Karims Waffe. Sie trug einen schwarzen Regenumhang, eine Taucherhose und einen dunklen Fahrradhelm, der wie eine lackierte Hand über ihrer üppigen Haarmähne lag.

Auf einmal begann sie zu sprechen, laut und hastig: »In Sarzac, als Maman merkte, daß die Teufel uns wieder aufgespürt hatten, war ihr klar, daß wir sie nie los sein würden ... Daß sie uns immer auf den Fersen wären und sie mich schließlich umbringen würden ... Und sie hatte eine geniale Idee ... Sie sagte sich, der einzige Ort, wo die Mörder mich nie suchen würden, sei im Schatten meiner Zwillingschwester, Fanny Ferreira ... Mitten in ihrem Leben ... Meine Schwester und ich, wir sollten uns eine Existenz teilen, ohne Wissen irgendeines anderen Menschen.«

»Dann waren ja die anderen Eltern ... Steckten sie mit euch unter

einer Decke?«

Judith fing an zu lachen, unter Tränen.

»Aber nein, du Idiot ... Fanny und ich hatten ja Zeit, uns kennenzulernen, in der Grundschule Lamartine ... Als die Mörder wieder hinter uns her waren, gingen wir daran, den Plan unserer Mutter in die Tat umzusetzen ... Meine Schwester war gleich einverstanden ... Wir würden zu zweit das Leben einer einzigen Person führen, in absoluter Geheimhaltung. Aber zuerst mußten wir die Mörder für immer loswerden: Man mußte ihnen klarmachen, daß ich tot sei. Maman hat alles so arrangiert, daß sie glaubten, wir flüchteten von Sarzac. Sie hingegen führte sie nur in die Falle, die sie sich ausgedacht hatte: der Autounfall ...« Tatsächlich eine geniale Idee, dachte Karim, er war ja selbst in die Falle gegangen, vierzehn Jahre später, während er sich voller Anmaßung etwas auf seine Scharfsinnigkeit zugute gehalten hatte. Wenn er innerhalb weniger Stunden die Spur von Fabienne und Judith Hérault hatte ausfindig machen können, dann nur deshalb, weil er einem ausgeschilderten Weg gefolgt war. Einem Weg, der schon 1982 eigens markiert worden war, um Caillois und Sertys in die Irre zu führen.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, fuhr Judith fort: »Maman hat euch alle getäuscht, alle! Sie war nie eine religiöse Fanatikerin ... Nie glaubte sie an Teufel und Exorzismus ... Sie beauftragte nur deshalb eine Nonne, die Fotos einzusammeln, damit man sie leichter aufspüren konnte, kapiert du? Sie tat so, als wollte sie unsere Spuren verwischen, während sie in Wahrheit eine tiefe, gut sichtbare Furche grub, damit die Mörder unserer Vorstellung bis zum Schluß zusahen ... Deshalb zog sie auch Crozier ins Vertrauen, der so diskret war wie ein Elefant im Porzellanladen ...« Wieder dachte Karim an all die Indizien, all die Hinweise, anhand deren er den Weg der beiden Frauen so leicht hatte rekonstruieren können, an den reuezerfressenen Arzt, den bezahlten Fotografen, den trinkenden Pfarrer, die Klosterfrau, den Feuerschlucker, den Autobahnwächter ... Alle diese Gestalten waren die Wegmarken, die Fabienne Hérault gesetzt hatte, die Meilensteine, die Caillois und Sertys bis zu dem fingierten Unfall lenkten. Und die auch Karim in wenigen Stunden zu der Autobahnstation geführt hatten, dem

Endpunkt von Judiths Schicksal. Was für eine perfekte Manipulation ihr da gelungen war! Karim setzte zu einem Protest an: »Caillois und Sertys sind euch ja gar nicht gefolgt. Während meiner Ermittlungen hat keiner je ihren Namen erwähnt.«

»Weil sie diskreter waren als du! Aber sie verfolgten uns sehr wohl. Und wir standen ziemlich unter Druck, das kannst du mir glauben ... Denn als wir den Unfall inszenierten, hatten sie uns schon aufgespürt und wollten uns umbringen.«

»Der Unfall ... Wie habt ihr den bewerkstelligt?«

»Maman brauchte über einen Monat für die Vorbereitung. Am schwierigsten war der Trick, den Karren an die Mauer zu setzen und selber unbeschadet davonzukommen ...«

»Aber die Leiche? Wer war das?«

Judith lachte höhnisch auf. Karim dachte an die blutigen Eisenrohre, den Benzinkanister, die Blutlachen und begriff, daß Fanny ihre Schwester offensichtlich nur bei der Rache unterstützt hatte, doch die wahre Mörderin, die gefoltert und gequält hatte, das war sie, Judith. Eine Verrückte. Eine Furie, die man nur fesseln und einsperren konnte. Die auch Niémans auf der Betonbrücke zu töten versucht hatte.

»Maman las sämtliche Regionalzeitungen: vermischte Nachrichten, Unfälle, Todesanzeigen ... Sie klapperte Krankenhäuser und Friedhöfe ab. Sie brauchte eine Leiche meines Alters und meiner Größe. In der Woche vor dem Unfall grub sie ein Kind aus, das hundertfünfzig Kilometer von uns entfernt begraben worden war. Ein kleiner Junge, bestens geeignet. Maman hatte bereits beschlossen, meinen Tod unter dem Namen ›Jude‹ bekanntzugeben, um die Lüge perfekt zu machen. Jedenfalls mußte die Leiche bei dem Unfall schwer beschädigt werden, damit das Kind unkenntlich wäre. Auch sein Geschlecht.«

Sie lachte schrill auf, doch das Gelächter erstarb in einem Schluchzen. »Von Freitag bis Sonntag lebten wir mit einer Leiche im Haus. Ein kleiner Junge, der bei einem Mofaunfall ums Leben gekommen und schon deshalb in ziemlich üblem Zustand war, außerdem nicht gerade frisch. Wir legten ihn in die eisgefüllte Badewanne. Und warteten.«

Sein Chef kam ihm wieder in den Sinn. »Hat Crozier euch geholfen?«

»Die ganze Zeit. Er war Mamans Schönheit völlig verfallen. Und er wußte, daß diese ganze makabre Geschichte zu unserem Besten war. Also haben wir zwei Tage gewartet. In unserem kleinen Steinhaus. Maman spielte Klavier wie eine Irre, immer dieselbe Chopin-Sonate, als könnte sie den Alptraum damit auslöschen ...

Ich verlor fast den Verstand wegen dieser Leiche, die in unserer Badewanne vor sich hinfaulte. Meine Kontaktlinsen taten mir weh, und die Klaviertöne bohrten sich wie Nägel in mein Gehirn. Ich bin fast durchgedreht ... Ich hatte Angst, entsetzliche Angst ... Denn schließlich stand die letzte Tortur noch aus ...«

»Was war das?«

In ihrer strahlenden Schönheit stand Judith vor ihm und streckte ihm mit obszöner Geste den Zeigefinger entgegen. Das erste Glied fehlte.

»Die Amputation. Das mußt du doch wissen, Bulle: Bei der Abnahme eines Fingerabdrucks verwenden die Polizisten immer den Zeigefinger der rechten Hand. Maman schnitt mir das erste Fingerglied ab und montierte es mit Hilfe eines Metallzapfens, den sie längs ins Fleisch bohrte, auf den Finger der Leiche. Es war bloß ein kleiner Schnitt an einer sowieso blutigen und aufgerissenen Hand – Maman hatte sie absichtlich zerschnitten ... Bei so vielen Verletzungen fiel dieser kleine Schnitt nicht weiter auf. Und die Sache mit dem Fingerabdruck war unverzichtbar. Nicht für die Polizisten – die gaben sich mit ihrer Aussage zufrieden. Sondern für die anderen, die Teufel, die vielleicht meine oder Fannys Fingerabdrücke hatten und Vergleiche anstellen würden ... Maman betäubte mich, dann operierte sie mich mit einem scharfen Messer. Ich ... ich habe nichts gespürt ...«

»Das warst also nicht du, die heute nacht auf mich geschossen hat?«

»Nein, du Schlaumeier. Ich war zu der Zeit hinter Sophie Caillois her, der kleinen Schlampe, die völlig verrückt nach ihrem Macker war und nie gewagt hat, Rémy und die anderen anzuzeigen ...« Wieder begannen die Tränen zu rinnen. »Fanny war's, die auf dich

geschossen hat. Die zarte Seele – umbringen hätte sie dich sollen. Hätte sie's getan, dann wäre sie noch am Leben ... Aber sie bringt so was ja nicht fertig ...«

Judith verstummte und wischte sich die Tränen ab. Dann setzte sie ihren hastigen Bericht fort: »Gleich nach dem Unfall fuhr ich zu Fanny nach Guemon. Sie hatte ihre Eltern überredet, sie ins Internat zu schicken, und dort wohnten wir dann beide ... Wir waren erst elf, aber wir konnten sofort ein synchrones Leben führen ... Ich lebte unter dem Dach. Ich konnte schon damals ziemlich gut klettern und gelangte über Balken und Fenstersimse zu meiner Schwester ... Wie eine Spinne ... Und keiner hat mich je gesehen ...

Jahre vergingen. Wir wechselten uns in allen Situationen ab, in der Schule, in der Familie, bei unseren Freundinnen und Freunden. Wir teilten uns das Essen und führten exakt dasselbe Leben, aber nacheinander. Jeden zweiten Tag war ich an der Reihe – mit verbundenem Finger, damit niemand merkte, daß mir was fehlt –, an den anderen Tagen sie. Fanny war die Intellektuelle: Sie führte mich in die Bücher ein, die Wissenschaften, die Geologie. Während ich ihr das Klettern beibrachte, das Schwimmen, das Wildwasserfahren. Zu zweit waren wir unschlagbar ... Wie ein Drache mit zwei Köpfen.

Manchmal kam Maman uns besuchen, im Gebirge. Sie brachte uns Vorräte, aber nie sprach sie über unsere Herkunft oder die zwei Jahre in Sarzac. Sie dachte, dieser Betrug sei für uns die einzige Möglichkeit, in Frieden zu leben ... Aber ich konnte die Vergangenheit nicht vergessen. Ich hatte immer eine Klaviersaite bei mir. Und ich hörte immer die Sonate in b-Moll. Die Trauermusik für die Jungenleiche in der Badewanne ... Manchmal hatte ich Wutanfälle ... wickelte mir die Saite um die Finger, bis ich blutete. Und erinnerte mich an alles. An meine Angst in Sarzac, als ich den kleinen Jungen spielen mußte, an die Sonntage in Sète, wo ich das Feuerschlucken lernte, an die letzte Nacht, als Maman mir den Finger abschnitt.

Die Namen der Mörder, die uns verfolgten und unseren Vater umgebracht hatten, wollte sie mir nie sagen. Ich machte ihr angst, sogar ihr ... Ich glaube, sie wußte, daß ich mich früher oder später rächen würde. Meine Rache brauchte nur einen kleinen Funken ...

Es tut mir bloß leid, daß die Geschichte mit dem Geburtenregister erst so spät ans Licht gekommen ist, als die Väter Sertys und Caillois bereits tot waren ...«

Judith verstummte und hielt mit ruhigen Händen die Waffe. Karim sagte nichts, aber sein Schweigen war eine Frage. Auf einmal schrie das Mädchen ihn an: »Was soll ich dir denn noch sagen? Daß Caillois alles gestanden und um sein Leben gebettelt hat? Daß viele Generationen unter ihrem Wahnsinn zu leiden hatten? Daß sie das Werk ihrer Väter fortsetzten und selber Babys austauschten? Daß sie vorhatten, uns zu verkuppeln, mich und Fanny, mit einem dieser degenerierten Idioten von der Uni? Wir waren ihre Kreaturen, Karim ... Wahnsinnige waren sie«, fuhr sie in ruhigerem Ton fort. »Hoffnungslos durchgeknallt.

Sie haben sich tatsächlich eingebildet, sie handelten zum Wohl der Menschheit, wenn es ihnen gelang, den perfekten Genpool zustande zu bringen ... Caillois mit seinem Volk auf dem Vormarsch, er hielt sich für Gott ... Und Sertys hatte eine Lagerhalle, in der er Tausende von Ratten züchtete ... Seine Ratten standen für die Bevölkerung von Guernon ... Jedes Vieh hatte den Namen einer Familie, sagt dir das was? Verstehst du, wie durchgedreht diese schwachsinnigen Verbrecher waren? Und Chernecé vervollständigte das Bild ... Es sagte, die Iris überlegener, genetisch besserer Menschen weise einen besonderen Glanz auf, und er werde der Wächter sein, an der Schwelle der neuen Welt, derjenige, der dieses Fanal in Form von Augen der Menschheit entgegenhält ...«

Judith senkte die Stimme. »Wir hatten eine Scheißangst, Fanny und ich, das kannst du mir glauben ... Caillois wurde als erster hingerichtet. Wir wollten eine Rache, die ihrer Verschwörung ebenbürtig war ... Fanny kam auf die Idee mit den Verstümmelungen, mit denen wir die biologischen Identitätsmerkmale entfernten ... Sie sagte, wir müßten ihre Identität vernichten, so wie sie es mit den Kindern von Guernon getan hatten ... Und ihre Körper müßten auf ein Spiegelbild reduziert werden, in Scherben zerbrochen wie ein Krug ... Ich kam auf die Idee der Fundorte: Wasser, Eis, Glas. Und ich mußte die Dreckarbeit machen ... Den ersten Kerl zum Reden bringen, mit Schlägen,

Schnitten, Feuer ...

Dann klemmten wir die Leiche in die Felswand und schlugen in Sertys' Lager alles kurz und klein ... Anschließend hinterließen wir eine Nachricht in der Wohnung des Bibliothekars ... Unterzeichnet mit Judith, damit die Schweine Schieß kriegten und kapierten, daß ein Geist zurückgekommen war ... Fanny und ich wußten genau, daß die beiden, die noch übrig waren, nach Sarzac fahren würden, um nachzuprüfen, was sie für sicher gehalten hatten: daß ich tot und begraben sei, auf dem Friedhof dieses beschissenen Kaffs ... Also fuhren wir hin, leerten den Sarg und füllten ihn mit den Rattenknochen, die wir im Lager gefunden hatten – Sertys, dieses fetischistische Aas, hatte sie alle beschriftet ...«

Wieder brach Judith in ein Hohngelächter aus. »Wenn ich mir ihr Gesicht vorstelle, als sie die Kiste aufgestemmt haben! Sie mußten es wissen, verstehst du«, fuhr sie fort, wieder ernst. »Sie mußten kapiieren, daß die Zeit der Rache gekommen war, daß sie alle krepieren würden ... Daß sie für die Schweinereien bezahlen mußten, die sie der Stadt angetan haben, unserer Familie, uns beiden, und mir, mir, mir ...«

Ihre Stimme erstarb. Die aufgehende Sonne schickte ihre Strahlen voraus und ließ die Berggipfel im Westen rot erglühen. »Und jetzt?« murmelte Karim. »Was hast du jetzt vor?«

»Ich will zurück zu Maman.«

Karim dachte an die große Frau mit ihren bunten Möbeln in ihrem abgelegenen Haus. Er dachte an Crozier, den überzeugten Einzelgänger, der gewiß zu ihr gefahren war, nachdem er aus seiner Ohnmacht erwacht war. Dieses Paar würde früher oder später zur Rechenschaft gezogen werden. »Ich muß dich festnehmen, Judith.«

Die junge Frau grinste. »Wie denn? Ich hab deine Waffe, Bulle! Eine Bewegung, und du bist tot.«

Karim trat einen Schritt näher und versuchte zu lächeln. »Es ist vorbei, Judith. Wir werden uns um dich kümmern, wir ...«

Als sie auf den Abzug drückte, hatte Karim bereits die Beretta gezückt, die er immer im Hosenbund trug und mit deren Hilfe er die Skins besiegt hatte – die Waffe der letzten Chance. Zwei Schüsse hallten durch den Morgen, und ihre Kugeln kreuzten sich. Karim

wurde nicht getroffen, Judith hingegen prallte zurück. Anmutig, wie im Takt zu einer unhörbaren Musik, schwankte sie sekundenlang, während ihre Brust sich schon rot färbte. Sie ließ die Automatik fallen, taumelte ein paar Schritte, dann stürzte sie ins Leere. Karim glaubte ein Lächeln auf ihrem Gesicht gesehen zu haben.

Mit einem Aufschrei stürzte er auf die Felsen zu, um Judiths Leiche nachzuschauen, dem Mädchen, das er geliebt hatte – das wußte er jetzt –, mehr als alles auf der Welt, vierundzwanzig Stunden lang.

Ihre leblose Gestalt trieb durch den Fluß davon, und er sah ihr nach, wie sie sich entfernte, im Gefolge von Fanny Ferreira und Pierre Niémans.

Am Horizont über den Bergen ging eine strahlende Sonne auf. Karim achtete nicht darauf.

Die Dunkelheit, die sein Herz gefangenhielt, vermochte keine Sonne zu durchdringen.

Jean-Christophe Grangé
Der Flug der Störche

Thriller

Aus dem Französischen von
Barbara Schaden
368 Seiten, geb.
ISBN 3-431-03432-2

Jahr für Jahr ziehen Tausende von Störchen aus Europa nach Afrika, um im nächsten Frühjahr wieder zurückzukehren. Doch diesmal bleiben die Zugvögel aus. Von einem Schweizer Ornithologen beauftragt, verfolgt der Student Louis Antioche den Weg der Störche von Europa nach Zentralafrika. Seine Nachforschungen werden zu einer Reise in das Grauen ...

»Ein Roman mit Hochspannung – eine Reise am Rande der Angst.«

Le Figaro Magazin

»Ein packender, origineller Thriller, der seine Stärken immer wieder aus dem oft bewußt grell gezeichneten Lokalkolorit gewinnt.«

Rheinischer Merkur

»Der ›Flug der Störche‹ vertreibt schlagartig jede Form von Langeweile.«

Nürnberger Zeitung

»So gescheit, spannend und blutig geschrieben, daß das französische Fernsehen gar nicht genug davon kriegen kann.«

Penthouse

Ehrenwirth Verlag